

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

schüttelte er den Kopf. „Der Mensch versuche die Götter nicht . . .!“ Das Schiff müsse bedeutend ausgebaut werden, sagte er. So wie es sei, könne man das Wagnis nicht noch einmal versuchen. Das Luftschiff ist dann in der Tat gründlich neu gebaut worden, und Edener hat im Frühjahr es wieder versucht, nach Amerika zu fliegen, nachdem er eine Fahrt über das Mittelmeer, Kleinasien, Jerusalem, Griechenland mit Erfolg zu Ende geführt hatte. Aber o weh! Der Versuch, nach Amerika zu fliegen, ist völlig mtklungen. Die Motoren versagten. Das Schiff mußte wenden und in Frankreich in dem Luftschiffhafen Cuers landen. Man muß es den Franzosen zur Ehre nachsagen, daß sie mit großartiger Ritterlichkeit



Eine segnende Hand ruhte über dem Luftschiff bei seiner sturmreichen Fahrt.

das Schiff auf ihrem Boden aufgenommen haben. Edener hat dafür eine Anzahl französischer Offiziere auf dem Rückflug nach Friedrichshafen als Gäste mitgenommen. Und manche Begeisterten haben gesagt, von diesem Tag an datiere eine neue Zeit deutsch-französischen Verständnisses. So sehr das des Hinkenden brennender Wunsch ist, daß die beiden Völker sich verstehen möchten, so bleibt er doch zweifelhaft gegenüber den großen Zukunftshoffnungen. Aber schön war's, daß das französische Volk den kühnen Luftschiffer in neidloser Freundlichkeit willkommen geheißen hat. Wann nun der Flug nach Amerika gewagt wird, steht dahin.

Aber diese Großtat deutschen Geistes gibt dem Hinkenden doch den Mut, zu glauben, daß das deutsche Volk noch seine weltgeschichtliche Aufgabe vor sich hat. Wo so viel Kraft und Tüchtigkeit steckt, ist die Zukunft noch nicht verloren. Darum schwenkt der Hinkende seinen Zweispitz über Deutschlands Not und Sorgen und ruft zuversichtlich: Sie gut deutsch allewege!

Der Sieg des Lebens.

Es war in den Bergen oberhalb des Thuner Sees. In der Zeit unmittelbar nach Ostern. Frühling und Winter lagen miteinander im Streit. Auf sonnigen Wiesenhängen lachten die ersten Blumengesichter. In Talfalten lagen die letzten Schneewehen, die langsam vor der Sonne zurückwichen.

In einem Sonntag sagte der Freund zu mir: „Komm, wir wandern zusammen in das Justiztal, das in verschwiegener Stille zwischen den beiden riesigen Felsstämmern liegt.“

Wir gingen über den gewundenen Weg, der am steilen Berghang sich zur Höhe zieht. Unter den Mutterarmen der Sonne war die Erde erwacht und hatte die weiße Schlummerdecke abgeworfen. Vögel sangen, Bächlein stürzten in die Tiefe. Aus dem Moosboden des Waldes schauten Beilschen, Leberblümchen, Himmelschlüssel.

Da bog der Weg abwärts — dem Fessental zu. Der Schnee lag auf dem Weg. Zuerst nur ein paar weiße Bettflaten, die der Winter bei seinem eiligen Rückzug verloren hatte. Aber dann dichter und breiter und mächtiger. Jetzt standen wir am Eingang des Tales. Rechts und links die ungeheuren Steinmauern des Beatenberger und des Sigriswiler Grates. Stundenweit riesige Wände. Wolkenschleier schweben dran vorüber. In den Spalten quirlt Nebel.

Aber im Talgrund die unermessliche weiße Fläche. Das Leichentuch, von dem die Winterlieder singen. Wir stapfen mühselig voran. Bis zum Knie sinkt man ein. Ueber Felsklöße weg, über die Strudellöpfe der Heidelkrautbüsche, die im Schnee begraben sind. Schnee, überall Schnee. Frühling, wo bist du?

Und nun taucht die Hütte auf, in der wir rasten wollen. Sie sieh da! Welch ein holdseliges Wunder! Mitten aus dem Schneefeld taucht eine Insel auf. In runder Erhöhung hebt sie sich aus der weißen Fläche. Von ihr hat die Sonne die Schneehülle weggeschmolzen. Da — blüht's und spricht's. Ist's möglich? Ja — das sind keine Schneereste. Das sind die weichen Köpfschen der Krokus, die in dem Tal wild wachsen. Und daneben violette und gestreifte. Mitten in der Welt des Todes die Herrlichkeit des Lebens.

Auf dem Ast einer Wettertanne singt eine Schwarzmeise. Ich verstehe ihr Lied, das in den rötlichen Schein der niedergehenden Sonne hinaufwirbelt: „Grabt das Leben ein! Dacht es mit eurem Leichentuch! Es hilft euch nichts! Was zum Licht geboren ist, das kommt ans Licht!“

Da dachte ich der Heimat in ihrer tausendfältigen Not unter den Totengräbern, die ihr Leben zu ersticken sich anstehen. Und ich jubelte hinüber über die Bergwelt der Schweiz in die Berge des Schwarzwaldes: „Getroft, mein deutsches Volk. Sie dürfen dich nicht einschaulen. Was zum Leben geboren ist, das wird leben!“ Deutschland, ich glaube an den Sieg des Lichts, deines Lichts, deiner Kraft!

Ma

Ha
St
fel
Ja
stü

ist,
ist
be
W
re
he
he
sch
S
ge
ni
Q
ar
ei
di

T
d
u
d
s
h
C
r
f

Was Großmutter's Spinnrad aus vergangenen Zeiten erzählt.

Von Ida Freusch-Müller.



Urväter-Hausrat — das Wort hat einen so heimlich-heimeligen Klang. Und wieviele Geschichten können so alte Möbelstücke oder Hausgeräte erzählen; man muß nur das rechte Stündchen abwarten und dann zu hören ver- stehen. Großmutter's Spinnrad, das im letzten Jahrzehnt in mein Elternhaus, in mein Mädchen- stübchen kam, hat mir's verraten.

Das Spinnrad, das jetzt ein Jahrhundert alt ist, trägt die Jahreszahl 1828 eingegraben. Es ist zierlich gedrechselt, schwarz poliert und mit heineren Knöpfchen und Schildchen ausgeputzt. Vom abgegriffenen Kuntelsteden hängt leer ein verblaßtes, rotes Seidenband, in das eine zarte, helle Blumentranke gewoben ist, bis in das ver- beulte, zinnerne Rädchen hinunter, worin schon Jahrzehnte das Wasser, in dem die fleißige Spinnerin einst ihre stinken Finger nekte, ein- getrodnet ist. Denn zum Gebrauch habe ich's nicht in mein Stübchen geholt, wenn ich auch auf Leintüchern schlief, deren Faden meine Mutter auf diesem Rädchen gesponnen hatte. Ja, nicht einmal aus Pietät, sondern weil eben damals die alten Spinnräder Mode geworden waren.

So lag ich denn eines Nachts stundenlang im Dunkeln wach. Quälende Gedanken ließen mich den Schlaf nicht finden. Die Straßenlaterne warf einen schwachen Schein durch das Fenster, der gerade das Spinnrad streifte. Veronnenen Sehnsucht sah ich auf die verschwommenen Um- risse. Da zitterte aus der Fensterecke ein Ton herüber, der meinem Sehnsucht auf ein Haar glich. Erschrocken richtete ich mich auf; aber niemand war dort. Nur mein altes Rädchen streckte den leeren Kuntelsteden wie einen mahnenden Fin- ger in die Höhe. Beruhigt legte ich mich wieder hin und schloß die Augen.

„Surr—surr—rrr!“ Klang's plötzlich aus der Ecke, und ein feines Stimmchen wiperte in das Surren hinein. Ich drückte meine Augen noch fester zu, und langsam begann ich zu verstehen.

„Ja,“ sagte es, „mir ist es auch nicht behag- lich in diesem einsamen Winkel. Schon bald dreißig Jahre muß ich still und untätig herum- stehn, bald da, bald dort. Niemand hat mich mehr beachtet, niemand hat mich mehr ge- braucht. Und das ist das Schlimmste auf der Welt, wenn man nicht mehr gebraucht, sondern überflüssig wird. Wie freute ich mich, als du mich kürzlich hervorholtest und mein arg ver- staubtes Rädchen so sorglich putztest. Ich glaubte, wieder zu Ehren zu kommen, und nun muß ich als „Prunstück“ im Winkel das alte Lied weiter singen, und noch dazu in einem fremden Haus, an das mich keine Erinnerungen binden, das mir nichts erzählt. Ich habe Sehnsucht nach Großmutter's altem Haus in Müllheim, nach den Mauern, in denen ich jung war und wo ich mit den Menschen, die mir lieb ge- wesen, alt geworden bin. Laß mich dir ein wenig von meinem Aufenthalt dort erzählen.“

Ich muß wohl zustimmend genickt haben; denn „Surr—surr—rrr“ surrte das Rädchen weiter, und ein wohliges Behagen kroch mir den Rücken hinauf, so ungefähr, wie wenn eine Rahe auf meinem Schoße behaglich schnurrt oder neben mir im Ofen ein heimelig Feuer brennt und knistert.

„Ich war,“ fuhr das Stimmchen fort, „ein Jahr alt, als deine Großmutter geboren wurde. Sie ist schon einige Jahre tot; ich muß immer noch mein Leben mit mir herumschleppen. Und bald werde ich auf einem Schutthaufen enden oder zerbrochen ins Feuer geworfen werden. Wir haben vieles miteinander erlebt, deine Großmutter und ich; Gutes und Schlimmes, Frieden und Krieg, Freude und Leid gingen über uns hinweg.“

Meine erste Besitzerin war nicht deine Groß- mutter, sondern eine Freundin deiner Urgroß- mutter, Maria Barbara Kraus. Sieh einmal, eines meiner Schildchen trägt die Buchstaben M. B. K. Die Ehe dieser Frau blieb kinderlos, und so schenkte sie mich, als sie nicht mehr selbst spann und ich schon über zehn Jahre alt war, der Toch- ter ihrer liebsten Freundin. Gerne wechselte ich meinen Aufenthalt und zog in das Daler'sche Haus in der Wögisheimer Vorstadt. Alt und sturmerprobt stand es damals schon da und steht es heute noch. Es wurde anno 1483 erbaut und gehörte auch einmal dem Johanniter-Orden. Das untere Stockwerk steht heute noch in fast meter- dicken Mauern, wo eine tiefe Fensternische tags- über mein Plätzchen war, von wo ich alles Ge- schiehen auf der Straße beobachtete konnte und dabei keine Langeweile litt.

hu-
dar
ter
Auf
lu-
ten
tän-
ir:
tis-
den
der
ter
er-
ge-
die
au-
el.
ttal
nur
bet
ann
den
ms
eger
weit
ran
eige
ter-
Bis
weg,
die
nee.
wir
iges
ucht
sie
die
—
—
ifen
wild
eifte.
hleit
eine
den
hin-
t es
chts!
cht!“
bfäl-
eben
hin-
Berge
isches
Was
ntsch-
eines

An langen Winterabenden, wenn der Lichtspan flackernd brannte oder die Delampel mit ihrem rauchenden Döcklein zuckende Lichtlein durch die große Stube warf, wurde ich aus meiner Nische hervorgeholt, und ein gar lustig Leben begann nun. Der große, grüne Kachelofen, in dessen Feuergewölbe eine ganze „Bachete“ Brot Platz hatte, strahlte eine behagliche Wärme aus, und manchmal dufteten sogar gebratene Äpfel aus der Röhre. Der Urgroßvater schmauchte auf

um so häufiger an, nämlich: „Mutter Butter, Vater Schnaps!“ Wollte oder konnte einer ihrem Verlangen nicht nachgeben, so mißhandelten sie ihn. Einen armen Schneider banden sie bei grimmiger Kälte an Wechslers Brunnen unter der Röhre fest, daß das eiskalte Wasser über ihn lief, bis seine Kleider fast zu Eis wurden und der arme Mann nahe am Erfrieren war. Mitleidige Nachbarn befreiten ihn aus seiner schlimmen Lage.

Hatten die wüsten Kerle schlechte Stiefel, und sie begnugten einem Bürger, der gutes Schuhwerk trug, so hielten sie ihm mit den Worten: „Panje hangier!“ ihre Stiefel unter die Nase. Gab er nicht gutwillig, so wurden ihm die Schuhe einfach mit Gewalt ausgezogen. Nachdem die Russen wieder abgezogen waren, kamenbeutelüsterne Herden von jenseits des Rheines oft nach Müllheim herüber. Man gab diesen Banden die schönen Namen „Ueber-Rhiner“ oder „Marodikorps“. Um diesen frechen Ueberfällen endgültig zu wehren, bildeten die Müllheimer Männer eine Bürgergarde, deren Hauptmann der Urgroßvater war. Diese lehrte die frechen „Ueber-Rhiner“ Mores, und



Rachend stufte der Urgroßvater seine Eheliebste: „Eis, jetzt paß uf!“

der Ofenbank sein Pfeisichen, und die Urgroßmutter saß mit ihrer „Stridete“ in einem alten, niederen Lehnstuhl. Einmal um das andere ging die Türe auf, und die Freundinnen deiner Großmutter kamen alle mit ihren Spinnrädchen „Piecht“. War das ein Lachen und Schwagen! Gewöhnlich hatte zuerst das Jungvolk das Wort. Die Mädchen, die Mäulchen und die Finger, die geschickt feinen oder großen Faden aus der glänzenden Riste spannen, ließen um die Wette, und das helle Mädchenlachen streute frohe Funken in die Stube, die noch leuchteten, wenn es still wurde und die Urgroßmutter ihre Brille abnahm und das Strickzeug beiseite legte. Dann kam das Schönste, dann erzählte sie von früher.

Von dem kalten Winter anno 1813, wo den Frauen, die etwa eine Weile schwabend auf der Straße stehn blieben, die langen Röcke am Boden festfroren, und von den schlimmen Tagen, als die Russen als ungern gesehene Gäste in unsrer Heimat hausten und auf ihren Streifzügen auch nach Müllheim kamen. So unkultivierte Gesellen hatte Müllheim wohl noch nie in seinen Mauern gesehn. Die Kerle konnten nur einige Worte deutsch; diese aber wendeten sie

es gab einigermaßen Ruhe in der Gegend.

Ein andermal erzählte die Urgroßmutter von der großen Teuerung und Hungersnot im Land anno 1817. Das Jahr 1816 war ein ganzes Fehljahr gewesen; es gab kein Obst, kein Getreide, keine Kartoffeln. In der Erntezeit schnitte es. So war das darauffolgende Jahr ein sehr, sehr armes und schweres. Aus glücklicheren Gegenden das Fehlende herbeizuschaffen, war bei den damaligen Transportmöglichkeiten ein schwieriges Unternehmen und nur mit großen Geldopfern möglich. Und das Geld war so rar bei den Kleinen und dem Mittelstand! So fehlte es eben überall.

Viele arme Leute hatten überhaupt kein richtiges Brot mehr, sondern mußten sich aus einem „Mehl“, das aus getrockneten, gemahlten Rüben, zerstoßenem Moos und zerriebener Baumrinde bestand, ein brotähnliches Gebäck herstellen, um nur den hungrigen Magen einigermaßen zu täuschen und zu beruhigen. Ganze Acker wurden um wenige Laibe gutes Brot verkauft, und so kamen manche, die viel hatten, zu noch größerem Besitz, während andre das Wenige, das sie noch hatten, nahezu oder ganz einbüßten.

Die Urgroßmutter war eine Waise und diente

zu P
im
selbst
War
feigt
Säu
Gese
haft
verl
woh
Hof
Urg
gege
des
eine
Die
Ges
leij
ziel
Lac
„E
Bü
Di
ter
ein
un
Bö
jen
lei
Di
Ur
ein
jet
ge
Le
ste
G
ar
ni
al
be
ih
H
di
je
er
g
E
u
d
g
h
d
g
t

zu jener Zeit, als junges Mädchen, in Vorrath im Amtshause. Der Amtmann kam jeden Tag selbst in die Küche und prüfte die Abfälle. Waren die Kartoffeln zu dick abgeschält, so ohrseigte er die Mägde. So mußte in den besten Häusern am Kleinsten gespart werden.

Ab und zu erzählte auch der Urgroßvater eine Geschichte, bei der es dann jedesmal recht herzlich zu lachen gab. So eines Abends von einem verliebten Knecht, der bei der Magd fensterln wollte. Diese schlief im zweiten Stock nach dem Hof hinaus und in der Kammer nebenan die Urgroßeltern. Eines Nachts, als sie eben zu Bett gegangen waren, hörten sie ein leise-sein-sollendes Tappen im Hof und ein Geräusch, als ob eine Leiter an ihrem Fenster angestellt würde. Die Leiterprossen knarnten, die Umrisse einer Gestalt wurde sichtbar, und während ein Finger leise ans Fenster klopfte, „flüsterie“ eine Stimme ziemlich laut: „Bäbeli, mach mer e weng uf.“ Lachend stupfte der Urgroßvater seine Ehelebstin: „Elis, jehz paß uf.“ Dann rief er mit seiner Bärenstimme: „Frau, läng mer 's Gwehr!“ Die Wirkung blieb nicht aus. Die Leiter zitterte, schwankte, fiel um, und — holderdipolder — ein Holzschuhgellapper hub an, durch den Hof und über die breite Einfahrt hinaus, als ob der Böse hinter einem her wäre. Das Kammerfenster wurde aber fortan nicht mehr verwechselt.

Ein andermal erzählte er ein Schelmenstücklein, das seinem Freund Friedi passiert war. Dieser wohnte in einem kleinen Häuslein in Untermüllheim. Er besaß zu seinem Heim auch ein Weib, mit dem er in Frieden hauste. Zu jener Zeit war ein Nachtmisch noch ein Luxusgegenstand, der nicht zur Einrichtung kleiner Leute gehörte, also auch nicht zu Frieders Hausstand. Darum fand das notwendige nächtliche Gefäß des Nachts seinen Platz vor dem Fenster auf dem Gesimse. Auf diese Gewohnheit baute nun ein Schelm seinen Plan, nahm eines Nachts, als alles still und dunkel lag, den leeren Topf, bohrte ein kleines Loch in den Boden und stellte ihn dann leise wieder an seinen Platz. Hierauf klopfte er tüchtig ans Fenster und verschwand um die Hausecke. Der Friedi stand auf, um nachzusehn, wer da sei. Er sah aber niemand, und da er doch gerade aufgestanden war, nahm er auch gleich das Gefäß zur Hand und tat, wie der Schelm gerechnet hatte. Seine Frau, die auch wach geworden war, wollte die Gelegenheit nicht ungenüßt vorübergehen lassen, stand auf und tat dergleichen. Der Topf wurde wieder ans Fenster gesetzt, aber zugleich auch am Boden eine ungehörige Feuchte entdeckt, die den Frieder zu dem Ausruf veranlaßte: „He aber Frau, heßh jehz nit henne acht geh!“ Diese wehrte sich entschieden gegen den ungeheuerlichen Verdacht und beschuldigte ihn, daneben geraten zu sein. So gab ein Wort das andre, und bald war der schönste ehe-

liche Streit im Gange. Erschöpft und erzürnt schliefen sie endlich beide ein. Am andern Morgen, als ein feuchtes Rinsel seinen Weg vom Fenstersims über die Hauswand hinab genommen hatte, kam man der Uebelthat auf die Spur, den Täter aber, der zwei friedliche Eheleute so schmählich zum Streiten gebracht hatte, entdeckte man leider nicht.

So verflogen die Winter und die Jahre. Der Sommer 1842 brachte eine frohe Aufregung unter die Müllheimer. Auf dem Luginsland war ein Aussichtspavillon errichtet worden, der zu Ehren der damaligen Großherzogin Sophie „Sophien-Pavillon“ getauft wurde. Während Großherzog Leopold mit seiner Familie in Badenweiler wohnte, sollte die Einweihung stattfinden und die Fürstlichkeiten dazu eingeladen werden. Der 28. Juli war dazu vorgesehen und sollte für die ganze Stadt ein Freudentag sein. Im Laufe des Nachmittags stellten sich die Vereine auf, die Schulkinder — jedes mit einem Sträußchen — bildeten Spalier, und die übrigen Einwohner verteilten sich in der Nähe des Pavillons. Plötzlich kündeten Böllerschüsse das Nahen der Erwarteten, und zur großen Freude aller Wartenden stiegen Großherzog und Großherzogin, gefolgt von den Prinzen Ludwig und Friedrich, den Reggenhag hinauf, begrüßt von Hochrufen, bis hin zum Pavillon, vor welchem der hohe Magistrat mit den Festjungfrauen Aufstellung genommen hatte. Nach der feierlichen Begrüßung setzten sich die hohen Herrschaften inmitten der Bürger am gedeckten Tisch nieder, aßen und tranken und freuten sich herzlich an der fröhlichen Umgebung. Bei Musik und Gesang, Reden und Gläserklingen vergingen die Stunden gar schnell, und die Heiterkeit erreichte ihren Höhepunkt, als ein Ratsherr sich vertraulich zu der Fürstin neigt und, auf sein Glas Wein zeigend, derb und treuherzig seinen Trinkspruch anbringt: „Gott sterbi my Seel, Frau Sophie, trink Si! 's isch vu mym allerbeste Elfer (1811er); un bring Si 's Ihre Birschtlene au zue!“ Freundlich tut sie ihm Bescheid und dankt dem alten Bauersmann mit freundlichen Worten und vergißt auch nicht, ihren Söhnen seine Bitte weiterzugeben. Großherzog und Prinzen lachen herzlich mit, und das fröhliche Beisammensein dauerte fort, bis die ersten Sternlein sich hervorwagten. Es war ein wahres Freudenfest, das ein noch festeres Band um Fürst und Volk knüpfte, leider doch nicht so dauerhaft, als man damals glaubte.

Gar schnell kam das böse Jahr 48 und mit ihm die Revolution, in der die Badener ihren Großherzog absetzen wollten. Gar viele der Bürger, die vor sechs Jahren am lautesten Hochgerufen hatten, waren im Handumkehr zu Freischärlern geworden. Wer aber noch fürstentreu war, durfte beileibe sein wahres Empfinden nicht verraten, sonst ging es um seine Freiheit, um

Haus und Hof. Selbst badische Truppen, die zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung ins Oberland geschickt wurden, fielen ab und schwenteten ins Freischarlager über. Der Freischarführer Heder war der Mann des Tages; er wurde geradezu Mode; die Männer trugen Hederhüte, und die Mädchen häkelten sogar Geldbeutel in Form solcher Hüte. Und das Tageswort hieß: „Freiheit“.

In dieser Aufruhr hinein kamen hessische Truppen unter Führung des Generalleutnants Freiherrn von Gagern. Bei Kandern kam es zum ersten Treffen, am 20. April 1848, wo als erster der General v. Gagern fiel. Sein Leichnam wurde nach Müllheim gebracht und im Krankenhaus aufgebahrt. Deine Großmutter sah ihn dort liegen, in Galauniform, mit Kniehosen und weißen Strümpfen. Ein Denkstein auf der Scheideck erinnert heute noch an seinen Tod und jene unruhigen Tage. Als im Jahre darauf unserm Großherzog noch preußische Truppen zu Hilfe geschickt wurden, kam mit diesen auch Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm der Erste, nach Müllheim. Oben am Erlenboden wurden preußische Kanonen aufgestellt, bereit, beim kleinsten Zwischenfall Müllheim zu beschießen. Mit einem Schlag wurden die revolutionären Geister klein, und der Ruf „Für Fürst und Vaterland“ kam wieder zu Ehren. Der alte Mengler-Bad rannte durch die Straßen und schrie: „Hänge wißi Fähne us!“ Tisch- und Betttücher wurden an Schwingruten getnüpft und zum Zeichen der friedlichen bürgerlichen Gesinnung zu den Fenstern hinausgehängt. Die ärgsten Schreier aber, die sich nun doch recht unbehaglich fühlten, flüchteten über den Rhein, um im Elsaß die Zeit abzuwarten, bis sie wieder heim durften.

Ein ganzes Jahr lagen die Preußen in Müllheim im Quartier. Alle vier Wochen wurde gewechselt, damit keiner bei seinen Quartierleuten zu warm würde. Allerlei Menschen beherbergte unser Haus in jenem Jahr. Der ungebärdigste von allen, ein baumlanger Kerl, bereitete den Urgröfeltern mancherlei Aerger und Verdruß. Einmal wollte er sich nach dem Mittagessen am Tisch rastieren. Er hatte seine Mahlzeit beendet, aber die Familie des Hauses saß noch am Tisch. Um nun nicht länger warten zu müssen, packte der Soldat kurz entschlossen das Tischtuch an allen vier Zipfeln und warf es mit allem, was darauf stand, zu Boden. Da riß aber doch dem Urgrößvater der Geduldsfaden. Er sprang auf,

packte den undurftigen Burschen vorn an der Halsbinde und drückte ihn so lange an die Wand, bis dem Soldaten das Wasser in die Augen stieg. Das half; der Preuße wurde von nun an der manierlichste Hausgenosse.

Nach Pfingsten 1850 endlich zogen die Preußen wieder heim, und ein Aufatmen ging durch das Land. Geordnete Zeiten brachen wieder an; Großmutter ließ mich wieder zu Ehren kommen, und in die feinen, glänzenden Fäden spann sie allerlei liebe Gedanken und Wünsche mit ein, sollte doch dieses Gespinnst zu ihrer Brautausstattung Verwendung finden. Die Brüder zogen ins Weite. Nur der alte, schwere Messingleuchter in deiner Mutter Geschirrschrank ist noch als Andenken vorhanden an den Einen, der ihn aus spanischer Gefangenschaft mit nach Hause brachte. So heiratete die Großmutter ins Haus, und ich konnte das mir so lieb gewordene Fensterplätzchen für mich behalten. Der junge Ehemann hieß auch Friedrich wie der Urgrößvater, und die beiden teilten sich friedlich und einträchtig in die Pflichten und Lasten des Haus- und Feldgeschäftes.



Der Soldat packte das Tischtuch an allen vier Zipfeln und warf es auf den Boden.

Ruhesame Jahre kamen, und mit ihnen füllten nach und nach vier Kinder das alte Haus mit frohem Lachen und Lärmen. Das älteste der Mädchen, deine Mutter, wurde auch auf den Namen Luise getauft, damit dieser in der Familie nicht aussterbe. Aus den Händen des Jakob Friedrich Daler ging das Haus in den Besitz des Friedrich Eckerlin über, und die Urgröfeltern starben bald nacheinander in hohem Alter.

La
mel
1864
ereig
ten d
der
Stub
Jung
Nette
und
Nisch
Kind
S
Rhei
mal
Fran
zu A
Sche
Loch
ihr
Gluc
zusa
mal
eilig
er d
and
in e
übr
schle
ma
zäm
hät
doch
goh
wäh
den
mit
Hof
lich
An

um
bet
wu
wu
als
da
M
ge
br
St
sch
B

m
de
ur
de
ja
ge

Langsam verdußerte sich der politische Himmel wieder, und nach den unruhigen Jahren 1864 und 1866 kam das für Müllheim besonders ereignisreiche Jahr 1870. Kriegsnachrichten füllten die Zeitungen, und andre Gespräche als die der Spinnstubenabende wurden in der großen Stube geführt. Statt Lachen und Scherzen des Jungvolles hörte ich ernste Beratungen der Aeltern und Alten. Unbeachtet, nur hörend und beobachtend, stand ich in meiner tiefen Nische. Nur manchmal drehten deiner Mutter Kinderhändchen im Spiel mein Mädchen.

Sorgenvoll wartete man auf einen möglichen Rheinübergang der Franzosen, und mehr als einmal läutete die Sturmglocke, und der Schrei: „D' Franzose chemme!“ pflanzte sich fort von Mund zu Mund. Unter der großen Weintrotte in der Scheuer grub der Großvater ein großes, tiefes Loch, in das die Großmutter alles versteckte, was ihr wertvoll erschien. Täglich war man zur Flucht bereit und hielt das Nötigste in Bündeln zusammengepackt zur Hand. Da, als wieder einmal die Sturmglocke läutete und der Großvater eiligst aus den Reben heimgelaufen kam, traf er die Großmutter dabei, wie sie ein Bündel um andre auflöste, nur die allernotwendigsten Sachen in ein kleines Bündelchen zusammentat und alles übrige wieder in Schränke und Kommoden verschloß. Auf seine erstaunte Frage, was sie da mache, sagte sie: „So, jeh mien si's wenigstens zämmeueche, wenn si chemme. Der ander Weg hätte si's numme derse neh. Alles hätte mer doch nit chenne schleipfe, wenn's ans Vertlaufe goht.“ Lachend gab ihr der Großvater recht, während die Kinder weinend um sie herum standen, angestekt von des Nachbars Mädchen, die, mit ihren Sonntagskleidchen im Bündelchen, am Hofster standen, wobei die kleine Hedwig, bitterlich weinend, rief: „Niederli, gimmer jeh no ne Anfeschnitte, un derno schlachsch mi dod!“

Wie schon oft, so war auch diesmal die Angst umsonst gewesen. Man beruhigte sich wieder und betätigte sich nun um so eifriger in der Verwundetenfürsorge. Selbst in den Schulstuben wurde während des Unterrichts aus weißem, altem Leinen Charpie gepupft, um die Lazarette damit zu versorgen. Verwundete lagen auch in Müllheim, und als dann die ersten kriegsgefangenen französischen Offiziere nach Müllheim gebracht wurden, da gab es ein Schauen und ein Staunen, besonders unter der Jugend, und keine schmeichelhaften Worte waren es, welche die Buben da und dort hinter ihnen herriefen.

So wechselten Angst und Freude in den Gemütern; zum Glück war die erstere grundlos; denn kein Feind betrat Müllheims Boden, Haus und Habe blieben unangetastet. Als dann 1871 der ersehnte Friede geschlossen wurde, ging ein jauchzendes, freigestrunkenes Freuen durch das ganze Land. Anlässlich der Friedensfeier gingen

auch die Schulkinder nicht leer aus; sie wurden mit eigens zu diesem Feste geprägten „Friedenskreuzern“ bedacht.

Einen berühmten Gast durfte Müllheim im Jahre 1879 in seinen Mauern beherbergen, den Generalfeldmarschall Graf Moltke, der mit seinem Stab auf einer Generalstabsreise nach Südbaden kam. Im Hermann Blantenhorn'schen Hause bezog er Quartier. Die Müllheimer wußten die hohe Ehre dieses Besuches zu schätzen und veranstalteten ein Festbankett im Schwanensaal. Moltke leistete der Einladung hierzu Folge mit all seinen Offizieren, und der große Schweiger scheint sich unter den Müllheimern recht wohl gefühlt zu haben. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch verraten, daß der Lokaldichter Muser (nachmaliger Wirt zur Eintracht) ein Gedicht auf die Schlacht bei Belfort verfaßt habe. Der greise Feldmarschall begehrte das Gedicht zu hören und tauschte gespannt auf jedes Wort, das ihm der Verfasser vom Manuskript ablas. Zum Schluß gab er dem Dichter die Hand, bat um das Manuskript und steckte es dankend in die Tasche. Dies war die schönste Anerkennung, die dem erfreuten Muser zuteil werden konnte. Der Stuhl, auf dem der Feldherr gelesen hatte, der kleine Bierrest mit dem Glas dazu, die halbangerauchte Zigarre und sogar die Asche vom Tisch wurden, nachdem sich Moltke ziemlich spät empfohlen hatte, eiligst mit Beschlag belegt und als Reliquien aufbewahrt.

Schöne, ruhige Zeiten waren die 70er Jahre für die Müllheimer, Handel und Wandel blühten, und auch ich wurde wieder froh in gewohnter Tätigkeit. Großmutter schenkte mich deiner Mutter. Aus dem Spiel der Kinderhände wurde fleißige Arbeit eines flinken Mädchens. Aus dem kleinen Luisle war ein gar lustiges Jüngferlein geworden, und — was sich zweit, das drittet sich — bald kam der dritte Friedrich, dein Vater ins Haus und holte sich das Luisle zur Frau. In Hülle und Fülle bekam ich Arbeit, bis die zweite Brautausstattung gesponnen war. Und das war meine letzte Arbeitszeit. Für mich kam nun das große Nichtstun. Das junge Paar zog nach Kandern, und ich blieb im Hause. Wohl setzte mich noch ab und zu eine der Schwestern deiner Mutter in Bewegung, bald aber stand ich ganz still. Als überflüssiges Möbel trug man mich auf den Speicher, wo, neben vielem Gerümpel, ein alter Schnitztrog mein Nachbar war.

Ein ganz wüster Gesellschafter war das, schweigsam, verstaubt, wurmstichig. Aber sein Bauch barg gar köstliche Schätze: süße und saure Aepfelschnitze, dürre Chrieseln und Zwetschgen, Birnenschnitze und runzlige Huzeln. Manches Kinderauge strahlte erwartungsfroh, wenn die Großmutter so ein kleines Menschenkind an der Hand hinaufführte und einen tiefen Griff in den alten Trog hinein tat. Das waren Lichtblicke

für mich; da sah ich wieder einmal Menschen, wenn ihnen auch der alte, häßliche Trog jetzt weit mehr galt als ich. Bald kamst dann du ins Haus, oft nur für Wochen zu Besuch zu deinen Großeltern, oft aber auch einen ganzen Winter lang. Hörte ich dann dein helles Lachen heraufschallen und deine kleinen, noch so ungeschickten Füßchen auf der Treppe tappeln und springen, so überfiel mich eine grenzenlose Sehnsucht nach lieben Kinderhändchen, wie sie einst spielend mich lieblossten, nach fleißigen Mädchenhänden, die einst mit meiner Hilfe Faden zu Faden gefügt und heimliche Träume hineingespinnen hatten. Es half nichts; ich blieb einsam. Zweimal noch hörte ich den Todesengel durchs Haus rauschen, als der 82jährige Großvater und wenige Jahre darauf, zu Beginn des großen Krieges, die 85jährige Großmutter zur ewigen Heimat einjagten.

Dann mußte auch ich die mir so lieb gewordene Heimat verlassen. Mit bangen Gefühlen sah ich fremde Menschen zu mir hinaufsteigen, um zu sichten und zu schätzen, was noch Brauchbares in meiner Umgebung zu finden sei. Mein Fürchten, daß ich mit dem alten Gerümpel zerbrochen werden sollte, erfüllte sich aber gottlob nicht; denn rechtzeitig hast du dich meiner erinnert und mich als dein Erbtteil zu dir genommen. Als Dank nimm nun hier meine Erinnerungen.“

Still lauschte ich dem Geraune und Gewisper, und als das Mädchen verstummte, waren meine Lider so schwer geworden, daß ich Traum und Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden vermochte.

Der Umbaba.

Erzählung

von August Gant her.



solange wir Wildberger Buben in der Kirche wie die Dachmarder schrien, herrschte Frieden im Städtchen. Als aber der alte Chorregent, dessen vernagelte Ohren Ursache unseres Gebrülls waren, eines Tages befördert wurde, — ich weiß nicht mehr genau, ob in die Residenz oder ins Jenseits — nahm die Eintracht im Städtchen ein Ende. Sein Nachfolger, ein junger, schneidiger Musiker, entsetzte sich über unseren sogenannten Gesang und schuf gründlich Wandel. Er siebte. Das kleine Häuslein der Stimmbegabten wurde für würdig erachtet, auf dem Chore zu singen; die große Herde der Unbefähigten hingegen wurde ins Kirchenschiff verbannt und zum Schnabelhalten und Schweigen verurteilt.

Während des Schülergottesdienstes stiegen nun allerdings herrliche Gesänge himmelan. So-

bald sich aber am Schlusse die Pforten öffneten und das junge Volk aus dem Gotteshause strömte, gleich ertönten Kampf- und Kriegsrufe. Die Chorenge und die Schiffengel fuhren sich feurig in die Haare und drohten sich weidlich. Wer Sieger blieb, ist leicht zu erraten. Die Engel warteten stets mit zersehten Schwingen heim.

Ich, im Besitze einer hellen Stimme, somit ein Auserwählter, zählte natürlich auch zu den Gewaltigen.

Einmal drückte mir eine feindliche Faust die Kehle zu; unerwartet wurde mir aber Hilfe in der Todesnot. Eine große, haarige Hand gab meinem Gegner zwei urgewaltige Ohrfeigen, daß er ein wahres Jammergeschrei anstimmte und rasch die Flucht ergriff.

Ueberfelig bliete ich zu meinem Retter, dem alten Korbmacher, empor. „Bajchi,“ stammelte ich, „ich dank Euch von Herzen. Das werd ich Euch nie vergessen.“

„Ach, was,“ versetzte der Alte und fuhr über seinen grauen Vollbart, „sollte ich dem Friederle nicht beistehen, der mir doch ein guter Kunde ist!“

Nicht, daß ihr jetzt denkt, ich hätte viele Körbe von dem halennasigen, blauäugigen Freund erstanden! Nein, nein! Die Körbe holte ich mir erst zwei Jahrzehnte später. Ein ander Ding zog mich zu Sebastian Armbruster hin, seine Tauben. Draußen vor dem Städtchen, im oberen Grün, unweit der mächtigen Linde, stand das Häuslein des Korbflechters. Unter dem Dachstuhl girrte und schwirrte es von den lieben Vögeln. Alle Sorten waren da zu finden: Indianer, Trommeltauben, Kapuziner, englische Kröpfer und weiß der Himmel wieviel andere Sorten.

Da ich ein ausgemachter Taubenfreund war, ist es begreiflich, daß ich nur allzuoft meine Schritte ins obere Grün lenkte. Alle Sparpennige, die ich von Verwandten und Bekannten gelegentlich bekam, wanderten zu Armbruster, der mich dafür mit den reizendsten Taubensorten versorgte.

„Denk, Friederle,“ sagte er zu mir, als ich nach jener schrecklichen Schlacht neben ihm herschritt, „gestern hab' ich Stargarder Zitterhälse bekommen. Eine schönere Sorte gib't kaum. Kleine Köpfe, Verlaugen und rötliche Federn. Eine wahre Pracht ist's.“

„Die muß ich sehen!“ rief ich und schlug voll Verlangen den Gilschritt an.

„Langsam, Bub,“ wehrte er, „so schnell trabt unferreiner nimmer. Hab bald siebzig auf dem Rücken.“

Ich mäsigte meine Schritte und steuerte gemächlich dem lieben Häuslein zu, dessen Dach durch viele vorstehende Bretter und Stangen die Taubenschläge verriet. Weit riß ich die Augen auf, um einen von den roten Zitterhälsen zu erspähen. Nutzloses Bemühen!

Dafür tauchte unter der Haustüre etwas in

der
das
war
Ein
tete
kont
Gar
spiel
Um
mög
helf
das
kont
mit
gro
dem
Sch
Blä
tige
dem
fur
sagt
spü
zeig
fie
ben
fie
mit
Bä
die
Hä
„w
ist
da
gef
So
bru
fal
Du
we
br
ih
De
Ur

der erschnten Farbe auf, die fuchshaarige Bärb, das Weib des Korbmachers.

„Lauß, Baschi,“ rief sie erregt, „schon lang wartet einer auf dich.“

Ein pausbädiger, barsüßiger Bauernbub war's. Einen Gruß vom Wagenwirt in Rodenhofen richtete er aus, und der Baschi möge gleich hinüberkommen. Der Rodenhofer Baschkäfer sei durchs Garbenloch gefallen und könne deshalb nicht spielen. Heut wär aber Tanz beim Wagenwirt. Um drei Uhr würd er anfangen. Der Baschi möge doch so gut sein und dem Wirt aus der Not helfen.

„Wird gemacht,“ nickte der Alte, „schnell, Bärb, das Essen auf den Tisch, damit ich noch hinüberkomm bis drei Uhr.“

„Baschi,“ unterbrach ich ihn, „wann zeigt Ihr mir die Zitterhülle?“

Damit sei es jetzt nichts, gab er zurück, er habe große Eile; ich möge morgen nachmittag kommen.

Verstimmt stand ich und sah traumverloren dem Schwirren und Picken der Tauben zu. Schritte schreckten mich wach. Armbruster, der beste Bläser der Wildberger Musik, eilte, den mächtigen Bombardon auf dem Rücken, begleitet von dem barsüßigen Boten Rodenhofen zu.

Lange blühte ich ihnen nach. Dann betrat ich kurz entschlossen das Häuslein. „Armbrusterin,“ sagte ich zu der Bärb, die in der Küche Geschirr spülte, „könnt Ihr mir nicht die Zitterhülle zeigen?“

„Geh zum Henker, dummer Bub,“ helferte sie wütend, „ich kümmerge mich nicht um den Taubenkram.“

Als ich ihrem Befehl nicht gleich folgte, packte sie den Kochlöffel und ging zum Angriff gegen mich vor. Daraufhin ergriff ich die Flucht.

Wer am andern Nachmittage wieder bei der Bärb vorsprach, war ich. Kampfeslustig war sie diesmal nicht; vielmehr rang sie weinend die Hände. „O himmlischer Vater,“ jammerte sie, „was mag nur mit dem Baschi sein! Schon längst ist Essenszeit vorbei, und immer noch ist er nicht da. Er wird doch nicht bei den Wasserfällen abgestürzt sein! O, ich vergehe vor Angst und Sorge.“

Erstarrt blühte ich die Frau an. Der Armbruster nicht da!

„Friederle,“ flötete sie süß, „tu mir den Gefallen und geh ihm entgegen. Schau, wo er steht. Du bist flink und hast Augen wie ein Falk. Ich wett, du findest ihn.“

Sie schnitt einen mächtigen Ranten Schwarzbrot vom Laibe, bestrich ihn mit Butter und reichte ihn mir als Wegzehrung

Der Baschi in Not! Da gib't kein Besinnen. Dem guten Alten muß geholfen werden.

Ich nahm das Brot und stürmte damit fort. Um keinen Preis aber hätte ich's gegessen. Immer

jah ich die wüßten weissen Hände des Weibes. Hirschwirts Hühner beglückte ich damit und war ordentlich froh, als ich mich seiner entledigt hatte.

Singend und pfeifend trabte ich den Bergen zu, und schon nach einer Stunde kam ich am Hofe meines Vaten, des Betters Laver in Kuldingen, vorbei. Heute ließ ich das gastfreundliche Haus links liegen und schlug feuerfreudig die steinige Steige ein, die erst durch ein Meer von goldenem Ginster und dann durch Lannendickicht in vielen Schlangenwindungen auf die Rabeneck führt. Mit hämmerndem Herzen hielt ich eine Weile dort Raß, und dann schritt ich den schmalen Pfad hin, der zwischen Reps-, Kartoffel- und Haferfeldern über die Hochebene hinführt. Meine Augen schweiften in die Ferne. Weit draußen am Himmelsrande winkte dunkler Wald. In seinem Bereich rauschten die Wasserfälle und dahinter lag Rodenhofen. Ein endloser Weg! Zagen wollte mich fassen. Doch die Zitterhülle fielen mir ein, und neuer Mut kam über mich.

Halt! Was lugt da aus einem Haferfeld hervor? Zwei derbe Stiefel. Ein knorriger Holz-



Ein knorriger Holzapfelbaum neigt sich über den Weg, und unter ihm liegt gemütlich schnarchend ein Schläfer, Armbruster

apfelbaum neigt sich über den Weg, und unter ihm liegt gemütlich schnarchend ein Schläfer, Armbruster.

„Baschi,“ rufe ich
Er hört nicht. Ich rüttle und schüttle ihn aus Leibesträften.

Endlich öffnet er die großen Augen und starrt mich verwundert an.

„Kommt, Baschi,“ sage ich und bemühe mich, ihn auf die Beine zu bringen, was mir nach vielen Mißerfolgen endlich gelingt.

„Ach, du bist's, Bub,“ kramelt er, „jetzt ist's gut.“ Stöß, Hut und Tabatspfeife raffte ich noch vom Boden auf. Den Stöß drückte ich ihm in die Hand, den Hut auf den Kahlkopf und die Pfeife in seine Rodtasche. Dann schiede ich Arm in Arm mit ihm in den Abend hinein.

Eine Kleinigkeit war's nicht; denn er schwankte bedenklich hin und her. Ich mußte ordentlich aufpassen, ihn die steile Steige hinunterzubringen. Dann und wann fiel er Worte, aus denen zu entnehmen war, daß es beim Wagenwirt hoch hergegangen und daß der Wein, der vermaledeite Wein, ihn schließlich überwältigt habe.

Von Zeit zu Zeit klagte er über einen höllischen Durst, und als wir durch Ruldungen schritten und die Wirtsschilde im Abendwind sich wiegten, mußte ich meine ganze Kraft und Ueberredung aufbieten, um ihn von seinem Drang ins Wirtshaus abzubringen. Es war schon recht düster, als wir in Armbrusters Heim anlangten. Hätte die Bärh Goethe gekannt, sicher hätte sie uns als Willkomm zugerufen: Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten.

So aber empfing sie den Baschi mit einem Hagel von Schimpfworten, der mit Saufruder und Lump begann, riesig anschwoll, plötzlich aber versiegte. Weit öffneten sich die Gulenaugen der Alten. Eine unheimliche Stille trat ein, und wie aus Grabstiefe erscholl es endlich: „Wo hast du den Bombardon?“

„Den Bom—bom—bombardon!“ Iallte Armbruster und ließ ängstlich seine Guder hin- und herschweifen.

„Wo ist der Bombardon?“ erscholl es von neuem, diesmal in höherer Stimmlage und auf mich gespißt.

Ich wisse es nicht, stotterte ich, auf der Rabened unter einem Holzapfelbaum hätte ich den Baschi gefunden, aber von einem Instrument sei nichts zu sehen gewesen.

„O, der Unglücksvogel,“ heulte sie, „verliert der Damian seinen Bombardon! Da hört doch alles auf!“ Von neuem streiften ihre Wutblicke mich Unschuldigen. Sehr ungemütlich ging es mir den Rücken hinauf. Ich riß aus und eilte heim.

* * *

Ängstlich näherte ich mich am folgenden Abend dem Korbmacherhäuslein. Von Zeit zu Zeit lauschte ich. Es war mir, als müsse ich die Bärh und den Baschi weiten hören.

Nichts davon. Mäuschenstille herrschte in der Wohnung. Ich getraute mich nicht hinein. Meine Blicke folgten dem Taubenschwarm, der die mächtige Linde umflatterte. Scharf lugte ich nach den Zitterhälsen aus, konnte sie aber nicht entdecken.

Plötzlich hörte ich meinen Namen rufen. Die Bärh stand unter der Haustüre.

Ob ich zum Baschi wolle?

Ich, nichte.

Er sei nicht daheim. Er sei auf der Rabened. Er wolle im Haserfeld, wo er geschlafen habe, den Umbaba suchen.

„O,“ lachte ich, „da kann er sechs Brillen aufsetzen, er wird ihn doch nicht finden.“

Vielleicht, dachte er ihn an den Apfelbaum gelehnt, meinte sie, vielleicht ihn gar an einen Ast gehangen.

Ungläubig schüttelte ich den Kopf; mit Eifer versoch ich die Schärfe meiner Augen.

Amsonst. Die Bärh fuhr mir bitterböös über den Schnabel. Traurig ließ sie aber die Flügel hängen, als gleich darauf der Armbruster ohne Bombardon anhumpelte.

Das ganze Haserfeld habe er nutzlos durchstöbert, berichtete er. Plötzlich aber sei ein grobknochiger Bauernkerl mit grünen Augen und einem Stacheligekopf vor ihm gestanden.

Was er da zu suchen habe?

Einen Bombardon.

Was das sei?

Ein Blasinstrument. Er habe unlängst unter dem Baume geschlafen, und da sei ihm der Bombardon abhanden gekommen.

Rot und blau sei der Bauer vor Wut geworden. „So, Ihr seid der Tropf,“ habe er gebriüllt, „der mir so viehmäßig den Haser vertrampest hat! Ihr kommt mir wie gerufen!“ und habe ihm dabei, batsch, eine heidenmäßige Ohrfeige versetzt.

Daraufhin habe er, Armbruster, ihn am Krage gepackt und es sei zu einem schweren Ringkämpfe gekommen. Er, Armbruster, habe zerrissene Kleider davongetragen, der Bauer aber ein zerrissenes Ohr. Fluchend habe der Grünäugige schließlich das Feld geräumt.

Er, Armbruster, habe sich bei einem vorübergehenden Bauernweib nach dem Eigentümer des Haserfeldes erkundigt.

Dem Wolfbauer im Heidendobel gehöre es, sei die Antwort gewesen, und das Weib habe ihn in der Ferne in einer Talsenke das gewaltige Haubendach des Wolfhofes gezeigt.

Wie er neugierig nach dem Dache hingelugt habe, da wären plötzlich von dort her wüste, schauerhafte Töne erschollen, die ganz sicher der Bauernlummel seinem, Armbrusters Instrument, entlockt habe. Damit habe der Unterlegene ihn offenbar verhöhnen wollen. Er lasse sich die Hand abhacken; das Grünaug habe seinen Bombardon gefunden und ihn auf seinen Hof geschleppt.

Mit Staunen hatte ich dem Bericht zugehört. „Was,“ schrie ich, „der Umbaba auf dem Wolfhof! Der muß wieder heraus! Hans will ich heißen, wenn ich ihn nicht unterm Haubendach hervorhol und ihn Euch wieder heimbring, Baschi.“

„Am Gotteswillen,“ wehrte der Alte, „du wirst dich doch nicht in die Drachenhöhle wagen! Du bist glattweg verloren, Friederle. Der Kerl zerdrückt dich zu Brei.“

mit i
List
„
E
am r
lich
D
essen
„
rief
ich t
W
nicht
und
lassen
T
und
„
gehö
nehm
höse
vor
stech
rat
den
schol
hino
gege
und
Höh
blie
schar
Uml
für
dach
U
ich
unt
Bre
sein
spor
get
räu
der
Sch
ich
Taf
ser
her
zu
öff
für

„Ah,“ lachte ich, „meint Ihr, ich wolle ringen mit ihm? Fällt mir im Traum nicht ein. Mit List hol ich den Umbaba heraus.“

„Unmöglich,“ meinte der Korbmacher.

Er solle mir nur glauben, war meine Antwort, am nächsten Sonntag werde das Unmögliche möglich gemacht.

Der Sonntag kam. Gleich nach dem Mittagessen eilte ich dem Rabened zu.

„Kennst deinen Better nicht mehr, Friederle?“ rief mein Pate, der Zieglerxaveri, mir zu, als ich in Kulbingen an seinem Hofe vorbeischoß.

Meine Einwendung, ich hätte große Eile, half nichts. Ich mußte hinein in die gemütliche Stube und mich mit Wein, Speck und Brot bewirten lassen.

Die wißbegierige Base fragte mich tüchtig aus, und bald wußte sie meine Pläne.

„Was!“ schrie der Better, der aufmerksam zugehört hatte, „mit dem Wolfbauer willst du's aufnehmen! Hüte dich Bub! Das ist ein bitterböser Streithammel! Der steht alle paar Wochen vor dem Schöffengericht. Rauferei und Messerstechen sind dem etwas Alltägliches. Friederle, ich rat dir im Guten, mach einen weiten Bogen um den Wolfshof herum.“

Ich schüttelte den Kopf, bedankte mich und schob ab.

Wie ein Wiesel so flink stürmte ich die Steige hinan. Der Wein hatte Feuer in meine Adern gegossen. Bald hatte ich die Rabened erstiegen, und gemütlich ging's dann zwischen den mageren Höhenfeldern hin. Unter dem Holzapfelbaume blieb ich stehen und musterte alle Nester. Aepfel schaukelten im Winde. Den goldschimmernden Umbaba konnte ich aber nirgends gewahren. Dafür entdeckte ich aber gleich darauf das Haubendach des Wolfshofes.

Umstolt von einem brausenden Waldbache schritt ich frischweg die Senke des Heidendobels hinunter. Bald erschien denn auch in stattlicher Breite der Wolfshof. Schwalben umschwirrten seine Fenster, und Bienen umsummten den Rittersporn und die Buschnecken des Hausgartens.

Ohne eine Spur von Angst huschte ich die ausgegetretene Holzterrasse hinauf und betrat die geräumige Stube.

„Grüß Gott,“ rief ich der Bäuerin zu, die auf der Wandbant saß und im Kalender blätterte.

Freundlich nickte sie mir zu. Mit einem Schwindel, den ich unterwegs ausgedacht, rückte ich dann vor: Ob niemand beim Rabened mein Taschenmesser gefunden habe. Und während dieser Worte ließ ich meine Augen in allen Winkeln herumfliegen, um dem Umbaba auf die Spur zu kommen.

Ehe die Frau mir Antwort geben konnte, öffnete sich die Kammer und heraus trat der gefährdete Wolfbauer. Sein widerliches Gesicht

hätte mir sicher Furcht eingejagt; doch im gleichen Augenblicke schoß ein Gefühl höchster Freude durch meine Nerven. Von der Sommer Sonne hell bestrahlt, schillerte goldig der Bombardon von der Kammerwand her.

Wo ich her sei, fragte der Bauer grimmig.

Von Wildberg.

Was ich wolle?

Nach einem verlorenen Messer zu fragen, sei ich gekommen.

Wütend donnerte er, die Wildberger seien ein verfluchtes Geschmeiß. Neulich sei ein alter Esel



Hoch im Bogen flog ich die Holzterrasse hinab.

dagewesen, der habe nach einem Baß gefahndet, und jetzt komme ein Lausbub und schnuppere nach einem Messer. Eine Lotterbande müsse wohl in dem Städtlein hausen.

Frech gab ich zurück, der Baß müsse sich doch wohl gefunden haben, der leuchte ja prächtig in die Stube herein.

Das Wort war noch nicht recht aus meinem Munde, da stürzte der Kerl wütend auf mich zu, packte mich, und hoch im Bogen flog ich die Holzterrasse hinab. Besinnungslos lag ich eine Weile. Als ich wieder zu mir kam, war ich in der Bauernstube. Die Bäuerin, um mich besorgt, mühte sich, das Blut zu stillen, das aus meinen Wunden rann. „Armer Bub,“ sagte sie, „du dauerst mich. Er ist gar hitzig, der Bauer; doch er meint's nicht so böß.“

Angstlich sah ich umher, eine zweite Beförderung befürchtend.

„Brauchst keine Angst zu haben,“ beruhigte mich die Frau, „der Bauer ist fort; er ist ins Regeln gegangen.“ Geschäftig holte sie Leinwand

aus dem Kasten, bestrich sie mit Salbe und verband mir die Wunde am Handknöchel, die immer noch blutete; die an der Stirne, die weniger tief war, verklebte sie mit einem Pflaster.

Schweigend ließ ich alles geschehen. Ein Gefühl der Scham überließ mich. Dieser mitleidigen Seele, die mich da liebevoll pflegt, muß ich die Guttat mit Bösem vergelten. Sobald sie mit ihrem Liebeswerk fertig ist, will ich den Umbaba vom Nagel reißen und damit fortrafen. Und wenn sie auch wie ein Reh so schnell springt, mich soll sie sicher nicht einholen.

Meine Gedanken wurden durch einen derben Puff unterbrochen. Unter den kreuzbeinigen Tisch hinunter, in den Herrgottswinkel, stieß mich die Bäuerin.

Schritte dröhnten die Treppe herauf, und im nächsten Augenblicke stand der Bauer wieder in der Stube.

„Hast was vergessen, Hansjörg?“ fragte die Frau mit ängstlicher Stimme.

„Ja,“ knurrte er, eilte in die Kammer und kam mit dem Bombardon wieder heraus.

„Was hast vor? Willst ihn wieder zurückgeben?“

„Fällt mir in alle Ewigkeit nicht ein. Den behalt ich als Ersatz für meinen zertrampelten Haser.“

„Wozu holst du ihn denn?“

„Beim Regeln will ich mir einen Spaß damit machen.“

Fort war er.

Die Bäuerin zog mich wieder aus meinem Versteck hervor: ich blühte alsbald durch eines der enggereihten Fenster und sah betäubt den Bombardon in der Ferne verschwinden. Bewirten wollte mich die brave Frau noch; ich aber stürmte, für ihre Güte dankend, eilends dem Bauer nach.

Wo mag das Haus nur stehen, darin gekehrt wird?

Ich fand's. Die schönste Musik für mein Ohr, Regelgepurzel, ließ sich bald vernehmen. Im engen Dobel stand die Wirtschaft „zum Sternen“. Vorsichtig näherte ich mich der Regelbahn, die unterhalb des Gebäudes angelegt war. Durch die Spalten des Lattenverschlages spähte ich hinein. Hembärmelig stand ein Duzend Bauern drin und schoben die Kugeln. Unweit der Hallentüre hingen ihre Röcke und dabei — mir pochte das Herz vor Freude — der Umbaba.

Eben rief einer der Regler: „Hurra! Alle neune!“

Mit Eilschritten flog der Wolfbauer zum Bombardon, preßte das Mundstück an die großgeschneitten Lippen und entlockte dem Schallbecher drei greuliche Töne.

Ueberrascht horchten die Mitspieler auf und brachen dann in schallendes Gelächter aus.

Mit Stegermiene hing der Bläser den Bass wieder an den Nagel.

Casse, Band, Caffegel und sonstige Ruße halten nacheinander durch die Halle. Nach einiger Zeit aber ertönte der Freudenruf: Kranz! Kranz!

Wieder eilte der Wolfbauer zum Instrument, und wieder hallten drei fürchterliche Töne durch die Sommerluft.

Neues Gelächter der Mitspieler, das schier nicht enden wollte.

Mir hämmerte mächtig das Herz. Mit Teufels-gewalt zog es mich hin, den Umbaba zu packen. Jetzt war der Entschluß in mir zur Reife gelangt: Sobald das Instrument wieder an seinem Plage hängt, schleichst du hin, ergreiffst es und verschwindest damit.

Doch es kam ganz anders. Rrrr! sauste es plötzlich in den Lüften. „Ein Flieger!“ schrien die Spieler und rannten an die Gußlöcher der Bahn, dem Lüftsegler nachzuschauen.

Ich rannte auch. Von keiner Menschenseele beachtet, riß ich den Bombardon vom Nagel und raste damit den Dobel hinauf. Kühn und fest flog ich am Wolfshof vorbei, zum Glück unbeachtet von der harnherzigen Bäuerin. Weiter stürmte ich bis zum Holzapfelbaum auf der Rabeneck.

Jetzt aber schlau, hämmert es mir an die Schläfe. Wenn der Wolfbauer seinen Verlust entdeckt, jagt er todsicher die Steige hinab. Fort von diesem Pfad, fort durch den schützenden Lann!

In weitem Bogen schlage ich die Richtung gegen Ruldingen ein. Ueber Stod und Stein geht's bergab durch düstere Wälder, durch Dickicht und Gestrüpp. Es ist keine leichte Sache, zumal auch mein geliebter Umbaba ein anständiges Gewicht hat. Manchesmal machen Bub und Beute mit dem Boden Bekanntschaft. Doch immer wieder raffe ich mich auf. Mein Freund, der Korbbaßi, fällt mir von Zeit zu Zeit ein. Wie wird der schmungeln, wenn ich ihm den Bombardon bringe. Sein Bild belebt mich, und mit neuem Mute wird weitergehastet.

Jetzt, schau, ein grauer Granitfelsen wird sichtbar, der Stäffelestein. Prächtig ragt er aus dem Tannenmeer heraus. Und bin ich auch noch so müde, die dreizehn Stufen, die auf seine Spitze führen, werden doch genommen.

Himmel, welch herrliche Aussicht! Vor mir liegt Ruldingen. Wie hübsch die Häuslein dreinsehen! Sauber und niedlich, gerade als ob man sie aus einer Spielwarenschachtel soeben herausgenommen und hergesetzt habe. Und dahinter steigt der Mühlenbuck empor, und über ihm schwebt, sich zum Untergange neigend, ein großer schöner Ballon, die Sonne.

O, sieh dort das hohe Haus des Betters! Ha, Herrschaft, ist es möglich! Er steht im Garten! Wie der Blitz reiße ich den Umbaba an den Mund und stoße hinein. Drei urkräftige Töne lösen sich los, drei greuliche, abscheuliche Töne,

fast
gefö
hat
Fels
auch
den
den
er h
Mit
hinc
Pje
der
glei
Aep
Hof
Ber
geft
flar
ein
ist
Zei
wiß
zun
Be
mi
Lel
die
Be
un
der
esse
Re
Be
jet
er
hä
Be
mi
S
di
S
ei
H
hi

fast noch grausiger als die, so der Wolfbauer zutag gefördert hat. Hei, schau nur, schau! Der Better hat den Ruf vernommen. Er muß mich auf der Felsenpitze sehen! Er schwingt sein Taschentuch.

Fort, fort! Hinunter ohne Aufenthalt!

Die drei Stöße waren nicht nur wüßt, sie waren auch dumm, heidenmähig dumm. Sie brachten den Verfolger auf die richtige Fährte.

Bei einer Wegschleife erblickte ich hinter mir den Wolfbauer. Mit satanischem Grinsen raste er hinter mir her. Hu, wie ich da Schritte nahm. Mit Wegkürzungen ging's die steilsten Hänge hinab. Im Nu war ich unten im Dorf. Wie ein Pfeil kam ich in Better Xaveris Hof geschossen.

Der überfah mit scharfem Blick die Gefahr, in der ich schwebte. Mit einer Gewandtheit ohnegleichen kippte er Bub und Bombardon in seine Aepfelkammer und schob den Schlüssel in die Hosentasche.

Im nächsten Augenblicke stürmte auch schon der Verfolger ins Haus. „Da ist eben ein Bub hereingesprungen,“ rief er, und seine Raugenaugen flammten unheimlich.

„Ganz recht,“ bestätigte Better Xaver, und auf ein offenes Fenster deutend, sagte er: „Und da ist er wieder hinaus.“

Hufsch, schwang sich der rasende Roland aufs Fenstergesims und sprang dem vermeintlich Entwichenen nach. Mit verstauchtem Beine hinterte er zum Ergötzen des Better's davon.

Eine gute Stunde rastete ich im Hause meiner Verwandten und stärkte mich an dem Mahle, das mir die Base aufstichtete. Ich glaube, in meinem Leben hat es mir nicht so geschmeckt, wie nach dieser tollen Hezjagd. Der Better strahlte vor Vergnügen, daß ich den widerborstigen Wolfbauer untergekrüegt hatte. „Bist ein Teufelsterl, Friederle,“ sagte er, „du tannst mehr als Sauertraut essen.“

Als die schmale Mondesfichel hinter der Rabeneck heraufstieg, verließ ich das Haus meines Paten. Doch nicht allein. Der Better gab mir seinen Oberknecht, den Wendel, als Begleiter mit.

Mit einem Farrenschwanze ausgerüstet, sollte er etwaige Angriffe des Wolfbauern abwehren.

Trotz des sicheren Geleites war mir doch erbärmlich zumute. Hinter jedem Busch und jedem Baum dünkte mir der tückische Feind auf der Lauer zu stehen.

Wendel jedoch lachte mich tüchtig aus und schalt mich einen Furchtebuz. Als wir durch den Weiler Steinhalden kamen, wo vermuthlich eine Bauern-dirne ihm hold war, sagte er mir Schutz und Schirm auf: „Geh jetzt nur allein, Friederle; in einer Viertelstunde bist du im Städtlein. Der Wolfbauer ist sicher schon längst wieder die Steige hinaufgeschoben.“

Hufsch war der Knecht hinter einem der Bauernhäuser verschwunden.

Von bösen Ahnungen erfüllt, schritt ich weiter,

am Hirschen vorüber. Deutlich hörte ich, wie drinnen Klavier gespielt wurde.

Jetzt um den Bogen herum. Schon winkt die alte Linde, und dahinter flimmert ein Licht durch die Nacht, die Erböllampe des Korbbaschis. Keine zehn Schritte mehr bin ich vom lieben Häuslein entfernt; da plötzlich fährt etwas aus dem Lindenschatten hervor auf mich zu. Ein wuchtiger Schlag saust mir ins Gesicht. Einen gellenden Schrei ausstoßend, sinke ich längelang zu Boden. Der Bombardon wird mir raets von der Schulter gerissen und fort damit eilt der Eroberer.

Im nächsten Augenblicke schon steht der Armbruster bei mir.

„Hast ihn?“ fragte er erregt.

„Gehabt,“ seufzte ich und deutete mit der Hand nach dem Wolfbauer hin, der mit der Beute davon humpelt.

Im Nu hat Baschi die Sachlage erfaßt. Schneller als ein Sperber schießt er hinter dem Gegner drein, und auch ich schließe mich der Heze an. Der Bauer, wohl merkend, daß man ihm auf der Fährte ist, strengt alle Kräfte an. Umsonst! Die Fußverstauchung hemmt ihn im Springen. Der Verfolger kommt näher und näher. Beim Wirtshaus zum Hirschen ist er dem Wolfbauer dicht auf den Fersen.

Ob schon hat diesen der Durst in den Hirschen getrieben. Jetzt aber jagt ihn die Angst hinein. In die von Gästen ziemlich besetzte Wirtsstube rennt er. Weiter jedoch kommt er nicht mehr. Baschis Bärentaxe hält ihn fest, und ein kraftvoller Griff entreißt ihm den Umbaba.

„Mein ist der Bombardon!“ donnert Armbruster.

„Verlogen ist's,“ brüllt der Bauer, „mein ist er, mein!“

„Ruhig, ihr Krakeeler!“ befiehlt der riesenstarke Hirschenwirt, dem das Geschrei zu bunt wird. Rauch reißen seine muskulösen Arme die beiden Sireithämmel auseinander. „Könnt ihr denn nicht anständig reden, wie es sich für Menschen schickt? Kommt, setzt euch zu mir an den freien Tisch daher! Wir wollen in Ruhe und Gemütlichkeit den strittigen Fall verhandeln. Habe schon manchen Streit geschlichtet.“ Und zu dem dienstbaren Geist sich wendend, ruft er: „Gret, bring jedem einen Schoppen!“

Die Gegner messen sich mit grimmigen Blicken; doch schließlich kommen sie der Einladung des Wirtes nach. Dieser nimmt an der Langseite des Tisches Platz; oben läßt sich der Bauer nieder, unten Baschi. Gleich auch ruft mich dieser zu sich hin und reicht mir sein Bierglas, aus dem ich einen Schluck nehmen muß.

Derb zugreifend entreißt der Hirschenwirt Armbruster den Umbaba und pflanzt ihn vor sich hin. „So,“ sagte er, „das Streckobjekt kommt mitten auf den Tisch und die Klingel des Richters ebenfalls.“

Bei diesen Worten holte er den großen Faßhammer aus der Schenke und legte ihn neben den Bombardon. „Nun seid so gut, ihr Mannen, und gebt hübsch Red und Antwort.“

Die Gäste, aufmerksam geworden, drängten sich hinzu und umstanden die Gruppe in weitem Kreise.

„Wolfbauer,“ begann der Richter, „Ihr als Auswärtiger habt den Vorrang. Wem gehört der Bombardon?“

„Mir,“ brüllte der Bauer.

„Woran erkennt Ihr ihn?“

„An der Dalle unten.“

„Woher rührt die Dalle?“

„Von einer Kuh. Als ich einmal das Instrument spielte, hat sie mit dem Horn darauf gestoßen.“

„Verlogen ist's!“ schreit Baschi.

„Ruhe, Korbmacher,“ befiehlt der Wirt und schlägt mit dem Faßhammer auf den Tisch.

Baschi aber kümmert sich nicht darum. „Die Dalle soll von einer Kuh herrühren? Oha! Von mir rührt sie her, von mir. Ich bin doch keine Kuh. Ich verbitt mir die Beleidigung. Am Dreikönigstanz, als ich ein wenig hoch hatte, bin ich mit dem Bombardon des Lindenwirts Stiege hinabgetollert. Daher rührt die Dalle!“

Die Zuhörer brachen in wieherndes Gelächter aus. Der donnernde Faßhammer stellte wieder Ruhe her.

„Woher habt Ihr den Baß, Wolfbauer?“ fuhr der Richter fort im Verhör.

„In Freiburg hab ich ihn gekauft bei Otto Klafft. Seht, da steht die Firma eingegrizt.“

„Wann habt Ihr ihn gekauft?“

„Vor ungefähr zwanzig Jahren.“

„Oho!“ rief Baschi und fuhr wütend von seinem Sitze auf, „die Firma Klafft besteht erst seit drei Jahren.“

„Stimmt,“ nickte der Blechnerkarl, einer der Zuhörer, „ich war dabei, als wir vor anderthalb Jahren den Bombardon und zwei Flügelhörner gekauft haben.“

Der Hirschenwirt saß einen Augenblick sinnend. Dann aber kam Erleuchtung über ihn. „Ihr seid wohl Mitglied einer Musikapelle?“ fragte er den Bauer.

„Nein.“

„Wozu habt Ihr denn den Baß gekauft?“

„Hm, weil ich Freud an der Musik hab! Sonntags vertreib ich mir immer die lange Zeit damit.“

„So, so! Und was musiziert Ihr denn da Sonntags?“

„Allerlei. Tänze, Märsche und Lieder.“

„Auch Lieber? Was für denn?“

„O du lieber Augustin. Wenn die Blümlein draußen zittern. Ich kenn ein Aug. Und sonst noch allerlei.“

„Ei, das ist ja prächtig,“ schmunzelte der Wirt

und befahl dann seiner Tochter Klara, den lieben Augustin auf dem Klavier zu begleiten. Der Wolfbauer möge den Gästen einen kleinen Kunstgenuß gönnen.

Mit hübschem Anschnalag stimmte Klara das Lied an. Wer aber nicht blasen wollte, war der Bauer. Er könne heute leider nicht; er habe ein Geschwür im Mund und dadurch eine dicke Lippe. Half ihm nichts. Der Wirt und alle Gäste verlangten, seine Blaskunst zu hören. Der Blechnerkarl rief: „Wenn Ihr nicht loslegt, Wolfbauer, glaubt Euch kein Mensch, daß der Bombardon Euer Eigentum ist.“



„Wolfbauer,“ begann der Richter, „wem gehört der Bombardon?“

Wohl oder übel mußte er schließlich in den sauern Apfel beißen. Klara ließ den lieben Augustin erklingen, und der Bauer blies dazu derart roh, unbeholfen und schändlich, daß die Zuhörer sich vor Lachen fast tugelten. „Wolfbauer,“ rief der Blechner, „Ihr scheint nicht nur eine dicke Lippe, Ihr scheint auch dicke Ohren zu haben.“ Erneutes Gelächter.

Wichtig fauste der Faßhammer auf den Tisch und als wieder Stille eingetreten war, sagte der Wirt: „Lassen wir die Geschworenen entscheiden. Wer glaubt, daß der Bombardon Eigentum des Wolfbauern ist, möge die Rechte erheben.“

Keine Hand rührte sich

„Gegenprobe: Wer glaubt, daß das Instrument dem Armbrust gehört, erhebe die Rechte.“

Alle Hände redten sich auf.

„Hier, Euer Eigentum, Baschi,“ rief der Richter und hing dem Korbmacher den Bombardon um unter stürmischem Beifall der Gäste.

„Städtlespaß, elendes,“ brüllte der Bauer und sprang wütend vom Stuhle auf, „euch soll der Teufel lotweis holen. Ihr könnt mich alle im

schwe
Scho
er sch
"Bled
flott
" "
sich
" "
mit
nett,
die
" "
bruf
Rüd
mei
ihne
wan
sich
Das
an
wor
" "
Grü
wei
" "
nie
" "
Ren
" "
im
" "
derl
ten
hab
" "
ma
hin
" "
hin
cher
Ru
Pe
und
" "
an,
Eu
" "
fin
für
dir
" "
un
no

schwarzen Adler treffen!“ Das Geld für seinen Schoppen warf er auf den Tisch, und dann stürzte er scheltend und schimpfend davon.

„Alara, spiel den Donauwalzer auf,“ rief der Blechnertarl, „der Gerichtstag muß mit einem flotten Tanz beschlossen werden.“

„Bravo, bravo,“ jubelten die Gäste und drehten sich gleich im Kreise.

Klara legte gewandt los, und der Baschi ließ mit Meisterhaftigkeit seinen Umbaba dazu ertönen, so nett, so rein und so prächtig, daß alles vor Freude die Ohren spitzen mußte.

Als der Walzer zu Ende war, zahlte Armbruster seine Zechen, nahm den Bombardon auf den Rücken und mich an der Hand und brachte mich meinen Eltern. Voll Begeisterung erzählte er ihnen von meinen heutigen Abenteuern und wandte das schreckliche Unwetter von mir ab, das sich über meinem Haupte zusammengezogen hatte. Das Meerrohr wanderte ungeschwungen wieder an seinen Platz. Mit Schelt- und Ermahnungsworten kam ich davon.

Am andern Nachmittage eilte ich ins obere Grün zu meinem lieben Armbruster. Schon von weitem hörte ich ihn auf dem Umbaba schmettern.

„O welch schönes Lied!“ rief ich, als ich in die niedrige Stube trat.

„Geh,“ fauchte die Bärin, „ein Sauflied ist's. Kennst es nicht?“

Im tiefen Keller sitz ich hier
Bei einem Faß voll Reben.

Immer stekt ihm die Trinkerei im Kopf, und immer und immer bringt sie ihn in die Patzche.“

Der Baschi ließ sie ruhig reden. „Schau, Friederle,“ sagte er und wies mir ein prächtig geflochtenes, weiß und rot gestreiftes Körbchen, „das hab' ich heut' vormittag für dich hergestellt.“

„O, wie schön,“ jubelte ich, „ich dank Euch vielmals, Baschi.“ Er steckte noch einige Weidenruten hinein und teilte es in vier Gärlein ab.

„Komm,“ jagte er alsdann und führte mich hinauf zu den Taubenschlägen. In jedes Gärtchen setzte er ein Paar von seinen Lieblingen, in Nummer eins Zitterhähne, in Nummer zwei Perückentauben, in Nummer drei Mohrenköpfe und in Nummer vier Steiermärker.

„Ja, Baschi,“ stotterte ich und sah ihn ängstlich an, „soviel Geld hab ich nicht, daß ich die Tauben Euch alle gleich bezahlen kann.“

„Schwäg kein Blech, Bub,“ wehrte er ab, „die sind dein eigen, und keinen Pfennig nehme ich dafür. Hast Blut für mich vergossen, so werd ich dir doch auch eine kleine Freude bereiten dürfen!“

Ueberjellig drückte ich ihm die haarige Hand und eilte mit meinem Schätze heimwärts. Lange noch hörte ich ihn klagen:

In tiefem Keller sitz ich hier
Bei einem Faß voll Reben.

Das Fenster.

Von A. Walding.

Jeder Mensch hat seinen freien Willen, mit dem er tun und lassen kann, was er will.

Jeder Mensch hat aber auch sein eigenes Temperament, das diesen freien Willen beeinflusst, besonders, wenn dieses Temperament aufgewühlt ist und die Freiheit des Willens sozusagen außer Wirksamkeit setzt.

Wenn nun zwei solche Menschen mit dem gleichen freien Willen zwar, aber mit grundverschiedener Gemütsanlage zusammenkommen, zum Beispiel in einem Eisenbahnabteil, und der eine will das Fenster offen, der andere aber geschlossen haben, dann liegt es erfahrungsgemäß auf der Hand, daß die Verschiedenheit der Temperamente die Freiheit des Willens gänzlich ausschaltet.

Wenn von diesen beiden Menschen der eine ein kaufmännischer Vertreter einer Berliner Großfirma, der andere aber ein gradliniger, grobschlächtiger Bauer aus dem dunkelsten Niederbayern ist, und dieser Bauer noch dazu gerade vom Finanzamt kommt, dann ist ein Zusammenstoß so gewiß wie ein Gewitter im Juli.

„Zestatten, Verehrtester!“ sagt der Berliner und reißt das Fenster in die Höhe, daß der ganze Wagen schebbert.

„I muß Luft haben!“ erwidert unser Hieselbauer und reißt das Fenster herunter, daß dem Berliner der Zwicker von der Nase fällt.

Ein Bauer muß immer Luft haben. Das ist sein Lebenselement. Besonders wenn er vom Finanzamt kommt.

Der Berliner lächelt verbindlich: „Zestatten, mein Name ist Schmuße, Vertreter der Weltfirma Betazet . . . Mir ist diese Luft hier zu rauch . . .“

Und das Fenster fliegt wieder hoch.

Wortlos über so viel Verbindlichkeit einerseits und so viel Frechheit andererseits, sitzt unser Hieselbauer eine Weile ganz verblüfft.

Dann aber ermannt er sich und reißt das Fenster wieder herunter. „Hanswurst, damischer! Meinst, ich mag deinetwegen erstickn? Fahrst halt droben in deinem Preißn, wenn dir die bayrische Luft net paßt . . .“

Dieses war mehr ein Selbstgespräch des Hieselbauern, und wenn der Berliner auch den Wortlaut nicht verstand, so erriet er doch den Sinn; denn das Fenster stand wieder angelweit offen, und die herbe, würzige Herbstluft Niederbayerns strömte in vollen Schwaden gegen die schnupfenschwangere Nase des Berlinerers.

„Zetzt erlauben Sie aber mal!“

Und das Fenster fliegt wieder hoch.

„Zetzt möcht ich doch schon sehen, wer in Niederbayern Herr ist, wir oder die Berliner!“

Und das Fenster rasselte wieder herunter, daß die Wände knattern.

„Hier ist Reichsbahn, bitte! Und hier habe ich als geborener Berliner mindestens ebensoviel Recht, wie Sie als eingeborener Niederbayer. Verstehen Sie mich?“

Und das Fenster fliegt wieder hoch.

Da ermannet sich der Hieselbauer ein letztes Mal, indem er den Reisegenossen aus Berlin in aller Form auf die Kirchweih ladet, welche Einladung der Berliner weder versteht noch befolgt.

Kurz und gut: das Fenster fliegt wieder herunter, und der Hieselbauer lehnt sich breit über die Brüstung und gibt dem Berliner Gelegenheit, seine Kehrsseite, an der seitlich der wichtige Griff des landesüblichen Messers herausragt, mit Gebühr zu würdigen.

Also blieb der Hieselbauer Sieger in dem Widerstreit der Temperamente, denn der Berliner schwieg fortan still, sei es, daß ihm das sagenberühmte lange Messer solchen Respekt einflößte, oder sei es aus dem Grundsatz, daß der Geschicktere nachgibt. Und die Berliner, heißt es wenigstens — sind ja allemal die Geschickteren.

Endlich stieg der Niederbayer aus, weil ja seine Station gekommen war, und räumte somit das Feld dem geschlagenen Widersacher, indem



Leut. K. K. K.

Der Hieselbauer lehnt sich breit über die Brüstung.

er mit Großmut sprach: „So, jetzt kannst dein Fenster zumachen, du Depp, du damischer!“

„Jott sei Dank!“ kam es wie Erlösung aus der Brust des Berliners, und er riß das Fenster sogleich hoch, damit ihn die raue Luft dieses gottverdammten Niederbayerns nicht mehr anblies.

Und als der Zug wieder dahinhoppelte, kam auch der Schaffner durchs Abteil und sprach:

„Ja, ja, das Fenster da! Mit dem haben wir unser ewiges Kreuz!“

„Wie's Kreuz?“

„Weil's keine Scheibe mehr hat!“

„Wat! Keine Scheibe? Da wäre es also egal, ob es offen oder geschlossen ist?“

„Natürlich ist dös Wurst! Hat ja schon vier Wochen keine Scheibe mehr! . . . Seit wir Bayerischen zu der Reichsbahn gehören, is der Teizel hint und vorn los. Nix lassen s' richten. O mein, wenn wir doch einmal von dem Berlin los wären!“

„Wat! Keine Scheibe? Und ich hab mich so uffjeregt. Und der Hieselbauer ooch! . . . Na wart, dieser Reichsbahnjesellschaft werd ich was blasen, wenn ich nach Berlin komme!“

Ein Pionier des Deuschtums in Amerika vor 200 Jahren.

(Die erste deutsche Zeitung in Amerika.)
Von Jos. Gottlieb.

Im Jahre 1724 wanderte der Schneider Christoph Saur aus Laaphe, Kreis Wittgenstein, nach Amerika aus. Bevor er aber aus seiner deutschen Heimat auswandert, hatte der Schneider Gelegenheit gefunden, sich allerlei technische Kenntnisse zu erwerben. Mit seiner Frau und seinem dreijährigen Sohne, ebenfalls Christopher genannt, trat er die Reise über das Meer an und kam nach Germantown im Staate Pennsylvania, das von dem Deutschen Daniel Pistorius gegründet worden war. Germantown wurde fast nur von Deutschen bewohnt, die geistig recht regsame Leute waren. Da kam Saur auf den Gedanken, eine Druckerei zu errichten. Das geschah im Jahre 1739. Von den Einzelheiten des Unternehmens ist bekannt, daß die Schriftzeichen aus Frankfurt a. Main kamen und die andere Einrichtung zum großen Teil den kunstfertigen Händen und erfindertischem Geiste Saur's ihr Dasein verdankte. Das erste Werk, das aus Saur's Presse hervorging, war ein Kalender, der „Hochdeutsch-Amerikanische Kalender“. Dann folgte ein Gesangbuch der mystischen Brüder zu Ephrata. Ein Zeitgenosse schreibt darüber: „Saur's neu angefangene Druckerei wird ihm teuer, und er muß mehr Lehrgeld darin geben als in einigen Dingen, so er bisher versucht. Er muß den „Siebentägern“ ein groß Gesangbuch drucken. Sie sind scharf und eigen dabei, wie man hört, daher es ihm viel Molestien macht.“

Im gleichen Jahre unternahm Saur das größte Werk seines Lebens, dasjenige, welches seinen Namen auf alle Zeiten berühmt gemacht und dem stillen Schneider mehr Einfluß gegeben hat, als dem größten Staatsmann seiner Zeit,

die
Ihr
unt
Gef
Nac
Erp
sch
alle
sted
schu
Ber
wid
her
fuh
nich
ber
wel
stro
sch
dad
wü
Bl
174
175
Fii
den
hat
ma
ner
unt
es
ov
Lei
ort
ech
Re
Er
bre
rid
nu
ver
dri
tur
da
Ro
jät
ob
wi
nie
ve
suc
we
B
fü
we
hie
ge
me
dr
ett

die erste deutsche Zeitung in Amerika. Ihre erste Nummer erschien am 20. August 1739 unter dem Titel: „Der Hoch-deutsch Pennsylvanische Geschichts-Schreiber oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchen-Reich Erstes Stück August 20., 1739.“ — Damals erschienen in ganz Amerika nur fünf Zeitungen, alle in englischer Sprache. In der ganzen Welt steckte das Zeitungswesen noch in den Kinderschuhen, ebenso wie die Post, die erst später von Benjamin Franklin in Amerika wirklich entwickelt werden sollte. Saur's Zeitung mußte daher meist durch Fuhrleute, die von Ort zu Ort fuhren, verteilt werden; sie taten es übrigens nicht mit besonderem Vergnügen, denn es wird berichtet, daß einige Jahre später, Fuhrleute, welche auf der Genesetoga-Landstraße Saur's Zeitung abgaben, sich darüber beklagten, daß sie dadurch zu lange aufgehalten würden. Zuerst erschien das Blatt monatlich, vom Jahre 1748 an halbmonatlich, und von 1755 an wurde es eine Wochenzeitung. Es war erfolgreich, denn bereits im Jahre 1751 hatte es 4000 Besteller. Das mag heute geringfügig erscheinen, aber wenn man bedenkt, unter welchen Umständen Saur es herstellen mußte, stehen wir vor einer bewundernswerten Leistung. Neben seiner außerordentlichen Tatkraft besaß Saur echt deutsche Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit und Bescheidenheit. Er sträubte sich dagegen, zur Verbreitung unzuverlässiger Nachrichten die Hand zu bieten oder nur Lesestoff zum bloßen Zeitvertreib zu liefern. Noch nachdrücklicher als in den Einleitungsworten in dem Blatte selbst verwahrte er sich dagegen in dem zur gleichen Zeit erscheinenden Kalender, in dem er sagt: „Diejenigen, welche vielfältig nachgefragt und künftig nachfragen möchten, ob nicht bald deutsche Zeitungen zu haben, denen will man hiermit zu wissen tun, daß man gar nicht gesinnt ist, die edle Zeit solcher Gestalt zu verderben, daß man alle Woche etwas zusammensuchen sollte, welches keinen Nutzen hat, viel weniger Lüge dazu schreiben, wie der gemeine Welt-Lauff ist.“ — Dann folgt die wirkliche Ankündigung seines Unternehmens, der Prospekt, worin er sich folgendermaßen ausläßt: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß man künftig hin gesinnt ist, eine Sammlung von nützlichen und merkwürdigen Geschichten und Begebenheiten zu drucken, zum Teil aus dem Natur-Reiche, was etwa bei diesen Zeiten von Kriegen und Kriegs-

geschrey, sowohl aus Europa als anderen Theilen der Welt zu hören, so ferne man gewisse und zuverlässige Nachrichten haben kann; als auch gewisse und beglaubigte Nachrichten aus dem Kirchen-Reiche, so viel man vor nützlich erkennt.“ Wie er es mit den Anzeigen hielt, lehrt eine Benachrichtigung ans Publikum vom April 1755, wo es heißt: „Wer um seines Nutzens willen oder ein Privat Advertisement einsetzet (nicht allzugroß), der zahlet 5 Schillinge. Wird sein Verlangen zum erstenmal ausgefunden, so giebt man 2 Schillinge zurück, auf das zweitemal 1 Schilling zurück.“

Aber die Uneigennützigkeit Saur's wurde vom Publikum nicht besonders belohnt. Der saumselige Zahler existierte auch damals schon, und der



Saur's Zeitung mußte meist durch Fuhrleute, die von Ort zu Ort fuhren, verteilt werden.

Drucker fand oft Veranlassung, ihm ins Gewissen zu reden. Aber der gute Mann behandelte die Pflichtvergessenen mit erstaunlicher Nachsicht. Alles, was er denen, die auf der schwarzen Liste standen, sagte, war: „Wer drei Jahre oder darüber schuldet und sonst keine Reputation hat, muß es nicht übel nehmen, wenn er eine kleine Notiz bekommt.“

Im Jahre 1741 wurde die Zeitung vergrößert, und 1745 änderte sie ihren Namen und hieß nun „Berichte oder Sammlungen aus dem Natur- und Kirchen-Reiche“, wobei ausdrücklich darauf hingewiesen wird, daß die Wahrheit der Nachrichten nicht verbürgt werden kann. Im selben Sinne führte nach dem im Jahre 1758 erfolgten Ableben des Vaters der Sohn Christoph Saur das Geschäft fort. Er macht es sich zur Gewissenssache, seine Leser auf das Vorkommen un-

vermeidlicher Zeitungsenten von vornherein vorzubereiten und für seine Nachrichten keine unbedingte Glaubwürdigkeit zu beanspruchen. Dies tat er, indem er sein Blatt mit folgendem Titel versah: „Germantowner Zeitung oder Sammlung wahrscheinlicher Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreiche, wie auch auf das gemeine Beste angesehene nützliche Unterrichte und Anmerkungen.“

Eine zweite Großtat der Saur, Vater und Sohn, welche der Schöpfung der ersten deutschen Zeitung in Amerika nicht nachsteht, war ihr im Jahre 1742 unternommenes Werk, der Druck einer deutschen Bibel. Dabei ist besonders hervorzuheben, daß die erste Bibel, die überhaupt auf amerikanischem Boden selber gedruckt wurde, deutsch war. Erst vierzig Jahre später erschien die erste englische, in Amerika gedruckte Bibel, und selbst dann hielt der Verleger, Robert Aitken, es für geraten, sich besondere Garantien zu verschaffen, ehe er das Risiko übernahm. Denn der Druck der Bibel war für jene Zeiten ein außerordentliches Unternehmen. Mit großer Schwierigkeit mußten erst hinreichende Lettern gegossen werden, ehe man mit dem Satz beginnen konnte, denn Fabriken, die sie in beliebiger Masse lieferten, gab es nicht. Alles Papier mußte aus Europa eingeführt werden, weil es in Amerika noch keine Papiermühle gab, und Satz, Druck und Einbinden eines so umfangreichen Werkes nahm Jahre in Anspruch, ehe es zum Verkauf gebracht werden konnte. Hier zeigte der Deutsche wiederum nicht allein größere Ausdauer als der Amerikaner, sondern auch größeren Unternehmungsgest. Welche Gesinnung Saur zu dem Unternehmen veranlaßte, wird durch folgendes deutlich gemacht: Damals kostete das Papier einer einzigen Bibel 7½ Schilling (etwa M. 6.50). Saur setzte daher in seinem Prospekt den Preis der fertigen Bibel, ungebunden, auf 14 Schilling an. Er fand jedoch, als die Bibel fertig war, daß er sie für 12 Schilling verkaufen konnte, und tat es. „Für Arme und Bedürftige,“ kündigte er an, „ist kein Preis.“ — Das Werk, von dem noch einige Exemplare in den Bibliotheken vorhanden sind, ist auf gutes, dauerhaftes Lumpenpapier gedruckt und bildet einen stattlichen Quartband von 1279 Seiten. Im Jahre 1763 und 1776 erschienen neue Auflagen, und jedesmal durfte der Verleger mit gerechtem Stolz in der Vorrede darauf hinweisen, daß noch keine andere europäische Nation die Bibel in ihrer Sprache auf der westlichen Erdhälfte gedruckt habe. Außerdem hat Saur noch einige dreißig religiöse Werke: Gesangbücher, Katechismen, auch Schulbücher, eine Lebensbeschreibung Friedrichs des Großen und einige englische Bücher gedruckt.

Saur's Zeitung hat viel zur Verteidigung des

Deutschtums jener Tage gegen die Angriffe fanatischer Engländer und ganz besonders der englischen Staatskirche getan. Die Deutschen sollten auf jede mögliche Weise anglisiert und ihrer Eigenart entkleidet werden, und dies wollte man durch Errichtung englischer Freischulen herbeiführen. Ein Versuch damit wurde auch gemacht, aber Saur setzte sich gegen das Unternehmen mit Eifer ein, denn er durchschaute den eigentlichen Zweck des Planes und schrieb in seiner Zeitung gegen die englischen, politischen Zwecken dienenden Freischulen. Sie gingen nach wenigen Jahren aus Mangel an Zuspruch ein. Ebenso kräftig führte Saur die Sache der deutschen Einwanderer gegenüber den Schiffsreedern, welche die Einwanderer auf der Ueberfahrt schlecht behandelten und gewissenlos ausjogen. Furchtlos stellte er die Uebelstände in seiner Zeitung dar und enthielt die großen Menschenverluste, die infolgedessen bei den Einwanderern zu verzeichnen waren. Die Folge davon war, daß die gesetzgebende Körperschaft von Pennsylvania 1758 Schutzgesetze für die Einwanderer annahm. Bald darauf starb er am 25. September 1758. Sein ihm gleichgestimmter Sohn, der bisher die Buchbinderei geleitet hatte, übernahm nun das ganze Geschäft. Unter ihm wurde die zweite und dritte Ausgabe der Bibel gedruckt. Da die zweite Ausgabe einen reichlichen Gewinn abwarf, glaubte er, ein Uebriges tun zu müssen, und trug die Schuld der Dankbarkeit durch freie Verteilung des monatlich erscheinenden „Geistlichen Magazins“ ab, die erste religiöse Zeitschrift, die in Amerika in irgendeiner Sprache erschienen ist. Später errichtete er auch eine eigene Schriftgießerei und 1773 eine Papiermühle. Auch der jüngere Saur widmete sich wie sein Vater uneigennützig der Sache des Allgemeinwohls und ganz besonders seinen deutschen Landsleuten. Seiner rastlosen Tätigkeit ist die Gründung der „Germantown Akademie“ zum guten Teil zu verdanken. Sie wurde 1761 mit einem deutschen und einem englischen Lehrer und einem Hilfslehrer eröffnet. Amerika verdankt daher den beiden Saur nicht nur die erste Bibel, sondern auch die erste deutsch-englische Hochschule! — Bald darauf trat eine tragische Katastrophe ein. Als der amerikanische Freiheitskrieg ausbrach, war Saur gleich seinen Glaubensgenossen — er war „Tunfer“ — gegen das Ergreifen der Waffen. Infolgedessen wurde er als Verräter gefangen gesetzt und sein Eigentum verkauft. Er starb verarmt am 26 August 1784, ein treuer Pionier für das Deutschtum im Auslande!

Die Tugend, die stets bewacht werden muß, ist faum der Schildwache wert.

Des vom



saß, tr
legten
„Da se
schönes
Ra
auf de
„D
wieder
ist den
„W
stellte
„wo h
Ge
Reisen
hatte z
aber c
legen.“
Die
drehte
Bachst
Schöne
müdig
Goldsti
„At
eigentl
der Hi
den 81
dings
Zwanz
in Ber
Da
auf: „
Münze
Labyr

Des Hinkenden Standrede vom Gold, vom Geld und von unserer Währung.



Bu dem runden Tisch in der Ecke neben dem Ofen gegenüber der Einschenke, um den der Hinkende wie immer mit seinen Getreuen in der Dämmerstunde saß, trat der Löwenwirt und hielt eine noch im letzten Licht glänzende Münze in der Hand: „Da seht her, Ihr Herren,“ sagte er, „was für ein schönes Stück ich heute bekommen habe.“

Rasch rückten alle zusammen und schauten eifrig auf den funkelnden Gegenstand in seiner Hand.

„Das ist ja ein Goldstück, endlich einmal wieder,“ rief der Barbier aus, „laßt sehen, wer ist denn darauf abgebildet?“

„Wahrhaftig, unser Herr Reichspräsident,“ stellte mit prüfendem Blick der Schneidernaz fest, „wo habt Ihr denn das her?“

Gerne gab der Löwenwirt Auskunft: „Ein Reisender, der bei uns zu Mittag gegessen hat, hatte zwei Stücke und ließ mir eines ab; ich mußte aber auf seinen Verzehr noch ordentlich drauflegen.“

Die Münze ging von Hand zu Hand, jeder drehte sie bewundernd hin und her, und der Bachhuber meinte dabei: „s ist halt doch was Schönes ums Goldgeld, es wird einem ganz wehmütig ums Herz, wenn man an unsere schönen Goldstücke aus der Zeit vor dem Krieg denkt!“

„Aber ein Geldstück zum Bezahlen ist das eigentlich nicht, lieber Bachhuber,“ sagte darauf der Hinkende, „es ist nur eine Gedenk Münze auf den 81. Geburtstag des Reichsoberhauptes, allerdings genau in der Größe unserer Vorkriegs-Zwanzigmarkstücke und von der staatlichen Münze in Berlin geprägt.“

Da schaute auch der Maurerpolier fragend auf: „Aber, nehmt mir nicht übel, wenn die Münze solche Goldstücke prägt und verkauft, war-

um soll man dann nicht mit ihnen bezahlen können?“

„Zahlen kann man schon damit, aber sie sind viel mehr wert als unsere früheren Zwanzigmarkstücke, und Ihr wollt doch nicht an jedem verlieren,“ gab der Hinkende als Auskunft.

„Soviel ich weiß, gibt's die Hindenburggoldstücke auch in der Größe der Zehnmarkstücke,“ sagte jetzt der Bürgermeister.

„Gewiß, aber für sie gilt das gleiche,“ war die Antwort.

„Ja, nun sagt uns doch, Hinkender, warum sieht man denn sonst im täglichen Geldverkehr keine Goldstücke mehr?“ fragte nun der Barbier.

„Weil wir keine reine Goldwährung mehr haben wie vor dem Kriege, sondern eine sogenannte Goldkernwährung,“ erwiderte der Hinkende rasch und sicher.

„Was heißt denn das? Was ist denn das für ein Unterschied?“ rief fragend der Schneidernaz voll Interesse.

„Da müßt Ihr schon gut zuhören und ein bißchen Geduld haben, wenn ich Euch das erklären soll,“ entgegnete der Hinkende, „denn mit so ganz kurzen Worten läßt sich das nicht klarlegen.“

„Wer wie wir alle am Tisch das Unglück der Inflation mitgemacht hat, hört gut zu, wenn von den Grundlagen unseres Geldes die Rede ist,“ sagte darauf der Bachhuber mit sehr ernstem Gesicht und mit Nachdruck.

„Nun denn,“ begann der Hinkende seine Erklärung, „eine Goldkernwährung ist eine Währung, die sich auf einen sicheren Goldvorrat stützt, aber keinen Goldumlauf hat. Dieser Goldvorrat ist der kostbare Kern, er liegt in Berlin bei der Reichsbank in unterirdischen einbruchsfähigeren Gewölben.“

„Nun sagt, wieviel liegt denn da an Gold?“ fragte neugierig die Löwenwirtin, die auch ein wenig hinzugetreten war.

„Zur Zeit sind's über zweieinhalb Milliarden.“

Da schlug die lebhafteste Frau voll Erstaunen die Hände zusammen: „Ist das eine Menge! Und lauter Goldstücke! In denen möchte ich einmal wühlen dürfen, nur zum Spaß!“

„Wozu ist denn das viele Gold nütze, wenn es in Berlin eingesperrt liegt und niemand etwas davon zu sehen kriegt?“ warf der Bachhuber schon ziemlich brummig hin, und der Postagent fuhr fort: „Vor dem Kriege war viel weniger Gold auf der Reichsbank, das weiß ich zufällig, und damals lief doch viel Goldgeld um.“

„Schon wahr,“ gab der Hinkende zu, „ich kann Euch die Zahlen sogar genau sagen: am 16. Juli 1914 lagen in der Reichsbank über $1\frac{3}{4}$ Milliarden Mark, und die Menge der Goldstücke im freien Verkehr belief sich auf $3\frac{1}{2}$ bis 4 Milliarden. Das war eben noch die reine Goldwährung, wie wir sie

von 1900 an hatten. Aber — nun kommt ein großes „Aber!“ — wir sind durch Krieg und Inflation arm geworden und müssen froh sein, daß wir auf der Reichsbank wieder so viel Gold haben, daß unser Geld seinen Wert behält.“

„Behüt' uns der liebe Gott vor einer neuen Inflation,“ seufzte die Löwenwirtin, die immer

hängt aber von seiner Kaufkraft ab, diese wird fast auf der ganzen Welt, wenigstens in den maßgebenden Kulturländern am Goldwert des Geldes gemessen; darum hat der Reichstag im Münzgesetz vom 30. August 1924 den Goldwert einer Reichsmark auf den 2790. Teil eines Kilogramms reinen Goldes festgesetzt.

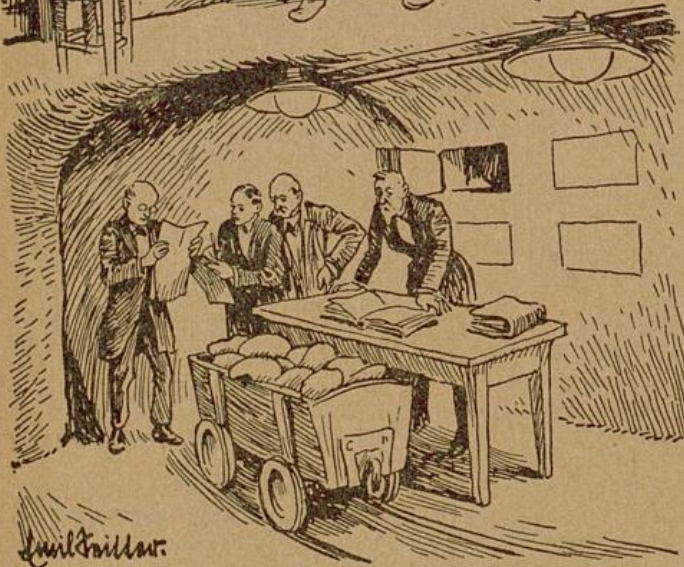
Aber Ihr könnt Euch denken, eine einzelne Mark in Gold wäre sehr klein und darum ungeschickt zu handhaben, deshalb prägt man sie nicht aus; als Ersatz ist aber dafür gesorgt, daß jedermann sein Silber- und Papiergeld, das auf Reichsmark lautet, bei der Reichsbank in wirkliche Goldstücke gleichen Wertes einwechseln kann.“

„Müßte man nicht besser könnte' sagen?“ verbesserte der Lehrer.

„Ihr habt recht, denn gegenwärtig ist die gesetzliche Verpflichtung der Reichsbank zum Umtausch noch nicht in Kraft gesetzt; bei unserer großen Verschuldung ans Ausland wären nämlich unsere schönen Goldstücke wahrscheinlich bald wieder dorthin oder nach den Ersparungen aus der Inflationszeit in die Strümpfe der Goldhamster bei uns verschwunden. Indessen — schon die Tatsache, daß das Einwechseln von Gold möglich wäre, weil genügend Gold da ist, reicht aus, um den Goldwert der deutschen Mark überall, sogar in Amerika, aufrechtzuerhalten. Wir haben deshalb heute eine der festesten Währungen der ganzen Welt,“ schloß der Hintende.

„Also muß die Reichsbank immer so viel Gold daliegen haben, als Geld in Scheinen und in Silber und Kupfer umläuft?“ fragte der Barbier, der von rascher Auffassungsgabe war.

„Nicht ganz, denn erstens ist das umlaufende Metallgeld keines derart, daß die Sicherheit unserer Währung darauf beruht; obwohl fast eine Milliarde davon, etwas mehr als vor dem Krieg, ausgegeben ist und umläuft, ist es nur als Scheidemünze für den Kleinverkehr geprägt, gesetzlich ist der Höchstbetrag davon auf den Kopf der Bevölkerung auf 20 M festgesetzt, davon sind etwa 15 M bis jetzt tatsächlich ausgegeben.“ — Hier hielt der Hintende plötzlich einen Augenblick inne und sagte dann mit veränderter, gewissermaßen einschaltender Stimme: „Ich vergaß vorhin, Euch



Luitpold

Der Goldvorrat ist der kostbare Kern, er liegt in Berlin bei der Reichsbank in unterirdischen einbruchsfähigeren Gewölben.

noch zuhörte, „das Rechnen mit den großen Zahlen war doch zu schwierig.“

Unbeirrt fuhr der Hintende fort: „Ihren Wert behält nämlich die Reichsmark nur, wenn jedermann Vertrauen zu ihr hat im In- und, nicht zu vergessen, auch im Ausland.“

„Ja, ja, aufs Ausland kommt's sogar hauptsächlich an; das hat sich während des Krieges gezeigt, als dort die Mark schon viel weniger als bei uns galt, lange ehe wir viel davon merkten,“ meinte der Lehrer bekräftigen zu müssen.

„Das sogenannte Vertrauen in ein Geldstück

dar
ge
dene
tann
wert
liche
sind
alter
wort
liche
an,
den
auf
habe
Kaffe
„
gleich
erwä
in G
nen
liches
unge
lands
Ihr
Wech
Decku
Reich
wärt
bank
und
„
Umfu
Reich
Gelde
dara
D
zu:
hält
gleite
ungef
lich
d
dign
wolle
führ
Einw
heuti
wähn
nach
ten u
Gesch
aus
eben
sieben
sen g
ausga
nicht
durch
hat e
Direk

daran zu erinnern, daß man unter Währung die gesetzliche Zahlungsmittel versteht, mit denen man Beträge in beliebiger Höhe bezahlen kann und die ebenso in jeder Höhe angenommen werden müssen" — und fuhr dann im urprunglichen eindringlichen Ton fort: „In diesem Sinne sind außer den Goldmünzen — es sind noch die alten von früher, neue sind bisher keine geprägt worden — nur noch die Reichsbanknoten gesetzliche Zahlungsmittel. Und zweitens nimmt man an, daß nicht alle Besitzer der etwa 4 1/2 Milliarden Reichsmark ausmachenden Reichsbanknoten auf einmal ihre Scheine in Gold umgewechselt haben wollten.“

„Das gab' ein schönes Gedränge an den Kassen,“ lachte der Postagent.

„Darum erachtet das Bankgesetz, es ist vom gleichen Tag wie das Münzgesetz, das ich schon erwähnt habe, eine Deckung von 40% der Noten in Gold für genügend,“ fuhr der Hinkende in seinen Erläuterungen weiter, „davon müssen 3/4 wirkliches Gold, in- und ausländische Münzen und ungemunztes Gold in Barren, und 1/4 sichere Auslandswechsel mit Goldwert — Devisen, versteht Ihr — sein; die übrigen 60% können durch gute Wechsel und Schecks gedeckt sein. Wie hoch die Deckung wirklich ist, könnt Ihr alle Woche im Reichsbankausweis in der Zeitung lesen. Gegenwärtig ist sie sehr hoch; die Reichsbank wird schon wissen, wozu das gut und nötig ist.“

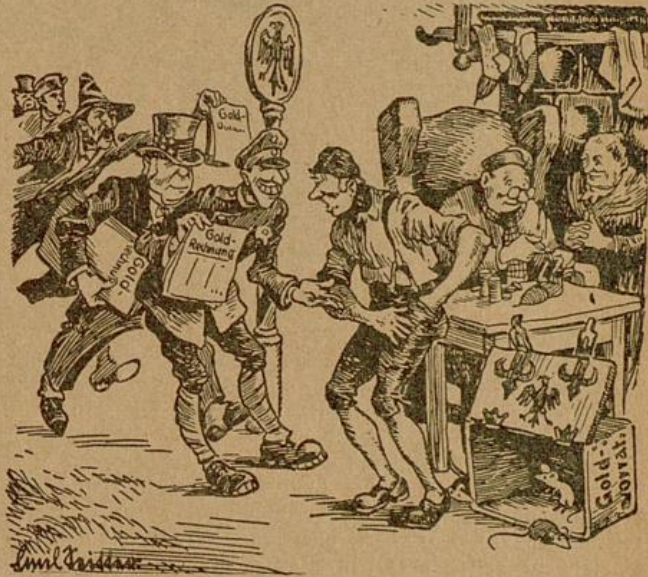
„Also hängt hauptsächlich von der Umsicht und Gewissenhaftigkeit der Reichsbankleitung der Wert unseres Geldes ab,“ stellte der Bürgermeister daraufhin fest.

Der Hinkende nickte und setzte hinzu: „Daß unser Geld seinen Wert behält und nicht wieder ins Nichts hinabgleitet, das ist dem Ausland auch ungeheuer wichtig, und zwar namentlich den Staaten, die Kriegsschuldigungen von uns bezahlt haben wollen. Darum bekam bei der Einführung der Reichsmark unter ihrer Einwirkung auch die Reichsbank ihre heutige Verfassung durch das erwähnte Bankgesetz vom 30. Aug. 1924; nach ihm stehen neben dem Präsidenten und dem Direktorium, das die Geschäfte führt, noch ein Generalrat aus sieben Deutschen und — das ist eben die wichtigste Neuerung — sieben Ausländern; und einer von diesen gerade hat als „Kommissar für die Notenausgabe“ besonders darüber zu wachen, daß nicht zu viel Papiergeld ausgegeben und dadurch die Währung verschlechtert wird; deshalb hat er auch das Recht, an allen Sitzungen des Direktoriums teilzunehmen. Im übrigen ist die

Reichsbank kein Institut des Reiches, wie man aus dem Namen schließen könnte, sondern eine selbständige, von der Reichsregierung und ihren Geldsorgen heute ganz unabhängige Bank, deren Anteilscheine wie die Aktien jeder anderen Bank an der Börse gehandelt werden. Nur wird wegen der Wichtigkeit der Aufgaben der Reichsbank für das ganze Volk von der Generalversammlung ihrer Aktionäre (Anteilseigner sagt das Gesetz) ein ständiger Zentralausschuß zur Unterstützung des Direktoriums gebildet aus Vertretern der Bankgewerbes, der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft, des Handwerks und der Arbeitnehmerschaft, die deutsche Anteilseigner sind.“

Inzwischen war es so dunkel geworden, daß die Männer gegenseitig kaum mehr die Gesichter sehen konnten. Aber vor lauter Aufmerken hatten sie es nicht gemerkt. Erst als der Hinkende schwieg, richtete sich der Löwenwirt auf und machte Licht.

Als es hell war am Tisch, nahm der Lehrer den Faden des Gesprächs wieder auf: „Es ist ein wahrer Segen, daß das Geldwesen in Deutschland wieder von einer Stelle aus geregelt wird. Aber aus dem Wirrwarr der Inflation und des vielen Papiergeldes hat uns doch die Rentenbank mit der Rentenmark gerettet, indes, kein Mensch spricht mehr von ihr, und doch war sie eigentlich etwas ganz Besonderes.“



Bei unserer großen Verschuldung ans Ausland wären unsere schönen Goldstücke bald in die Strümpfe der Goldhamster verschwunden.

„Gewiß war sie das,“ bekräftigte der Hinkende, „einmal deshalb, weil sie keine Golddeckung hatte, sondern begründet war auf der Bürgschaft der ganzen deutschen Wirtschaft. Ferner war sie rechtlich eine Mischung von Verein und Aktiengesellschaft. Auch wurde sie nicht vom Reiche er-

richtet, sondern — am 18. Oktober 1923, das Datum sollte man nicht vergessen — von Vertretern der Wirtschaftsverbände der Industrie, der Landwirtschaft, des Handels und Gewerbes, der Banken, die sozusagen den letzten verfügbaren Rest von Goldwert aus ihren Grundstücken und Betrieben als Unterpfand für das Kapital der Bank zur Verfügung stellten, um unserm Geld wieder festen Grund zu geben. Dafür konnten 3200 Millionen Rentenmark ausgegeben werden, jede gleich 1/2790 kg Feingold wie die frühere und

ung gehabt wie vorher, aber die Vorschrift der Deckung des ausgegebenen Papiergeldes durch Goldvorräte bei der Reichsbank, damals 30%, war schon am 4. August 1914, gleich nach der Mobilmachung, aufgehoben worden, so daß, je mehr Geldscheine gedruckt wurden, um so weniger von dem Gold bei der Reichsbank auf eine Papiermark entfiel, obwohl die Goldstücke aus dem Verkehr gezogen und viel Gold aus Schmuck freiwillig abgeliefert wurde. Das ist eine der Hauptursachen der Inflation; und schließlich hatte ins-



Aus dem Wirrwarr der Inflation und des vielen Papiergeldes hat uns die Rentenbank mit der Rentenmark gerettet.

jetzige Reichsmark. Und ihren Namen hat sie davon, daß sie auf den regelmäßigen Zahlungen oder der Rente beruhte, die aus der hypothekarischen Belastung der ganzen Wirtschaft, namentlich des Grundes und Bodens, floß.

„Man lebte ordentlich auf, als man zum erstenmal eine Rentenmark in die Hand bekam,“ sagte der Bachhuber, voll lebhafter Erinnerung, „und merkwürdig, es war doch auch nur ein Stück Papier, ein Zettel, aber sein Wert zerging nicht so wie vorher bei den Reichsstassenscheinen.“

„Wahrhaftig, ich hab’ es damals immer fast wie ein Wunder angesehen, daß wir auf einmal wieder festes Geld hatten,“ stimmte auch der Maurerpolier zu.

„Das Wunder hatte sehr tatsächliche Gründe, die ich Euch auseinandersetzen möchte,“ sagte der Hintende mit gewinnendem Ton, „der Form nach hatten wir ja seit Kriegsausbruch noch Goldwäh-

lung gehabt wie vorher, aber die Vorschrift der Deckung des ausgegebenen Papiergeldes durch Goldvorräte bei der Reichsbank, damals 30%, war schon am 4. August 1914, gleich nach der Mobilmachung, aufgehoben worden, so daß, je mehr Geldscheine gedruckt wurden, um so weniger von dem Gold bei der Reichsbank auf eine Papiermark entfiel, obwohl die Goldstücke aus dem Verkehr gezogen und viel Gold aus Schmuck freiwillig abgeliefert wurde. Das ist eine der Hauptursachen der Inflation; und schließlich hatte ins-

folge der Zahlungen aus Ausland in der schlimmsten Zeit die Reichsbank im Oktober 1923 kaum mehr eine halbe Milliarde Gold. Bei der verantwortlichen Männer deshalb von vornherein mit der größten Strenge darauf gehalten, daß die Menge der ausgegebenen Scheine die Deckung nicht überschritt, auch wenn etwa das Reich Geld brauchte. Darum hat das Rentengeld seinen Wert behalten, auch wenn es nicht immer leicht war, dies durchzusetzen.“

„Es wäre auch nicht gelungen, wenn sich nicht weiteste Kreise unseres Volkes bereit gefunden hätten, sich einzuschränken, um aus der Geldmisere herauszukommen,“ fügte der Bürgermeister noch hinzu.

„Ganz gewiß, aber es waren auch sonst noch sehr geschickte Bestimmungen getroffen, um der Rentenmark ihren Wert zu erhalten. Es handelte sich dabei nicht nur um die Deckung und Einlösung des baren Geldes, sondern auch um die Art und Weise der Kreditbewilligung. Kredit ist Leihkapital, die ausgepumpte deutsche Wirtschaft hatte ihn dringend nötig. Um durch die bewilligten Kredite die Rentenmark nicht zu gefährden, setzte die Reichsbank hierfür 1 Rentenmark gleich 10/12 Dollar und hat damit mit einem Schlage dem Streben nach Wertverminderung der Rentenmark ein Ende gemacht. Nun konnte niemand mehr darauf spekulieren, dem Namen nach gleich viel, dem Werte nach viel weniger zurückzahlen, als er erhalten hatte. Denn der Dollar war stabil.“

„Konnte denn die Reichsbank von der Rentenbank so viel Geld zum Ausleihen an die Industrie, den Handel und die Landwirtschaft erhalten, als diese nach der Geldvernichtung durch die Inflation nötig hatten?“ fragte der Barbier, „man las doch immer wieder von der Kreditnot der Produktion!“

„N
Rente
können
konnte
Deckung
Leihka
dies
genügl
Volks
Liarde
Deuise
war.
eine
mußte
stand
wie 1
finanz
währu
gleich
unterl
zur G
die R
eine
diskon
mit 3
diese
die F
wurde
die zu
Fürfor
deshal
Millia
noch u
sie all
das w
die De
schen
bank li
kapital
fahr f
Das h
einer
mitang
„N
wenn
deckung
wieder
wandte
Dieser
Gurer
und: v
worten
Euch d
lich ist.
„B
Geld.“
„M
man ek
verteid
Fall g

„Nein, das war eben der einzige Nachteil am Rentengeld, der ihm auch hätte gefährlich werden können,“ erwiderte der Hinkende, „die Rentenbank konnte bei ihrer fest beschränkten, begrenzten Deckung nicht über einen bestimmten Betrag an Leihkapital für die Privatwirtschaft hinausgehen, dies waren 1200 Millionen Mark. Das genügte bei weitem nicht; heute ist unsere Volkswirtschaft sogar um mehr als 12 Milliarden ans Ausland verschuldet, weil in Deutschland nicht genug Geld zu leihen war. Die Rentenmark war eben nur eine Uebergangswährung; der Kreditnot mußte rasch abgeholfen werden, sonst bestand die Gefahr, daß es bei uns ginge, wie 1813 in Dänemark, wo nach einem finanziellen Zusammenbruch eine Rentenwährung, die fast haargenau der unferen gleich war, abermals der Entwertung unterlag, weil man nicht schnell genug zur Goldwährung überging. Darum wurde die Rentenbank im Frühjahr 1924 durch eine besondere Darlehensbank, die Gold-distontbank, ergänzt, an der sich England mit 300 Millionen Mark beteiligte. Aber diese Bank hatte kein langes Leben; als die Rentenmark zur Reichsmark wurde, wurde sie in die Reichsbank übergeführt, die zugleich von der Rentenbank auch die Fürsorge für die Währung übernahm; deshalb deckt die Reichsbank auch die halbe Milliarde Rentenbankcheine, die bis 1934 noch umlaufen, mit Gold und verwandelt sie allmählich in Reichsbanknoten. Um nun aber das wichtigste nicht zu vergessen: das Gold und die Devisen der Reichsbank stammen aus der deutschen Wirtschaft; je mehr diese davon der Zentralbank liefern kann, desto mehr Geldmittel und Leihkapital kann sie zur Verfügung stellen, ohne Gefahr für die Währung. Darauf kommt es an. Das hat der Reichsbankpräsident selbst gesagt in einer großen Rede in Karlsruhe, die der Hinkende mitangehört hat.“

„Nun erlaube, eine Frage werde ich nicht los: wenn es bei der Rentenbank doch ohne Golddeckung gegangen ist, warum muß denn dann jetzt wieder Gold da sein, um Geld schaffen zu können?“ wandte sich der Maurerpolier an den Hinkenden. Dieser lächelte und antwortete: „Mir scheint, in Eurer Frage stecken eigentlich zwei: was ist Geld und: warum ist Gold das beste Geld? Die Antworten könnt Ihr leicht selbst finden, wenn Ihr Euch zunächst einmal überlegt, was Geld eigentlich ist.“

„Wie kann man so was fragen, Geld ist eben Geld,“ brummte der Bachhuber kopfschüttelnd.

„Mit Verlaub, wenn man klar sehen will, muß man eben weiter denken als die Nasenspitze reicht,“ verteidigte sich der Hinkende, „das ist in diesem Fall gar nicht so schwer, denn jeder von Euch

weiß, was für Eigenschaften er vom Geld verlangt, wenn er sich besinnt, was er alles damit machen will. Nur heraus mit der Sprache, was verlangt Ihr vom Geld?“

Der Schneidernaz war am ersten mit einer Antwort bei der Hand: „Ich will preiswert damit



Meine Großmutter hat uns als Buben oft mit ihrer alten Goldwaage gezeigt, wie man die Goldstücke nachwägt.

kaufen können“ — darauf kurz der Hinkende: „Also Kaufkraft, oder da Kauf Tausch von Ware und Geld ist, Tauschwert muß es haben.“

Der Postagent meinte: „Ich will mir aufheben, was ich übrig habe, ohne daß es die Mäuse oder die Motten fressen können“; hierauf wiederum der Hinkende; „darum muß es dauerhaft sein, unveränderlich und seinen innere Wert behalten.“

Und zögernd sagte schließlich auch der Bürgermeister: „Wenn ich verreise, ist mir's lieb, wenn auch eine größere Summe klein beisammen und dadurch bequem mitzunehmen und zu überzählen ist.“

„Ihr meint damit, das Geld muß eine gewisse Kostbarkeit und dadurch Handlichkeit besitzen. Es läßt sich noch viel mehr von ihm sagen; wenn wir nur das wichtigste zusammenfassen, so ist es ein Mittel zum Tauschen und Zahlen, zum Sparen und Leihen, kurz, ein Wertmesser für alle Güter. Alle diese Eigenschaften verkörpert das Gold: es ist unverwüßlich, leicht teilbar — früher, als noch nicht durch das Prägen Feingehalt und Gewicht gewissermaßen vom Staat garantiert war, hat man sich größere und kleinere Stücke von Goldbarrren einfach zugewogen“ —

„Vor 60, 70 Jahren mußte man auch die geprägten Goldstücke noch nachwägen, um sicherzu-

gehen; meine Großmutter hat mir als Bubens oft davon erzählt und mir mit ihrer alten Goldwage gezeigt, wie man das machte," erinnerte sich der Postagent.

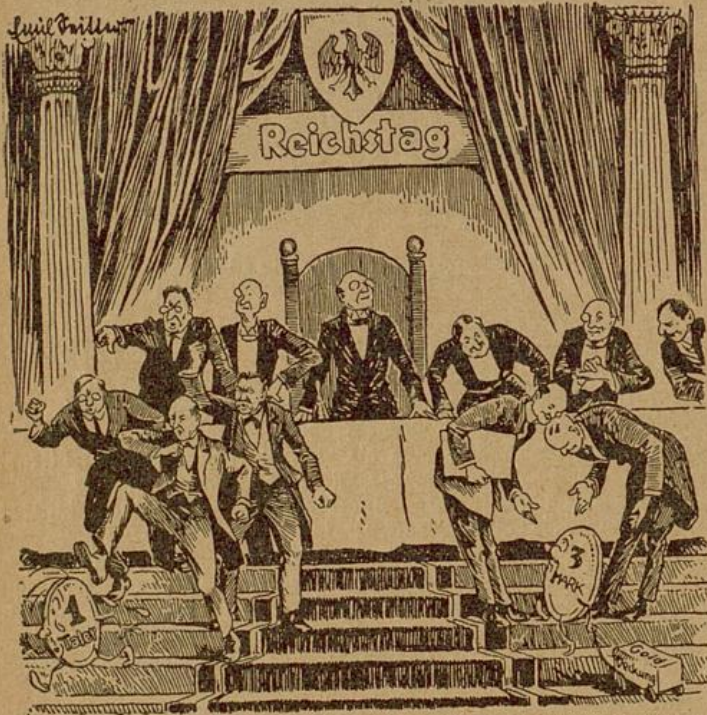
„Das kommt daher, daß das Goldgeld damals nur für den Handel hergestellt und nicht nach festem Kurs geprägt war. Doch um fortzufahren, wo ich stehen blieb: schließlich haben Goldmünzen auch einen unmittelbaren Gebrauchswert; denkt nur daran, welsch kostbare Schmucksachen und Geräte man daraus machen kann. Es kann also der Wert eines Goldstückes nie unter diesen Gebrauchswert sinken.“

„Da muß man sich nur wundern, daß es überhaupt anderes Geld gibt, das diese Eigenschaften nicht hat, z. B. das Papiergeld,“ bemerkte der Bachhuber fast spöttisch.

Der Hintende ließ den Ton unbeachtet und sagte darauf: „Papiergeld hat die Eigenschaften des Geldes nur symbolisch, entweder als Ersatz und

Gutscheine auf allerhand wirtschaftliche Güter. Aber an den Grenzen dieses Volkes und Staates hörte die Geltung seines Geldes auf; der Zahlungsverkehr zwischen zwei Völkern vollzieht sich überall durch Ausgleich der Schuldigkeiten in Gold: wenn z. B. der Schneidernaz aus England Kleiderstoffe bezieht, muß er sie in Gold bezahlen, und wenn durch ihn der Bachhuber seine schönen Äpfel in ganzen Wagenladungen einer Sorte, wie er es hoffentlich tun kann, und der Löwenwirt seine guten Flaschenweine an den englischen Stoffabrikanten verkaufen, so wollen sie Gold dafür sehen. Schließlich könnte man da mit Recht sagen, die Waren seien eigentlich nur getauscht, die Stoffe gegen die Äpfel und den Wein. Wenn diese aber zusammen wertvoller sind als die Kleiderstoffe, dann muß Euch der englische Käufer eben doch den Unterschied wenigstens zuletzt in Gold bezahlen, oder Ihr, Schneidernaz, umgekehrt dem Engländer, wenn seine Sachen wertvoller sind als Obst und Getränk. Wäre nun der Wertmaßstab hier und dort nicht derselbe, so träten leicht Schwierigkeiten und Verluste ein. Darum ist das Gold seiner Eigenschaften wegen zur Wertbestimmung und als Grundlage des Geldes nicht zu entbehren, wenn es auch, wie es bei uns gegenwärtig noch notwendig ist, im inneren Verkehr durch goldgedecktes Papiergeld ersetzt werden kann. Tatsächlich haben auch die meisten Völker deshalb Goldwährung, England sogar schon seit 1816, Deutschland seit 1873.“

„Was für eine Währungsgrundlage hatte man denn bei uns vorher?“ erkundigte sich der Barbier, der allzeit lebhaften Geistes den Worten des Hintenden gefolgt war. Dieser gab zur Antwort: „Die deutschen Länder hatten (mit Ausnahme von Bremen) vor 1871 reine Silberwährung, ebenso übrigens auch die Vereinigten Staaten vor 1893. Aber sie hat sich nicht bewährt, weil der Preis des Silbers infolge ergiebiger Fundstätten gegenständig sank. Darum haben sich auch Gold und Silber in einer Währung zusammen nicht vertragen; die Taler zum Beispiel, die neben dem Gold bei uns in Deutschland von 1873 bis 1900 gesetzliches Zahlungsmittel in jeder Höhe waren, wurden immer wertloser, weil das Silber immer billiger wurde; wenn man da-



Der Reichstag warf den Taler als gesetzliches Zahlungsmittel hinaus und ließ ihn als Dreimarkstück wieder herein.

Anweisung für Metallgeld, wie jetzt die Reichsbanknoten, oder auf Befehl des Staates, wie die Scheine der Inflationszeit, ohne Golddeckung. Papiergeld dieser Art würde in einem für sich abgeschlossenen Volke schon genügen; man würde eine Meßzahl, einen Index, zugrunde legen, wie manche Volkswirtschaftslehrer wollen, die Geldscheine wären dann eigentlich nur noch eine Art

der Ausbeutung über dem Gold. Darum haben sich auch Gold und Silber in einer Währung zusammen nicht vertragen; die Taler zum Beispiel, die neben dem Gold bei uns in Deutschland von 1873 bis 1900 gesetzliches Zahlungsmittel in jeder Höhe waren, wurden immer wertloser, weil das Silber immer billiger wurde; wenn man da-

mals selte, Gold, man den und das nicht für Di nicht; nen i haben denn „A z. B. sich W zinslo darum beim In E betrag De Frage gegral Erde, doch d Fü Lehre: tion ! förder sich di Golde „D Grade um u Ihr i produ steht und n Reichs Denn wertv Nachfr Frage als ih rief: Wie r Gold Eh Bachh Euch i lernen Da nahm ten a profess noch n ist, da lich st

mals 20 Taler in 3 Zwanzigmarkstücke umwechselte, machte man ein gutes Geschäft. Eine solche Goldwährung mit einem silbernen Stelzfuß nennt man hinkend. Schließlich warf der Reichstag den Taler als gesetzliches Zahlungsmittel hinaus und ließ ihn als Dreimarstück wieder herein, das wie unser Metallgeld heute natürlich auch nicht vollwertig, sondern nur dauerhafter Ersatz für Papierscheine war.“

Die Wißbegierde des Barbiers war indes noch nicht gestillt: „Wenn nun alle großen Kulturnationen ihr Geld auf Goldgrundlage zum Teil gestellt haben und zum Teil wieder stellen wollen, ist denn dafür genug von diesem Edelmetall da?“

„Manche Länder haben sogar zu viel davon, z. B. die Vereinigten Staaten von Amerika, die sich Mühe geben müssen, das in ihren Gewölben zinslos liegende Gold nutzbringend anzulegen und darum die Länder mit entwerteten Währungen beim Uebergang zur Goldwährung unterstützen. In Europa dagegen fehlt's; man hat den Fehlbetrag auf 18 Milliarden Reichsmark berechnet.“

Der Schneidernaz war nun auch noch zu einer Frage angeregt: „Es wird doch immerzu Gold gegraben und gewaschen in vielen Gegenden der Erde, wieviel ist denn das jährlich? Das kommt doch zu den Vorräten hinzu!“

Für den Hinkenden antwortete diesmal der Lehrer: „Von Gold wird jährlich eine halbe Million Kilogramm, von Silber zehnmal mehr gefördert. Aber, Hinkender“ — damit wandte er sich diesem zu — „da müßte ja auch der Wert des Goldes allmählich sinken.“

„Das ist auch geschehen, nur in geringerem Grade und viel, viel langsamer als beim Silber; um wieviel, ist sehr schwer zu entscheiden, denn Ihr müßt bedenken, daß der vermehrte Goldproduktion eine vermehrte Nachfrage gegenübersteht und der Bedarf zu allerhand industriellen und medizinischen Zwecken sehr groß ist; auch die Reichsbank gibt zu solcher Verwendung Gold ab. Denn es ist im Grunde auch nur eine, wenn auch wertvolle Ware, deren Preis durch Angebot und Nachfrage sich regelt,“ gab der Hinkende dem Frager zu bedenken. Er wollte schon aufbrechen, als ihm die Löwenwirtin vom Schenkisch her zurief: „Nun habe ich noch eine Frage zum Schluß! Wie wär' denn das mit unserem Geld, wenn man Gold machen könnte?“

Ehe der Hinkende antworten konnte, hatte der Bachhuber zurückgerufen: „Natürlich, das würde Euch und Eurem Manne so passen, wenn das jeder lernen könnte, das kann ich mir denken!“

Da alle seine Art kannten, lachten sie und nahmen ihm seine Rede nicht übel, sondern merkten auf des Hinkenden Antwort: „Die Physikkonfessoren sagen, sie könnten's in Gedanken, aber noch nicht mit den Apparaten, und wenn es soweit ist, daß man's wirklich kann, wird sich voraussichtlich sicher nicht viel ändern; denn das künstliche

Gold, das kann man jetzt schon sagen, wird so teuer herzustellen sein und zu seiner Herstellung soviele Maschinenträfte brauchen, daß das in der Erde gefundene nicht entwertet wird. Also darum weder Furcht noch Hoffnung! Vorerst jedenfalls gibt's nur einen Weg für jedermann, Gold und Goldwerte zu erwerben, nämlich durch fleißige Arbeit. Denn noch immer ist jede ehrliche Arbeit ihres Lohnes wert.“

Der Einbüter.

Von Marie Schloß-Königsfeld.

Der „Hinkende“ hat in seinem 28er Kalender ein lustiges Geschichtchen gebracht: „Wie Hahnensdorf beinahe ein Luftort geworden wäre.“ Er nennt es eine Geschichte aus vergangenen Tagen. Nun, ein paar Jahrzehnte liegt die Begebenheit auch schon zurück, die ich jetzt aus einer kleinen Sommerfrische berichten will:

Etwas abseits vom Dorf, wo sich, gegenüber von Kirche und Pfarrhaus, der „Goldene Löwe“ recht stattlich ausnahm, stand, oder vielmehr es steht noch, das Landhaus eines bekannten Schriftstellers, der dort zwischen Bergen und Wäldern Ruhe und Sammlung suchte und fand. Es stand da, als sei es mit den hochragenden Tannen aus dem Boden herausgewachsen, so selbstverständlich fügte es sich dem Landschaftsbilde ein. Anfänglich hatte man den noch jungen, stattlichen Mann öfters zum Dämmerstüben am Stammtisch des „Goldenen Löwen“ sehen können; seitdem aber die Tische für die Sommerfrischler in der alten Wirtsstube immer mehr Platz einnahmen, zog er es vor, nur draußen in der freien Natur, oder auch wohl einmal durch einen kurzen Besuch bei Pfarrer und Lehrer, und noch lieber bei dem alten Vogtsbauer Zwiegespräche zu halten. So galt er bei den Stadtleuten als ein halber Sonderling. Man ärgerte sich, so gar nicht an ihn herankommen zu können; aber die Neugierde wurde dadurch nicht kleiner. Die Jahre schwanden; die Lockenmähne auf dem Dichterkopfe hatte sich schon bedenklich gelichtet, Pfarrer und Lehrer seiner ersten Zeit waren längst verstorben; und der alte Vogtsbauer saß schon recht altersschwach und zitterig im Leibdinghaus, aber die Fleischstöpsel des „Goldenen Löwen“ erwiesen nicht nur die alte, sondern eher vermehrte Anziehungskraft. Auch die Anziehungskraft des nach wie vor unnahbaren Sonderlings hatte nicht abgenommen.

Das schmucke Dorf lag abseits der Eisenbahn; wer sich nicht vom Betnerwägel des Löwenwirts abholen oder fortfahren lassen wollte, der mußte sich der großen gelben Postkutsche anvertrauen. Daher wußte es meist das ganze Dorf, die Sommergäste erst recht, wenn eines auf Reisen ging.

So wußte man auch, daß des Dichters alte Kathrine, die streng und gewaltig in dem Landhaus und über seinen Besizer herrschte, den sie von klein auf behütet hatte, krank war und im Spital der Kreisstadt lag. Man hatte ihn auch früh morgens in die Postkutsche steigen sehen, als die am „Goldenen Löwen“ hielt: Die Ankunft und Abfahrt der Postkutsche morgens und abends bildete das Haupterlebnis des stillen Ortes; ihr mußte man, wenn auch frühmorgens nur mangelhaft bekleidet, vom Fenster aus beiwohnen. Abends nahm man dann das Kreisblättchen in Empfang, aus dem man zwar nicht immer das Allerneueste, aber immerhin doch noch das für hier Neueste erfahren konnte. Daß man 14 Tage nach seinem Ableben lesen konnte, daß der Marschall Lebocuf im Sterben läge, gab einem Gaste die erwünschte Gelegenheit, seine Feldzugserinnerungen von 1870 aufzuzuschreiben und an den Mann zu bringen. Das war schon interessant; aufregender war aber doch die Nachricht, daß sich in letzter Zeit ein Hochstapler und Einbrecher im Lande herumtreibe, der schon viele hineingelegt und noch mehr aus leerstehenden Häusern und, sogar auch aus gutbesuchten Gasthäusern, mitgenommen habe. Wie gut, daß man sich im „Goldenen Löwen“ in- und auswendig kannte; man war schon wochenlang zusammen, und viele Gäste kannten sich auch schon von früheren Sommern her. Immerhin: der Gesprächsstoff über dies Thema ging nicht so bald aus, und man hielt die junge Juristenfrau doch für reichlich leichtfertig, die der Geschichte auch eine humoristische Seite abgewann. Man merkte doch, daß ihr Mann nicht Richter, sondern Rechtsanwalt war, der jeden Spießbuben verteidigte! Man beschloß, in Zukunft etwas zurückhaltender zu werden.

Ein paar Tage nach diesem aufregenden Gespräch, es mochte ungefähr drei Tage nach der Abreise des Schriftstellers sein, kam einer der Gäste an dem Landhause vorbei, das mit seinen geschlossenen Fensterläden wie schlafend dalag. Aber, was war denn das? Im Giebel stand ein Fenster weit offen und heraus klangen Geigentöne. Am Gartenzaun aber stand der halbwüchsige Junge des Schullehrers und horchte mit verzücktem Gesicht auf diese Melodien. Der Sommerfrischler schüttelte ihn ordentlich: „Was stehst du da und horchst und gaffst, wenn im leeren Haus ein Einbrecher ist! Stehst du schon lange da?“ Der Junge fuhr aus seinen Träumen auf. „Seit vorgestern spielt er jeden Abend, so schön, so wunderschön!“ Das „Einbrecher“ war ihm gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Der Gast wurde ordentlich wild: „Da hört doch alles auf, du Idiot! Drei Abende läufst du hier herum und zeigst nicht an, was da vorgeht. Jetzt marsch mit mir ins Dorf zum Bürgermeister und erzähl, du Schafskopf, du! Wenn dein Vater lauter solche Esel, wie den eigenen Sohn, in seiner

Schule hat, dann kann es gut werden! Wagt oder übel mußte sich der, an dem sich die Zoologie des Stärkeren noch weiter austobte, dem Recht dieses Stärkeren fügen und sich mitschleppen lassen. Im Wirrgärtle des „Löwen“ saßen die anderen Sommerfrischler, denen der Eifrige, halb atemlos, die fürchterliche Geschichte zurief. Freilich, die Frau Rechtsanwältin mußte es wieder besser wissen; die meinte, es könne doch ein Gast sein; ein Einbrecher würde sich doch hüten, sich durch Musizieren bemerklich zu machen! Ein Gast, lächerlich, wo der Dichter verreist und die Kathrine im Spital sei; rein lächerlich!

Vor dem Bürgermeister und dem inzwischen auch dazugekommenen Lehrer, konnte der Junge nur wenig berichten. Er sagte nur wieder mit aufleuchtenden Augen: „So wunderschön muß man spielen können,“ worin eigentlich eine Kritik der väterlichen Leistungen enthalten war. Der alte Bürgermeister kratzte sich hinter dem Ohr; die Geschichte war ihm reichlich unangenehm. An den Einbrecher glaubte er auch nur so halb und halb; aber, wer sollte denn in dem Haus sein, wenn sein Besizer auf Reisen war? Und von dem Einbrecher, der noch immer nicht in Nummer Sicher sitzen sollte, hatte er doch auch Mores. Also wurde der Polizeier gerufen; das war auch schon ein alter Knabe, dem sein Beruf als Hüter des Gesetzes genügend Zeit ließ, seinem Schneiderhandwerk nachzugehen. Man hielt es im Ort durchaus mit dem: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“ Der kratzte sich erst recht hinter dem Ohr und meinte dann fürsorglich: „Ich schätz, er wird die Haustür von innen geschlossen haben, und wenn wir Lärm mit dem Aufbrechen machen, entschlüpft er uns durch ein Hinterfenster. Ich ruf den Schlosserfranz. Der ist auch ein starker Mann und kann helfen, wenn sich der Einbrecher wehren will!“

Dem Lehrershub wurde wind und weh: Einen fangen und einsperren wollen, der so wunderschön die Geige spielt! Am liebsten wäre er hingerrannt, ihn zu warnen, aber ein väterliches Nachtgebot hieß ihn daheim bleiben. Dafür schloß sich fast der ganze Schwarm der Sommergäste an; auch die Zweiflerin fehlte nicht. Die Bauern waren zum Teil noch auf dem Feld, und die Frauen daheim hatten im Stall mit dem Melken zu tun.

Richtig: Das Haus war geschlossen, aber von oben drangen noch immer die Geigentöne aus der dunklen Stube. Der Schullehrer pflichtete seinem musikhungrigen Buben bei: Ja, so müßte man Geige spielen können! Die Geige verstummte auch nicht, als das Gepolter schwerer Bauern- und leichter Stadtschuhe die Treppe hinauf erklang. Erst als die Zimmertüre unsanft geöffnet wurde, fragte eine Stimme aus dem Dunkeln: „Bist du denn schon zurück, Walter?“

D
treter
mit
sich.
„Nicht
blüffe
er sich
neue
Kreis
Sie
breche
Z
zeier
Strei
anzust
holzes
sahen
gefäh
daß d
wurde
hier,
dürfte
herr
sich de
Sie f
De
Städt
selbst
lösen
eigen
zu d
„sind
Birge
lich, d
stellte
Berda
verha
Mund
keit de
da er
sein V
die S
ihn g
Möbel
aufha
ten zu
zu übe
daß f
werde
bin,
schöne
werde
auf
wenn
reden!
beim
Sie d
suchte
Brief
das I

Der Bürgermeister und der Lehrer waren betreten: „Walter“? so hieß doch der Hausherr mit dem Vornamen; also war es wohl ein Besuch. Der eifrige Sommerfrischler aber warnte: „Nichts als eine Finte; damit will er uns verblüffen; natürlich weiß er doch, in welchem Haus er sich einquartiert hat! Ich warne, was soll der neue Oberamtmann sagen, der dieser Tage in die Kreisstadt gekommen ist, wenn er hört, daß Sie den gefährlichen Hochstapler und Einbrecher laufen lassen!“

Inzwischen hatte der, während der Polizeier sich noch vergeblich bemühte, ein Streichholz an seinem ledernen Hosensboden anzustreichen, vermittels eines Schwefelholzes die Petroleumlampe angezündet. Sie sahen einen älteren, eigentlich durchaus ungefährlich aussehenden Herrn vor sich, so daß der Bürgermeister nochmals schwankend wurde. „Also, wen suchen Sie eigentlich hier, und wie kamen Sie denn herein? Es dürfte Ihnen wohl bekannt sein, daß der Herr Doktor verreist ist.“ Wieder mischte sich der Sommergast ein: „Eher können wir Sie fragen, wie Sie hier hereinkommen!“

Der sah sich den kleinen schwächtigen Städter von oben bis unten an, wobei er selbst auf einmal durchaus keinen so harmlosen Eindruck mehr machte. „Wer ist denn eigentlich hier der Bürgermeister? Sie,“ zu dem bisherigen Wortführer gewendet, „sind doch wohl ein Sommerfrischler.“ Der Bürgermeister erklärte nun kurz und sachlich, denn wenn er einmal amtlich auftrat, stellte er durchaus seinen Mann, in welchem Verdacht der Eindringling stehe, und daß er ihn verhaften müsse. Dem zudte es verdächtig um die Mundwinkel; dann sagte er, daß er die Wachsamkeit der Ortsobrigkeit um so mehr zu schätzen wisse, da er der neue Oberamtmann sei, der morgen sein Amt antreten werde. Sein Freund habe ihm die Schlüssel seines Landhauses anvertraut und ihn gebeten, da er sich noch ohne Familie und Möbel in der zwei Wegstunden entfernten Stadt aufhalte, doch gelegentlich einmal nach dem Reden zu sehen und, wenn es ihm passe, auch einmal zu übernachten. „Er hat nämlich auch befürchtet, daß sich der gesuchte Hochstapler da einnisten werde. Er weiß, daß ich ein guter Fußgänger bin, und daß mir die paar Stunden durch die schöne Gegend eine rechte Erholung sind. Sie werden mich selten mit dem Wagen, weit mehr auf Schusters Rappen hierherkommen sehen, wenn ich dienstlich da zu tun habe.“ „Leere Ausreden!“ heßte der Gast von neuem, aber halblaut beim Bürgermeister. Dieser fragte kurz: „Haben Sie denn irgendeinen Ausweis bei sich?“ Der suchte in seinen Taschen, wenigstens nach einem Brief mit seiner Anschrift. Nichts dergleichen; das lag alles im Städtle in seinem Gasthaus.

„Ja, meine Herren,“ sagte er kopfschüttelnd, „da bleibt freilich nichts übrig, als an die Drei Ritter zu telephonieren; das Bezirksamt ist ja schon geschlossen.“ „Telephonieren,“ murkte der schneidende Polizeier; „mit so moderne Geschichte gebe mir uns hier nit ab.“ „Das weiß er doch,“ heßte der Gast.

Nach einigem Hin und Her bewegte sich der



Da nahm er seine Geisteskräfte zusammen zu einem: „Schön guten Abend, Herr Oberamtmann!“

Zug zum Spritzenhäusle, das in den letzten 15 Jahren keinen Gast mehr als Nummer Sicher verwahrt hatte. Der Einbrecher hatte sich in sein Los ergeben, nur noch gebeten, ihn die Violine seines Freundes wieder verwahren zu lassen, das Licht zu löschen und das Haus zu schließen, worauf er ruhig dem Bürgermeister den Schlüssel überlieferte. Ehe sich die Türe des Spritzenhäuschens hinter ihm schloß, bemerkte er noch: „Die Post ist, scheint's, noch nicht da; kommen Sie doch mit dem Postillon; der kann mich gewiß ausweisen.“ Dem Bürgermeister wurde bei den Worten wieder recht ungemütlich, aber: „Wer A gesagt hat, muß auch B sagen,“ und so verschloß er die Tür.

Der Gefangene zündete sich in Gemütsruhe, was eigentlich im Gefängnis unzulässig, eine Zigarre an. Etwas wollte er doch auch haben, während sich die anderen zu einem späten Abendbrot niederließen. Im „Goldenen Löwen“ gingen dabei die Wogen wieder recht hoch, weil die junge Frau einen „Reinfall“ prophezeigte, wie noch selten einer erlebt worden sei! Inzwischen kam auch mit einer längeren Verspätung die Postkutsche an, noch weit begieriger als sonst von allen erwartet.

Michel, der Postillon, wurde fast von seinem Bock heruntergezerrt und wurde von all dem Durcheinander ganz wirr im Kopf. Endlich verstand er so einigermassen, um was es sich handle, und besann sich angefangs seiner Wichtigkeit als Zeuge auf eine militärische Haltung als früherer Kavallerist

Die Türe des Spritzenhäuschens blieb geöffnet; offenbar hielt man den Einbrecher mindestens für keinen Ausbrecher. Der Postillon stand mit allen Anzeichen eines fassungslosen Erstaunens. Zwar hatte ihm aus dem Stimmengewirr auch so etwas wie „neuer Oberamtmann“ entgegengetönt; aber da werde einer klug daraus, wenn alles so durcheinander schreit! Der Gefangene blickte erheitert auf den Fassungslosen. Da nahm er seine Geisteskräfte zusammen zu einem: „Schön guten Abend, Herr Oberamtmann!“

Der bot dem ganz klein gewordenen Bürgermeister die Hand und dem Polizeier sogar eine Zigarre; über den Sommerfrischler aber sah er hinweg, als ob er Luft wäre.

Beim Hinausgehen hörte er eine lachende Frauenstimme sagen: „Ich schlage vor, am Spritzenhäuschen die Inschrift anzubringen: ‚Hier hätte heinahe der Herr Oberamtmann von Bolter vom 17./18. August 1893 übernachtet!‘“

Die Ochsen.

Von F. Schröngamer-Heimdal,
Passau-Haidenhof.

Der Kremhüller hat ein Paar überzählige Mastochsen im Stall, die schon längst hätten weggehen sollen. Aber was will man machen, wenn gar keine Handelschaft geht? Um halben Preis die Ochsen herschenken mag der Kremhüller auch nicht, denn er braucht das Geld so bitternotwendig für die Dienstboten, die Versicherungskassen und vor allem für das Finanzamt, das einen Mahnzettel nach dem andern daherschickt und mit Zwangsbetreibung droht, wenn der Säumige nicht binnen acht Tagen seine Schuldigkeit bezahlt.

„Was treib ich denn nur grad mit den Ochsen?“ jammert der Kremhüller der Kremhüllerin vor. Und als echter Germane fragt er sein Weib nach Vätersitte um fraulichen Rat: „Geh weiter, Alte, und sag mir, was ich mit dem Viehzeug da anfangen soll? Den ganzen Heustock fressen sie mir zusammen, die zwei Ochsenladel, und der Schaden wird jeden Tag größer . . .“

Die Kremhüllerin sitzt wie eine Seherin der Vorzeit auf ihrem Küchenschemel und schält Erdäpfel. Aus der Dampfswolke, die vom siedig-heissen Hufen zu ihr aufsteigt wie zu einer Pythia, orakelt ihre Stimme den klaren, fortschrittlich eingestellten Spruch: „Seh sie in die Zeitung!“

„Ben in die Zeitung?“

„Die Ochsen natürlich, du Kaspar!“

„Was täten denn meine Ochsen in der Zeitung?“ Aber schon geht dem Kremhüller ein Licht auf wie ein Scheinwerfer. „Aha! Jetzt hab' ich dich! Gest, du meinst hinten auf der letzten Seite, wo die Versteigerungen stehen?“

Die Kremhüllerin nickt als Pythia bejahend aus ihrer Dampfswolke.

Und der Kremhüller setzt seine Sorgenochsen in die Zeitung:

Zwei prachtvolle Mastochsen namens Schedl und Mucl stehen zum Verkauf bei Kaspar Kremhüller, Hofbauer in Niedersumpering.

Von vielen geahnt, von den wenigsten mit Bestimmtheit gewußt, waltet in jeder Landgemeinde ein sogenannter „Steuerpöbel“, Treuhänder und Vertrauensmann des Finanzamts. Wenn die Bäuerin ein Ei und der Bauer einen Ochsen verkaufen will, von dem das Finanzamt nichts wissen soll wegen der Steuer, die man bei diesen schlechten Zeiten einsparen will, so stellt sich regelmäßig die merkwürdige Tatsache heraus, daß es das Finanzamt doch weiß, und dann heißt es blechen und wieder blechen, wenn man nicht wegen verjüchter oder schon vollendeter Steuerhinterziehung eingelockt werden will.

Dieses Wissen hat das Finanzamt natürlich nicht von sich selbst aus, sondern eben durch seine Steuerpöbel, die ihre Nasen, Augen und Ohren überall haben, wo es niemand vermutet, und durch diese Steuerpöbel wird das Finanzamt nicht bloß allmächtig, sondern auch allwissend.

Auch in Niedersumpering sitzt solch ein Steuerpöbel, von niemand geahnt, geschweige denn gewußt.

Und wie denn eines Tages die Ochsen des Kremhüller im Wochenblättlein stehen, schneidet der Steuerpöbel die Anzeige heraus und schickt sie an das Finanzamt.

Dort wird sie fürsorglich dem Alt Kremhüller beigelegt, bis diese Ochsen Geschichte einmal spruchreif würde.

Derweilen wartet in Niedersumpering der Kremhüller die längste Zeit auf einen Käufer für seine Mastochsen, aber es kommt keiner.

Der Schedl und der Mucl machen keine Miene, ihren angestammten Platz im warmen Stalle zu verlassen, und das Loch im Heustock wird alleweil größer.

Borwurfsvoll, schier verzweifelt, steht der Kremhüller vor der Kremhüllerin: „So, jetzt sind die Ochsen in der Zeitung auch gestanden . . .“

„Nur nicht auslassen,“ sagt die Kremhüllerin. „Inferieren bringt Gewinn. Tu sie noch einmal in die Zeitung, aber wirklicher muß die Anzeige' abgefaßt sein. Seh' dich hin und schreib! Ich dittier dir's in die Feder.“

Di
hölle

jütter
dring

„F
los,
kein

De
Mord
Krem

ein
Klaffig

Kerl
ren a
sorgen

Ed
der a

Do
warte

D
sicher
Briefst

auf d
Be
Augen

ches
hat e
das La

„D
Bitter

„A
noch e
der K

Pl
ren
We

„S
der S
mit d

ächzt.
dieser
und r

das G
in den

ten 3
Platz

sieht r
gestopft

helft id
für de

Amt,

Die Kremhüllerin diktirt und der Kremhüller schreibt:

Zwei ganz erstklassige, vollkommen ausgefütterte, prima vollfleischige Mastochsen hat dringend abzugeben

hochachtungsvollst!

Kaspar Kremhüller, Hofbauer in Niederjumpering.

„Respekt!“ sagt der Kremhüller. „Das hast los, Alte, das Diktieren . . . Wenn diesmal kein Händler kommt, nachher weiß ich nicht . . .“

Der Steuerpizgel in Niederjumpering macht Mordsaugen hin auf die neue Anzeige des Kremhüller im Wochenblättlein. „Schon wieder ein Paar Mastochsen. Und gleich ganz erstklassige! Da sieht man eigentlich erst, was der Kerl für einen Viehstand hat. Na ja, die Herren am Amt werden dir das Nötige schon besorgen, du wehleidiger Bauernfünfer . . .“

Schneidet die Anzeige aus und schickt sie wieder an das Finanzamt.

Dort wandert sie in den Akt Kremhüller und wartet, bis die Zeit reif wird . . .

Diesmal, hat der Kremhüller gehofft, wird sicher ein Ochsenhändler kommen mit praller Brieftasche und die prima vollfleischigen Viecher auf den ersten Anlieb kaufen.

Vergeblich schaut sich der Kremhüller die Augen aus. Es ist rein wie verhext! Ein solches Kreuz wie mit dem Scheck und dem Muß hat er noch nie gehabt mit Mastochsen. Und das Loch im Heustod wird immer tiefer und breiter.

„Diesmal hast du diktirt!“ sagt er voll Bitterkeit zu seiner Alten.

„Aller guten Dinge sind drei. Ich diktier noch einmal! Setz dich hin und schreib!“ Und der Kremhüller schreibt:

Zwei hochprima Mastochsen stehen wegen Platzmangel zum Verkauf. Nie wiederkehrende Gelegenheit für Mehger und Händler. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Hochachtungsvollst ergebener

Kaspar Kremhüller, Hofbauer in Niederjumpering.

„Schon wieder ein paar Mastochsen!“ schreit der Steuerpizgel von Niederjumpering und haut mit der Faust auf den Tisch, daß die Platte zuckt. „Innerhalb fünf Wochen verkauft jetzt dieser Lump schon das dritte Paar Mastochsen und noch dazu spottbillig, ein Beweis, daß er das Geld daheim scheffelweise haben muß. Und in den Wirtschaften jammert er über die schlechten Zeiten und die hohen Steuern. Wegen Platzmangel schreibt er diese Ochsen aus! Da sieht man's doch deutlich, daß er den Stall vollgestopft voll Vieh hat. Aber wart, Lump, dir helf ich schon, daß du jetzt Platz kriegst im Stall für deine Viecher. Diesmal gehe ich selber aufs Amt, und zwar sofort.“

Im Akte des Kremhüller von Niederjumpering finden sich die drei Anzeigen über den Verkauf von je ein Paar Mastochsen, oder auf deutsch sechs Stück zusammen, innerhalb fünf Wochen, ohne daß sie der Verkäufer steuermäßig gemeldet hätte.

Das Amt wartet noch eine Weile, ob es der Steuerrevolver nicht doch vorziehe, seiner Pflicht



„Sch bin keine gute Frau, das hab' ich Ihnen schon gesagt, und heut schon gar nicht.“

dem Amte und Staate gegenüber nachzukommen.

Da diese Frist ungenützt verstreicht, erhält der Kremhüller eines Tages eine dringende Vorladung vor das Finanzamt. Unentschuldigtes Ausbleiben ist mit Strafe bedroht.

„Da gehst gleich!“ sagt die Kremhüllerin bedeutungsvoll. „Und ich geh mit!“

Und die Kremhüllerischen Ehegatten gehen in seltener Eintracht zusammen in die Stadt auf das hohe, gefürchtete Finanzamt.

Der Kremhüller stößt den Stecken ins Gestein, daß das Feuer fliegt.

Die Kremhüllerin stapft neben dem Bauern her — wutgeladen wie eine Valküre.

„Was werden sie denn heut wieder wollen?“ sagt der Kremhüller ein übers andere Mal. „Wenn doch der Teufel alle Aemter holet!“

„Grad uns geschundene Bauernleut schikanieren sie!“ wettert die Kremhüllerin. „Aber heut helf ich ihnen auf die Füße! Heut red ich einmal mit den Herrn! Und das weißt, Kremhüller, wenn ich einmal red, nachher gib'ts aus. Denn ich red deutsch!“

„Ja, das weiß ich, Bäuerin! Wenn du einmal deutsch redest . . .“, seufzt der Kremhüller. Er kennt das deutsche Reden seiner Eheholden aus fünfundzwanzigjähriger Erfahrung.

*

Das Finanzamt ist ein weitläufiges Gebäude mit zahllosen Zimmern, und überall stehen Leute davorn mit bekümmerten oder zornroten Gesichtern.

Der Kremhöller ist auf Zimmer Nr. 37 geladen, zweiten Stock rechts.

Auf der Zimmertür steht: Vorstand der Fahndungsabteilung.

„Das wär gut,“ sagt die Kremhöllerin. „Sind wir vielleicht Verbrecher, daß man nach uns fahnden muß wie die Gendarmen nach den Spitzbuben?“

Resolut reißt sie die Türe auf und zieht ihren Mann hinter sich drein: „Geh nur, heut red ich!“

Der Beamte schaut von seinen Akten auf: „Können Sie nicht anklopfen, wenn Sie in ein fremdes Zimmer treten? Wer sind Sie denn eigentlich?“

„Wir sind die Hofbauernleut von Niedersumpering, namens Kremhöller. Mein Mann ist heut vorgeladen, aber reden tu heut ich, verstehen Sie mich?“

„Beruhigen Sie sich doch, gute Frau,“ sucht der Beamte zu beschwichtigen.

„Ich bin keine gute Frau, das müssen Sie sich merken. Und jetzt möcht ich wissen, warum daß wir vorgeladen sind, und gar noch auf das Spitzbubenzimmer, wo Fahndungsabteilung drauf steht.“

„Es ist wegen Ihrer Mastochsen. Wir haben den Beweis in der Hand, daß Sie innerhalb fünf Wochen sechs Stück Mastochsen verkauft haben. Hier sind die Beweise: Ihre Inserate im Wochenblatt. Da eine Anmeldung zur Steuer bisher nicht erfolgt ist, haben Sie sich des Verbrechenens der Steuerhinterziehung schuldig gemacht und Sie werden in Strafe genommen.“

„Was werden wir?“ wütet die Kremhöllerin und fuchstelt mit ihrem Regenschirm herum.

„Was haben wir verkauft?“ ermuntert sich jetzt auch der Kremhöller. „Sechs Ochsen? Nicht einen einzigen! Der halbe Heustock ist schon hin! Und die Ochsen sind noch alleweil da, weil gar kein Handel geht. Dreimal haben wir sie in die Zeitung gesetzt und haben das gute Geld dem schlechten nachgeworfen . . .“

„Sei du stad jetzt,“ vermahnt die Kremhöllerin, „denn heut red ich! Also wegen dieser Malesizochsen sprengt uns das Finanzamt heut in die Stadt herein, als ob wir Bauernleut daheim keine Arbeit hätten, und gleich auf das Fahndungszimmer, als wie die Spitzbuben? Aber das sag ich Ihnen jetzt, Herr Beamter, wissen Sie, weil ich heut deutsch red: den Spitzbuben wenn ich erwisch, der Ihnen die Inserate da hereingeschickt hat, dem hau ich den nassen Puzlumpen so lang um sein Maul, bis ich kein Fajerkel mehr in der Hand hab . . .“

„Gute Frau . . .“

„Ich bin keine gute Frau, das hab ich Ihnen

schon gesagt, und heut schon gar nicht. Denn heut red ich! Also: wenn wir wieder einmal Ochsen zum Vertausen haben, dann bringen wir sie gleich auf das Finanzamt herein und den Heustock auch dazu. Verstehen Sie mich? Bei Euch herinnen geht's auf ein Paar Ochsen nimmer zusammen und den Heustock werdet Ihr auch brauchen können.

„So, Herr, jetzt hab ich geredet. Jetzt gehen wir, Kaspar! Behüt Gott, und nichts für un- gut, wenn ich ein bißerl gar deutsch geredet hab. Die Hauptsach ist, wenn Sie mich verstanden haben, damit Sie wissen, was Sie zu tun haben, wenn wieder einmal Ochsen in der Zeitung stehen. So, Kaspar, jetzt gehen wir und kaufen uns eine Maß heim Sternbräu. Wenn ich deutsch red, krieg ich allemal einen solchen Durst.“

*

Der Beamte lächelt und — lacht dann hell- auf. Er weiß ja, wer hier der schulbige Teil ist, und nimmt sich vor, die sechs Mastochsen mitsamt dem Heustock dem Steuerpizel an den Kopf zu werfen, wenn er bei nächster Gelegenheit wieder zu Amt kommt; nur schade, daß er der deutschredenden Kremhöllerin den Gewährsmann in dieser Malesizochsengeschichte nicht verraten darf.

Er würde es ihm von Herzen gönnen, wenn die Kremhöllerin, wie angedroht, mit dem Puzlumpen, deutsch reden könnte — mit einem Gewährsmann, der durch seine Anzeigen das Amt so gründlich hereingelegt hat.



ihren
fes
Sirt
sie a
im
einer
wöh
Die
weit
U
gar
war
wie
des
M
nicht
sch
wege
Man
ande
als
schre
meh
bach
Weil
schau



Der Hirt von Kauschbach.

Nach der Wirklichkeit erzählt
von Franz Woas-
Wiesbaden.

in rechtes Kreuz, was die Kauschbacher hatten mit ihrem Hirt! Mußte wohl am Namen des Dorfes liegen: Kauschbach! Kam noch besagter Hirt sein Lebtag aus dem Kausch nicht heraus.

Dabei waren sonst die Kauschbacher — ob sie auch ein munteres Volk waren wie nur eines im Thüringer Wald und an festlichen Tagen einem frohen Trunk nicht abgeneigt — für gewöhnlich still, sitzsam und bescheiden.

Was auch hatten sie für einen Bürgermeister! Die Ehrbarkeit selber! Da mußte man schon weit gehen, einen zu finden, der ihm gleich war.

Um so schlimmer nur, daß der Hirt so ganz und gar aus der guten Kauschbacher Art geschlagen war! Auch der Hirt soll sein Amt ausfüllen, wie sich's gehört; hängt doch Wohl und Wehe des ganzen Dorfes vom lieben Viehzeug ab.

Aber wie gesagt, der Mann konnte den Kausch nicht los werden. Auf die Dauer ging das einfach nicht; manch schönes Stück Vieh ging seinetwegen verloren. Nun konnte die Gemeinde den Mann freilich seines Amtes entsetzen; wo aber einen anderen Hirten hernehmen? — Wird ein Posten als Bürgermeister frei oder auch nur als Ratsschreiber — gleich meldet sich ein Duzend und mehr; aber um den Posten als Hirt von Kauschbach gab's nimmer einen Wettlauf.

Nun spielte der Zufall auf wunderliche Weise: ein Mann kam eines Tages durchs Dorf, schaute aus wie ein reisender Handwerksbursche,

trug ein schmales Zelleisen auf dem Buckel, einen derben Stock in der Hand. Ob er aber wirklich auch ein Handwerksbursche war? Eher ein Schullehrer; geschickter genug schaute er drein. Und daß er so bescheiden daherkam — nun, das brauchte weiter nicht wunder zu nehmen. Vielleicht reiste der durch die Lande, um sich eine Schule und Schüler zu suchen; denn so ums Jahr 1810 — wo die Geschichte spielt — stand es jammerschlecht ums ganze liebe Schulwesen: die vielen Kriege, Krankheiten und Elend hatten alle Schulhäuser, wo sie wirklich noch standen, leer gemacht.

Der „Ablertwirt“ war mit dem Manne ins Gespräch gekommen; doch was der Fremde war und wollte, das hatte er nicht herausbekommen; bis ihm auf einmal der Gedanke kam: ob das am Ende nicht der Mann wäre für den Posten als Hirt? — Anfangs traute er sich nicht, den Gedanken verlauten zu lassen; schließlich tupfte er ihn doch so hin — und was geschah? Der fremde Mann fand das so übel nicht; und als ihm der Wirt gar das Häusle zeigte, wo er zu wohnen hätte — ein schmuckes Anwesen mit Garten und Feld — da war der Mann Feuer und Flamme.

Gleich ging's zum Bürgermeister; im Umsehen war das Geschäft gemacht; am selben Tage noch bezog der Mann das Gehöft; der alte Hirt aber wurde Knall und Fall ins Armenhaus getan.

So war alles in bester Ordnung, alle Teile zufrieden.

Ein bescheidener Mann war es, den sie eingestellt; der seines Amtes in aller Aufmerksamkeit, Stille und Ruhe waltete; nur eine Eigenheit hatte er, die anfangs die Dorfleute nicht wenig verwunderte: wo diese bis jetzt gewohnt gewesen, daß der Hirt mit einem Horn seine Herde zusammenrief, geschah das jetzt mit lautem Gesang — und es ging auch; ganz ausnahmsweise gut sogar, besser als jemals zuvor; denn der Mann — ob auch schon etwas bei Jahren — hatte eine kräftige Stimme. Wie stürzten die Gänse und Enten, die Hammel und Ziegen, Alt- und Jungvieh — das edle Borstentier nicht zu vergessen — aus allen Gehöften herzu, wenn er rief und lockte! —

Seine Stimme aber war nicht nur kräftig, sondern auch schön; und in der Gewalt hatte er sie, wie er wollte, hoch und tief. Von seinem Felde draußen hörten ihn die Dorfleute oft für sich singen; und meist waren es heitere Lieder, denen sie gerne lauschten; und waren Lieder, wie sie noch keiner sonst zu hören bekommen — ganz, als hätte der Mann alle diese Liederweisen selber gefunden.

So lebte er dahin, seines Hirtenlofes froh, zufrieden mit seinem Geschick — ob dieses doch wahrlich nicht dazu angetan war, auch nur das

Denn
Einmal
gen wir
und den
? Bei
en nim-
Schr auch
zt gehen
für un-
det hab.
rtanden
zu tun
der Zeit
wir und
Wenn
solchen

nn hell-
ige Teil
astochsen
an den
ster Ge-
nade, daß
den Ge-
geschichte

en, wenn
ein Ruh-
nem Ge-
das Amt



bescheidenste Gemüt glücklich zu machen. Er aber war's. —

Des Bürgermeisters Tochter heiratete. Der Vater — wie es einem Bürgermeister zustand — wollte ihr eine schöne, große Hochzeit anrichten. Alle Freundinnen waren geladen, aus dem Dorfe wie aus der Nachbarschaft. Mai war es. Vor dem „Adler“, um die alte große Linde herum, waren frisch die Dielen gelegt; hier sollte

auf waren auf dem Wagen Koffer und Felleisen verladen.

Als der Wagen sich der Linde näherte, ließ der Reisende den Kutscher Halt machen. Dieses seltene Schauspiel einer Dorfhochzeit im Thüringer Lande — das wollte er sich ansehen.

Ein noch junger Mann war es. Ein Paar große dunkle Augen schauten ihm aus dem feingeschnittenen, etwas mageren und blassen Gesicht.



Als die Mädchen ihren Reigen anhuben, da beugte er sich vor und lauschte voller Spannung.

getanzt werden. Vorher aber sollte der Braut von den Brautjungfern der Myrtenkranz überreicht werden.

So geschah es. Schon war alles im besten Gange. In ihrer schönen dörflichen Tracht festlich gekleidet, hatten sich die Mädchen zusammengefunden und sich aufgestellt, eben sollte der Gesang anheben — da rollte ein Wagen heran, eine offene Kalesche, worin ein vornehmer Reisender saß. Weit her mußte er wohl kommen, verstaubt waren Wagen und Pferde. Auf dem Bock, beim Kutscher, saß ein Latai in hellblauem Rock mit goldenen Litzen. Hinten-

Aufmerksam schaute er um sich, sprach freundliche Worte zu den Männern und Frauen, die alsbald seinen Wagen neugierig umringt hatten. Als nun aber die Mädchen ihr Spiel, ihren Reigen und Gesang anhuben, da beugte er sich schon bei den ersten Tönen vor und lauschte voller Spannung. Bald war es so, als entginge seinem Ohr auch nicht ein einziger Ton, nicht eine Note; ja, als schriebe er sich das ganze Lied hinter die schöne, breite, leuchtende Stirn — just wie einer, der es mit Feder und Tinte ins Taschenbuch schriebe.

Mehrere Strophen hatte das Lied, alle von

der
schm
es
9
End
aber
nur
ein
das
war
2
rade
Jeh
der
9
der
9
entl
In
jeht
fische
jeht
hatt
jollt
eben
den
Kon
hatt
um
eine
imm
deut
seine
verl
9
den
dara
E
gang
genc
Hoch
er's
nah
und
wo
1
es
E
land
man
Eng
führ
ihm
düste
er le
liche

der gleichen Weise. Zuletzt schlug er mit seiner schmalen weißen Hand den Takt dazu und summte es mit, als sei er gelehrter Musiker.

Bergmüht schlug er schließlich, als alles zu Ende gekommen, in die Hände. Sein Gesicht aber war währenddem noch blässer geworden; nur auf jeder der schmalen Wangen brannte ein rotes Flecklein, als ein Zeichen dafür, wie das Lied ihm doch so sehr zu Herzen gegangen war.

Dabei war es eine einfache Weise; aber gerade das mochte wohl sein, was ihm so gefiel. Jetzt gingen die jungen Leute zum Tanz über; der Wagen rollte davon. —

*

Nach Dresden ging die Reise; denn wer war der Reisende?

Karl Maria von Weber.

Aus Mannheim kam er, die alte Heerstraße entlang; über Frankfurt, Fulda und Eisenach. In Mannheim war er Kapellmeister gewesen; jetzt war er nach Dresden berufen an die sächsische Hofoper. Dort spielten und sangen bis jetzt nur Italiener in ihrer Sprache. Nun aber hatten sie ausgepielt mit ihrem Wälsch: Deutsch sollte von jetzt ab alles dort zugehen; und dazu eben war Karl Maria von Weber berufen worden; denn er war damals schon ein berühmter Musiker, Konzertmeister, Lieder- und Operndichter. Wie hatte er seinen Posten allezeit ausgefüllt, und um wieviel berühmter wurde er jetzt! Immer eine neue Oper nach der andern entstand, jede immer schöner als die andere; dabei jede kerndeutsch, echt volkstümlich, daß ganz Deutschland seine Freude daran hatte und allen Geschmack verlor an dem fremdländischen Gesang.

Wer kennt seine Stücke nicht? Wer nicht den Freischütz? Wer nicht das Brautlied daraus: „Wir würden dir den Jungfernkranz?“

Gar sonderbar war's mit dem Liede zugegangen: Er hatte es in die Oper eingeflochten, genau so, wie er es damals vernommen auf der Hochzeit im Thüringer Wald; denn getreu hatte er's im Gedächtnis behalten. Für ein Volkslied nahm er es; und nie hat er, wenn es so laut und viel gelobt wurde, ein Hehl daraus gemacht, wo und wie er es gefunden.

Und doch war alles anders. Er selbst hat es noch erfahren sollen. —

*

Es war ein Ruf an ihn ergangen aus England. Dorthin sollte er kommen; dort wollte man ihn haben, in eigener Person sollte er den Engländern seine Konzertstücke und Opern vortreiben. Großer Ruhm und vieles Geld winkten ihm: Aber schon lagen Todesahnungen als düstere Schatten über seinen Tagen. So zögerte er lange, bis er sich doch auf die weite, beschwerliche Reise begab.

Wieder führte der Weg ihn durch das Thüringer Land und wieder genau dieselbe Straße entlang, die er von Mannheim vor Jahren hergekommen war. Wieder ließ er, in Erinnerung an vergangene Zeit, vor dem „Adler“ von Kauschbach seinen Kutscher haltmachen. Nur daß es diesmal nicht helle Maienzeit war, sondern rauher Herbst. Krank, wie er war, fröstelte es ihn.

Noch war es derselbe Wirt von damals, der an den Wagen trat. Gut entsann er sich noch des Fremden, der vor Jahren bei ihm hatte halten lassen, um sich die Hochzeit der Bürgermeisterstochter anzusehen.

Freundliche Worte gingen hin und her, und auch auf das Brautlied kam das Gespräch, das hier einst gesungen worden war.

„Ein schönes Lied war das,“ sagte Karl Maria von Weber. „Was Ihr hier doch für schöne Volkslieder habt!“

„Volkslieder!“ machte der Wirt. „Nein, gnädiger Herr, ein Volkslied war das nicht.“

„Wie? Kein Volkslied! Von wem war es denn sonst?“

„Der Mann, der es gemacht hat,“ erwiderte der Wirt, „war eine Zeitlang bei uns Hirt.“

„Unmöglich!“ rief Karl Maria von Weber aus.

„Es ist aber so, gnädiger Herr,“ beharrte der Wirt. „Das war ja so die Art selbigen Mannes. Nicht nur das eine, nein, viele solcher Lieder hat er gemacht. Mitunter werden sie heute hier herum noch gesungen. Die Kranzjungfern,“ fuhr er fort, als ihm der Fremde durchaus nicht glauben wollte; „sie hatten ihn damals gebeten, ihnen doch ein schönes Brautlied auszusinnen; nun, so hat er's getan.“

Karl Maria von Weber mochte und konnte das nicht glauben.

Wahrlich, er verstand sich doch auf Lieder. Wie hatte das Lied auf ihn gewirkt! Wie die Brautjungfern es ihm damals vorgesungen: er konnte gar nicht anders, er mußte es für ein Volkslied halten, eine einfache und schlichte und doch ergreifende, herzinnige Weise. Und nun war es ein armer Hirt, der sie erdacht!

Tief ergriffen vernahm es Karl Maria von Weber.

„Lebt der Mann noch? Ist er noch da?“ fragte er den Wirt. „Ich will zu ihm. Den Mann muß ich sehen, sprechen. Helfen will ich ihm.“

Der Wirt schüttelte den Kopf: „Lang hat er hier nicht gehalten. Längst ist er weg; niemand weiß von ihm: wohin?“ —

*

So ist es: niemand weiß von ihm, nicht Stand, nicht Name. Sein Lied aber wird leben auf immer. —

reisen
steh
Dieses
Jürin-
Paar
fein-
Ge-
Freund-
en, die
hatten.
n Rei-
schon
voller
seinem
Note;
hinter
ast wie
Taschen-
lle von



„Das Begräbnis der Sardine!“

Eine lustige Erzählung aus dem spanischen Volksleben.

Von Erica Grupe-Lörcher (Sevilla).

In Barcelona, der größten Handelsstadt von Spanien, vollführt alltäglich ein Mann unmittelbar am Haupteingang der großen Markthalle, trotz seiner äußerlich unscheinbaren kleinen Holzbude, ein gar wichtiges Amt: er schreibt täglich all den vielen mitteilungsbedürftigen schmutzen Dienstmädchen ihre Liebesbriefe unter Diktat — oder liest ihnen ihre empfangenen Liebesbriefe vor!

Denn — man höre und staune! — es gibt in Spanien nicht Hunderte, sondern Hunderttausende von Frauen und Mädchen, welche weder lesen noch schreiben können, noch die Uhr kennen! In keinem Lande von Europa ist wohl der Analphabetismus noch so groß, wie in Spanien, und es gibt dort Provinzen, wo auf hundert Menschen sechzig weder lesen noch schreiben können, denn die Volksschulverhältnisse liegen greulich im argen. Aber keiner schämt sich deswegen, oder fühlt sich des-

Nun also: die hübsche Trinidad war auch eines der Landmädchen aus der Umgegend, die ihrem Schatz in die Stadt nachgefolgt war, als ihr Pepe bei der Musterung eine niedrige Nummer zog. Denn in Spanien lösen die Militärpflichtigen, und je höher die gezogene Nummer ist, desto kürzer die Dienstzeit im bunten Rod. Morgen hatte sie einen freien Tag, und sie wollte ihren Pepe bestellen, „das Begräbnis der Sardine“ möglichst heiter zu feiern.

Heute am Fastnachtsdienstag potulierte man in den vornehmen Kreisen nach Herzenslust, das Volk aber „begrub“ am Aschermittwoch die Sardine. Die Sardine ist in Spanien ein sehr beliebter Fisch. In all den großen Meeren und Gewässern, welche Spanien ringsum in Gestalt des Mitteländischen Meeres, des Atlantischen Ozeans, des Golfes von Bistaya umpflügen, fängt man die Sardinen, die mit ihren schlanken, silberglänzenden Leibern auf allen Märkten in großen Tonnen, strahlenförmig geordnet, einen reizenden Anblick bieten. Nun wohl, am Aschermittwoch „begrub“ man noch die Sardine, d. h. man spottete ihrer, umging sie, und hielt sich wacker noch einmal an Fleisch und Geflügel. Denn vom folgenden Tage an mußte man ja in der sechswöchigen Fastenzeit tagtäglich Fisch essen und verpeiste dann die Sardine genuglam fein säuberlich knusperig im Olivenöl schmachhaft gebraten.

Sie hatte sich eben, während sie in der Markthalle einkaufte, ihren Liebesbrief überlegt und für alle das schöne Gemüse, die rotglänzenden Tomaten, das Geflügel, die Tintenfische mit ihren dunderlei Armen, wenig Interesse heute gehabt. Denn Entscheidendes stand ihr bevor! Und so trat sie jetzt zum gelehrten Schreibersmann und diktirte: „Mein lieber Pepe! (Volkstümliche Abkürzung für Joseph.) Mein Onkel und Vormund hat ein schönes Stück Geld in der Lotterie gewonnen. (In Spanien spielt jeder vierte Mensch in der allmonatlich dreimal stattfindenden Staatslotterie.) Er bot mir an, Dich mit tausend Peseten vom Marokkrokrieg freizukaufen. Dann brauchst Du nur Garnisdienst zu tun. Das alles wollen wir morgen beim „Begräbnis der Sardine“ mitfeiern. Sei um zwei Uhr am Ende der Vorortbahn nach Las Planas.



Trinidad trat zu dem gelehrten Schreibersmann und diktirte.

wegen gar minderwertiger. O nein, auch die spanischen Dienstmädchen sind trotzdem guter Dinge, und es ist ihnen viel wichtiger, hübsch frisiert, auf eleganten Lackschuhen und hohen Absätzen zu Markt zu tänzeln, anstatt „gelehrt“ zu sein, denn wer in Spanien lesen und schreiben kann, gilt schon als „gelehrt“.

Von dort gehen wir in den Wald nach der Quelle. Bist Du so früh noch nicht frei, so komme nach. Ich werde von der Endstation bis zur Quelle immer wieder eine kleine Sardine fallen lassen, damit Du den Weg findest, den wir gegangen sind. — Es vergißt Dich niemals — Deine Trinidad!“

bef
auf
wa
den
den
die

sch
rad
Les
ih
sein
aud
Spe
sind
bei
trie
Kat
wai
Pep
von
Dik
liche
drei
Pla
stig
liche
lern
gefe

dad
weg
lieg
sagt
Pep
wiss
der
als
Bar
auf

den
Aug
zu
zu
eine
mät
äuß
der
sagt
wen
entf

hing
such
Lief
Du

Und nachdem der gelehrte Schreibersmann behende und mit wundervollen Schnörkeln das aufgesetzt, bezahlte Trinidad ihren Obolus und warf den Brief in einen der Tabaksläden, in denen nach spanischer Sitte die Briefkästen sind, denn auf der Straße würde man sich vergeblich die Augen nach einem Briefkasten ausguden.

* * *

Der Pepe kam in der Kaserne mit seinen schnellen, leichten Schritten auf seinen Kameraden Ramon zu, der die fabelhafte Kunst des Lesens und des Schreibens inne hatte und bat ihn: ihm einen soeben erhaltenen Brief von seiner angebeteten Trinidad vorzulesen. Denn auch Pepe war einer der unzähligen Rekruten in Spanien, die, vom Lande kommend, Analphabeten sind, zum Teil nicht einmal die Uhr kennen und bei Beginn der Dienstzeit erst Schreibunterricht kriegen. Ramon aber war ein echter schlauer Katalane aus Barcelona, mit allen Wassern gewaschen und auf seinen Vorteil aus. Obgleich Pepe ihm jedesmal den Dienst: ihm einen Brief von Trinidad vorzulesen, oder unter Pepes Diktat an Trinidad zu schreiben, mit einem stattlichen Päckchen feinsten Tabaks für die selbstgedrehten, Zigaretten bezahlte, hatte Ramon den Plan gefaßt, Trinidad dem Kameraden abspenstig zu machen, die er durch Pepe bei gelegentlichen Begegnungen auf der Straße kennen gelernt. Deswegen führte er jetzt einen bereits gefaßten Plan aus.

Zuerst überslog Ramon den Brief von Trinidad, dann schob er mit einer gekünstelten Bewegung von Verlegenheit das runde, enganliegende blau-rote Soldatentüppchen zurück und sagte: „Ja, das ist ja eine traurige Mitteilung, Pepe! Trinidad will nun nichts mehr von dir wissen. Sie hat einen feinen Herrn hier aus der Stadt kennen gelernt, der ihr besser gefällt als du! Sie will viel lieber sich hier ins schöne Barcelona verheiraten, als mit dir später wieder auf das langweilige Landnest gehen.“

Derweilen starrte Ramon unentwegt in den Brief, um dem Kameraden nicht in die Augen sehen zu müssen. — Pepe war eine viel zu schlichte, einfältig-gute Natur, um diese Schliche zu ahnen. Schließlich war es ja begreiflich, wenn einem Stadtherrn dieses hübsche, blühende Landmädchen Trinidad gefiel, so bezwang er sich äußerlich mit dem Stolz, den im Schmerz selbst der einfachste Spanier zu bewahren weiß, und sagte nur mehrmals: „Daß Trinidad so wetterwendisch ist! Sich so schnell zu einem andern entschließt!“

Ramon zuckte die Achseln und setzte dann noch hinzu: „Sie schreibt, Du solltest nur keinen Versuch machen, sie umzustimmen. Also — mein Lieber! Kopf hoch! Du wärest dumm, wenn Du ihr nicht sofort mit gleicher Münze heimzahl-

test und Dir eines von den niedlichen Mädchen aus Barcelona aussuchtest!“ —

Der Pepe aber zog sich wie ein verwundetes Reh in seine Mannschafsstube zurück und warf sich auf seine harte Pritsche. Man hatte heute nur wenig Dienst, und so kam er beim Nachdenken über die Sache zum Entschluß: seine Trinidad doch nicht so leichten Kaufes aufzugeben. Zum mindesten wollte er sie fragen, an was er es denn habe fehlen lassen, um ihre Liebe zu verlieren? Und als die Stunde des Ausganges kam, war er froh, daß Ramon bereits verschwunden war und Pepe so nicht fragen konnte: wohin Pepe ginge? Denn Pepe ging schnurstracks in die Wohnung der Verwandten von Trinidad, die sie immer in ihrer freien Zeit besuchte.

Zu seinem Kummer fand er sie verschlossen. Ein Zeichen, daß Trinidad sich wirklich nichts mehr aus ihm machte! Aber eine Nachbarin guckte aus dem Fenster und erzählte ihm, daß Trinidad vorhin mit Vormund und Tante nach Las Planas hinausgefahren sei, um „das Begräbnis der Sardine“ und den Lotteriegewinn zu feiern. Und sie habe gesagt, für den Fall, daß ihr Schatz Pepe nicht rechtzeitig abkommen könne, ließe sie von der Endstation aus auf dem Wege immer wieder ein Sardinchen fallen, damit Pepe ihnen folgen könne. —

Der Pepe hörte mit offenem Munde zu. Wie, er traute seinen Ohren kaum! Zur Sicherheit ließ er sich alles von der Nachbarin wiederholen. Dann dämmerte in seinem schlichten Soldatenhirn die Ahnung auf, daß sein Kamerad sich seine Unkenntnis des Lesens und Schreibens zunutze gemacht, um ihn abscheulich zu hintergehen.

Das kam davon, wenn man seine Briefe nicht selbst schreiben und nicht selbst lesen konnte, sondern andere mit seinem Vertrauen beschenke!

Jedenfalls machte er jetzt Rechtschritt und stapfte mit großen Schritten der Haltestelle der elektrischen Vorortbahn zu und hielt sich immer wieder vor, von der Endstation aus nach jedem Sardinchen am Wege schauen zu müssen. —

* * *

Trinidad war heute nicht so guter Dinge als sonst, wenn sie mit Oheim und Tante ausging. Denn der schlechte Ramon hatte schon im letzten Briefe, den er unter Diktat von Pepe an Trinidad geschrieben, schon allerlei andere Dinge geschrieben, als ihm vom Liebhaber diktirt wurden, und hatte alle zärtlichen Liebesbefeuerungen weggelassen, zu welchen nach spanischer Sitte ein einigermaßen feuriger Liebhaber einfach verpflichtet ist. So stieg in Trinidad bereits seit Tagen ein Bangen auf: Pepe habe sie nicht mehr sehr lieb —?

Ihr Oheim war dafür desto besserer Laune. Die Tante trug im hohen Korb allerlei gute Dinge: Hühner und Tauben, die, schon gerupft,

jetzt draußen auf einem schnell angezündeten offenen Feuer aus Reissigen gebruzelt werden sollten, mehrere Hälse von Weinflaschen lugten vielversprechend heraus, kurz, man wollte einmal so recht guter Dinge sein und wahrhaft „die Sardine heute begraben!“

Er ging allen voran, den Spazierstock geschultert, an dessen Spitze fröhlich ein Bündelchen silberner, zusammengebundener Sardinen schaukelte. Trinidad aber ließ immer wieder ein Fischlein auf den Weg fallen, die sie sich extra

Wein eingeschenkt. Und ein so hübsches Mädel wie sie bekäme doch zehn Schätze an einem Finger, wenn sie einen neuen suche. Er z. B. sei auch ein eifriger Bewunderer ihrer Schönheit, — sein Herz sei frei, und er habe noch nie ein Mädel so nett gefunden wie Trinidad. —

Was bei Pepe vorhin Schmerz und das Bedürfnis war: der Sache auf den Grund zu bohren, wurde bei Trinidad nun Trotz und empörte Auflehnung. Wie, der Pepe lief nun den Stadtmädels nach, die vielleicht eleganter angezogen waren, aber es bestimmt nicht so gut meinten wie sie? Und sie war feinetwegen vom Lande hereingekommen und in Dienst gegangen, um in seiner Nähe zu bleiben? Das war doch schändliche Treulosigkeit!

Deswegen nahm sie ihr noch schmerzendes Mädchenherz zwischen beide Hände und beschloß: es dem Pepe heimzuzahalen und sich gegen die bewerbende Bewunderung seines Kameraden Ramon nicht abzuschließen. —

Der Oheim und die Tante waren im Nu verständigt. Auch sie empfanden die angebliche Treulosigkeit von Pepe als unverdiente Kränkung. Deswegen wurde Ramon mit der echt spanischen Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit aufgefordert, hier zu bleiben und mitzuhalten. —

So bot die kleine Gruppe äußerlich ein Bild von fröhlicher Harmonie und den Anblick einer „echten Begräbnisfeier der Sardine“, als urplötzlich um den Wegrand eines felsigen Vorsprunges nach einiger Zeit — der Pepe auftauchte!

Der Oheim vergaß, das Glas Rotwein abzusehen, die Tante hielt starr den angeknabberten knusperigen Hühnerschenkel in der Hand, und Trinidad warf den hübschen Kopf mit einem unwillkürlichen Laut zurück, der halb Aufschrei der überraschten Freude, halb Bedürfnis nach Abrechnung und zornigen Vorwürfen war.

Ramon war der einzige, der die Lage sofort erkannte. Zum Ruck, welche geheimen Mächte hatten denn Pepe den wahren Inhalt des Briefes mitgeteilt, den Ramon doch nach Vorlesung unauffällig absichtlich an sich genommen?

Aber auch dem Pepe dämmerte jetzt die Morgenröte. Sein Argwohn, der ihn seit den Worten der Nachbarin beschlichen, fand jetzt die klarste Bestätigung. Und — explosiv, da seine ehrliche Natur gegen solche Schliche unfähig war, — auf den Nebenbuhler zueilend, wollte er sich letzte Klarheit verschaffen, ehe er die Andern überhaupt begrüßte. Ramon hielt es für das



Der Oheim vergaß, das Glas Rotwein anzusehen, die Tante hielt starr den angeknabberten knusperigen Hühnerschenkel in der Hand.

zu diesem Zweck aus der Markthalle mitgebracht.

Sie sah nicht, wie ein Soldat nach einer Weile aus dem Gebüsch trat, der sichtlich auf sie gewartet hatte, und ihnen dann unauffällig in kurzem Abstand folgte.

Man hatte gerade ein munteres Reissigfeuer angezündet und zum fröhlichen Picknick auf Decken und Kissen alles gerichtet und ausgebreitet, als urplötzlich mit gut gespielter Ueberraschung der Soldat Ramon auftauchte und alle begrüßte. Trinidad fragte: ob er denn Pepe nicht mitbringe, und wo denn Pepe stecke?

Da legte Ramon sein Gesicht in ernste Falten und sagte unter erheucheltem Bedauern: „Der Pepe? Ach, der hat seit kurzer Zeit eine neue kleine Freundin aus der Stadt hier. Ein Stadtmädel mit hübschen Kleidern, das nicht in Dienst geht. Er hat mir anvertraut, daß er sie als Schatz will, — und sich nicht mehr zu viel aus Trinidad mache.“ Es tue ihm unendlich leid, Trinidad das jetzt auf ihre Frage offen sagen zu müssen. Aber schließlich sei es für Trinidad doch besser, sie bekäme nun von Ramon reinen

Best
er ju
Er
stieß
schen
lang
gestr
ihn
schen
zu se
gen
habe
T
jäust
nicht
Ruck
den
schw
Z
bald
vor
seine
Pepe
fand
Abst
Maß
T
täter
gen,
dad,
Lieb
Schr

Eine

denkl
Die
noch
ihrer
Tocht
einig
Land
geme
Brief
müsse
noch
Streit

Beste, seine Rolle der Unschuld aufzugeben, da er ja binnen drei Minuten überführt sein konnte. Er beschloß, Fessengeld zu geben, sprang auf, stieß Weinflaschen und Gläser um, taumelte zwischen Papieren mit ausgebreiteten Kuchen entlang und suchte, den Abhang zwischen Ginstergestrüpp und Gebüsch herabzueilen, als Pepe ihn noch erreichte und ihn unter einer klatschenden Ohrfeige fragte: was er denn hier zu schaffen habe, — und ob er ihm gar den ganzen Inhalt von Trinidads Brief vorgeschwindelt habe? —

Der Ramon aber, der den derben Bauernjungen von Pepe als zartknöchiger Stadtbursche nicht gewachsen war, riß sich mit einem starken Ruck los und raste in großen Sprüngen wortlos den Abhang herab, um dann im Walde zu verschwinden.

Bei den andern aber war die ganze Sache bald klargestellt. — Ramon würde am Abend vor versammelter Mannschafft in der Kammer seine verdienten Hiebe bekommen, Trinidad und Pepe waren ein Herz und eine Seele. Und so fand das „Begräbniß der Sardine“ noch einen Abschluß, den man nach jeder Hinsicht in hohem Maße als befriedigend bezeichnen konnte!

Der Pepe beschloß auch, um weiteren Rivalitäten und mißbräuchlichem Vertrauen vorzubeugen, auf die dringende Empfehlung von Trinidad, künftig zur Vorlesung und Abfassung seiner Liebesbriefe — den gelehrten Mann in der Schreibbude am Markteingang zu betrauen.

Der verkappte Rus.

Eine vergnügte Geschichte von Berthold Lanzén.



Es war im August 1914. — Trotzdem ist es eine vergnügte Geschichte; andere Geschichten erzähle ich überhaupt nicht, wozu doch auch? —

Also: gegen Ende August 1914 wanderte Frau Kathrin Enderle mit rüstigem Schritt ihres Weges und schaute bedenklichen Gesichts nach dem Stand der Sonne. Die Schatten längten sich bereits sehr, und sie hatte noch einen tüchtigen Marsch vor sich, ehe sie bei ihrer verheirateten Tochter sein konnte. Die Tochter wohnte jenseits des Waldes, der sich in einiger Entfernung dunkel von dem helleren Landschaftsbild abhob. Das war heute ein Tag gewesen! Mei! — — Gestern hatte sie den Brief vom Schwiegerjohn erhalten: Die Mutter müsse sofort kommen. Unbedingt! Er müsse noch am selben Abend fort: Grenzkommando, Streifen auf Spione und Schmuggler. Die Gret

könne nicht allein bleiben und was mehr sei — sie wolle es nicht. Die Mutter solle seinen Brief nur der Bahnleitung vorzeigen und sagen, sie könne jeden Augenblick Großmutter werden, die Hebamme hätt's gesagt, und die Tochter sei allein. Da würde man schon eine Ausnahme machen und sie die kurze Strecke mit einem Militärzuge fahren lassen, damit sie rasch da sei. Vom Bürgermeister im Dorf müsse sie sich natürlich einen Ausweis geben lassen und im übrigen — die Mutter hätte ja ihren Mund! Womit er verbleibe ihr getreuer Schwiegerjohn Heinrich Zurmatten, Grenzaufseher. —

Natürlich! Die Gret hatte sich doch schon die ganze Zeit über die Schieberei im Elsaß aufge-



regt. Nun holte man ihr noch den Heiner fort. Das Männervolk hat halt kein bißel Verstand! — Jetzt nichts als fort und hin zur Gret. Gleich am Abend noch zum Bürgermeister und den Ausweis geholt, heut früh ins Städtle zum Bahnhof. Dort hatte man ein Einsehen gehabt, — der Vorsteher kannte sie und hatte mit der Militärleitung am Bahnhof gesprochen. Sie durfte also mitfahren bis Seestadt. Nichts als Soldaten und Singerei. An einem Knotenpunkt langer Aufenthalt. Dann hieß es: Alles aussteigen. Umsteigen! Großes Untereinander — höheres Militär. — „Zivilpersonen zurückbleiben! — Wie kommen Sie überhaupt in diesen Zug, Frau? Was ist das für 'ne Wirrschaft? — Was? — Wie? — Brief vom Schwiegerjohn lesen? Na, Sie möcht' ich schon als Schwiegermutter haben! — Großmutter wollen Sie werden? — Sehr nutzbringend! — Aber mit diesem Zug können Sie nicht weiter fahren, gute Frau. Ich schreib' Ihnen hier eine Zeile auf für den Zug Nr. . . ; der fährt heut Mittag. Da! — Tjaa, da is nix zu wollen! — Trinken Sie ein Bier, und behalten Sie Ihre schönen roten Bäckle.“ — Es half nichts, — der Zug fuhr ohne sie weiter. — Die Kathrin zappelte sich innerlich ab, aber damit kam sie nicht von der Stelle. Nach langen, bangen Stunden war sie endlich in Seestadt. Dort gab's wieder Schererei! Wenn man doch Großmutter werden sollte und vielleicht

schon war! Du lieber Gott im Himmel! — Aber die Männer haben's Einsehen nit, die Kerle, die! — Sie mußte wirklich noch froh sein, daß man sie nach langem Ausfragen ihrer Wege gehen ließ als „unverdächtig“. „I mein's au,“ sagte sie, drehte sich kurz um und marschierte im Geschwindschritt voran. — Ihr Weg führte sie am Seeufer entlang und aus klaren, braunen Augen schaute sie aufmerksam um sich. Die Erntezeit war vorüber, golden lagen die Stoppelfelder; wie friedlich und schön war alles rings umher! Von Zeit zu Zeit begegneten ihr Soldatenabteilungen — immer traten die Führer an sie heran und fragten sie aus. Sie hielt ihnen Ausweis und Brief schon immer gleich „unter d'Nas.“ — So! jeko war sie im Wald; es war lichter, schöner Buchenwald, im Frühling weiß von Anemonen — Windrösle —, aber nun nachete es bereits und Frau Kathrin — ja, — ein Held war sie gerade nicht —, so allein im finstern Wald! — Sie kannte ihren Weg ja gut, aber es war halt Krieg! — Und dabei finster! — Da kam eine größere Streife Soldaten heran. — Neuer Aufenthalt! „Woher? — Wohin so spät?“ — Und die gaben ihr den Weg nicht gleich wieder frei, und am Ende wurden einige Mann zu ihrer Begleitung abkommandiert. — „Ganz recht! — Bringt mich nur brav durch den finstern Wald, ihr Bürschle,“ lachte die Kathrin in sich hinein und ging mit ihrem weit ausholenden Schritt in ihrer geraden und aufrechten Haltung voran. Die Soldaten folgten ihr dicht auf den Fersen. Sie hörte sie tuscheln und klüftern. Immer von Russen. Ja, die Grenze!



— vorgeftern war im Dorf die Rede umgegangen, daß ein ganz gefährlicher russischer Spion über die Grenze entkommen sei. — Und immer liefen noch Spione umeinander, hieß es. Darum war ja auch der Heiner fort. Doch was ging das sie an? — Immer eiliger schritt die hochgewachsene, stattliche Frau; sie hatte ihren langen, schwarzen Radmantel umgeschlagen, des Nachttaus wegen, und die schwarzseidene Kappe bedeckte ihre reichen, braunen Flechten. Nengstlich schaute sie, ob der Wald noch immer und

immer nicht zu Ende sei. Hernach mußte sie über eine Höhe und jenseits von der lag dann endlich das Dorf am See, wo der Heiner stationiert war und die Gret sich nach ihr bangte. — Auf die Soldaten hatte sie gar nicht mehr Obacht gegeben. — Endlich wurde es heller, sie trat aus dem Wald hervor und — sogleich nahmen zwei Mann sie in die Mitte. Die andern schlossen sich dicht an. Da hörte sie sie reden: „Des isch doch 'n Mann! Schau doch den Schritt! So lauft kein' Frau nit!“ „Meinisch?“ — denkt die Kathrin. — „Des isch 'n Spion!“ „Ah bah! Spionenriecher seid's.“ — „Sooo? — Warum han mer denn mit 'm genußt? Und wenn's ne Frau isch, warum schwächt 's denn nit? he?“ — Frau Kathrin preßt ganz fest die Lippen aufeinander, um nicht laut heraus zu lachen. Sie reden sie an, aber sie antwortet nicht. „Ru schwäch i grad nit, euch z' Leid nit; ihr Dubell!“ denkt sie. Wie die daher reden! Es sind halt auch Fremde dabei — Preiße! „Ich glaub auch, wir haben einen guten Fang gemacht,“ sagt nun der Führer, „das ist tofsicher 'n Spion! Wir liefern ihn beim nächsten Kommando ab, also in Adorf, dahin geht er ja.“ — „Was du nit alles weißt, du Preißle du,“ sagt Frau Kathrin bei sich, höchst unbekümmert. — „Des isch 'n verlappte Ruß!“ sagt da einer. Nun reißt ihr die Geduld. Ein (Badener) Oberländer! — und solch Zeug schwäche! — Rasch dreht sie sich nach dem Mißetäter um und ruft ergrimmt und spöttlich: „Jo, i glaub's au, i bin allemweg 'ne Ruß!“ — Schallendes Gelächter! — „Nein, nein! Sie sind lei Ruß, Frau.“ — „Hie guet Alemannisch allewege!“ — „Sell' mein i au,“ sagt sie rasch versöhnt und schüttelt die Hände, die sich ihr, abschiednehmend, entgegenstrecken. — Die Soldaten machen Kehrt und wünschen ihr guten Weg. Da tut sie einen tiefen Schnauser — sie hat immer noch gute zwei Stunden zu gehen durch die sternenlose Nacht. „Wenn nu einer mit mir gehen tät?“ stößt sie hervor. Lautes Gelächter, allerlei Witzworte fallen, nicht eben feine. — „Ich hab's doch eilig, i fürcht mi so allein, un i soll doch Großmutter werden,“ ruft sie erbost. „Was Ihr Euch denkt! Lausbuben seid's!“ — Nun lachen sie erst, aber gut klingl's und herzlich. — Der Führer, der Preiß, ein Landwehrmann aus der Rheinpfalz, sagt nach einigem Besinnen zu einem stattlichen Mann: „Haberforn, — Seehas und Familenwater! — Sie sind ja ortskundig, bringen Sie die Großmutter zum Enkel. Morgen um 8 Uhr melden Sie sich bei mir zurück. — Gute Nacht, Frau, machen Sie sich keine Sorge, Gott wird schon helfen.“ — „Gute Nacht auch! — Und vergelt's Gott!“ — sagt die Kathrin und sieht so verdußt aus, daß Haberkorn schmunzelt: „Jo, jo, d' Preiße sind au Mensche.“ — Einträchtig wandern nun die beiden durch das stille Land. —

Ka
Sa
gin
wa
spe
gri
Fr
die
Ar
Si
den
sch

Ne
ter
me

ber
das

ein
ver
ein
De
im
der
Do
eig

fad
dig
der

Als die Dorfhähe krächten, stand Frau Kathrin vor ihrer Kinder Häuslein und winkte Haberkorn dankbar ein Lebewohl nach. Dann ging sie hinein in das freundliche kleine Haus, was würde sie finden? Da stand die Zimmertür sperrangelweit auf und kräftiges Gebrüll begrüßte sie. — „Nun könne Sie ruhig einschlafen, Frau Zurmatten, die Großmutter ist doch da,“ sprach die weiße Frau, die mit dem Schreier auf dem Arm in der Tür stand. „Aber warum komme Sie erscht jetzt, Frau Enderle?“ — „Ha, wegedene Ruß!“ sagte die Kathrin zerstreut und griff sich eiligst ihren ersten Entel.



„Ich des 'ne Brode! — Was wiegt's? — Neun Pfund, gell?“ — „Was denkst du, Mutter,“ tönt's schwach und glücklich aus dem Zimmer, „elst!“ —

Das Testament.

Von F. Schröngamer-Heimdal,
Passau-Haidenhof.

All right!“ Der Meßner, der einen weit-schichtigen Vetter in Amerika hat, bündigt seine Spannung mit diesem Zauberswort transatlantischer Prägung, und mit ihm das ganze Dorf.

Denn der sagenhafte Vetter ist gestorben, hat ein Heidengeld hinterlassen, wie man wenigstens vermutet, und das alte Heimatdorf zum Erben eingesetzt, was man schon amtlich in Händen hat. Der schrullenhafte Vetter in Amerika, den man im Dorfe kaum mehr vom Hörensagen kennt, hat den Dorflehrer Jörg Liebewein in das Land des Dollars bestellt, um das Testament für das Dorf eigenhändig abzuholen.

Es wäre doch so einfach gewesen, das Geld einfach überweisen zu lassen. Was mußte ein lebendiger Mensch über das große Wasser gehegt werden?

„All right!“

Nun ist Jörg Liebewein zurückgekommen. Das Dorf harret in der alten Wirtsstube seiner Ent-hüllungen. „Zehntausend Dollar sind es mindestens,“ meint der Meßner. „Da trifft dann auf jedes Haus ein Tausender. Aber nicht Mark, sondern Dollar. All right!“

„Ich ziel höher,“ jähzt der Loder Müller. „Unter einer Million tut der's nicht. Sagst du's nicht auch, Hofwirt?“

„Ich halt's mit dir, Gevatter . . . Soviel ist sicher, daß wir jetzt das Geschinde und Ge-rader aufgeben und ein feines Leben füh-ren können wie die Amerikaner selber . . .“

„Wenn nur das Finanzamt nichts drein-macht . . .“, dämpft der Tillhofer die stiehernde Vorfreude.

Jetzt steht Jörg Liebewein, der Lehrer, unter der Tür.

Kein Atemhauch mehr im Saal.

Männerherzen pochen heiß gegen kaltgewor-dene Pfeisentöpfe. Das Gemurme einer ver-irrten Waldhummel am Fenster hört sich in der Totenstille wie das Brausen eines Weltenchors an. Sogar die Rauchschwaben am braunen Deckengebälk stoden und starren in unerträglicher Spannung.

Jörg Liebewein, der Lehrer, entfaltet das Testament. Seine Stimme, die sonst so froh-gemute, jangesweiche, hat etwas Hartes und Hohles, als spräche der Tote selber aus fernen Geistergesilden:

„Landsleute!

Ihr lebt und ich bin tot. All right!

Ich, Hans Christoph Winterholler, der in Eurem Dorfe geboren wurde und dort bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre die Waldstiere weidete, tue Euch diese Botschaft als meinen letzten Willen kund. Denn ich bin gestorben in Amerika, im Staate Ohio, in der Stadt Pitts-burg, Townsendsstreet 1763.

Ich habe Glück gehabt und Geld verdient. Soviel Geld, daß ich Euer Dorf daheim hundert-mal bar auszahlen könnte. All right!“ —

Ein Pfeisentopf klirrt zu Boden.

„Daß es wahr ist!“ meint der Meßner. „Scher-ben bedeuten Glück.“

„Hab ich's nicht gleich gesagt?“ triumphiert der Loder Müller. „Unter einer Million tut er es nicht.“

Die Hummel am Fenster summt wie wahn-sinnig durch die Stille der Erwartung.

Die Geisterstimme an der Tür fährt fort: „Ja, soviel Geld habe ich verdient in Amerika. Aber erst will ich Euch etwas erzählen von die-sem Lande des Dollars.“

In Amerika gibt es tausend Städte, aber nicht ein einziges Dorf.

In Amerika gibt es hunderttausend Marmor-kirchen, aber keine einzige Waldkapelle, wie da-heim im Hütwalde.

In Amerika gibt es riesengroße Farmen, aber keinen einzigen, rechtschaffenen Bauernhof.

In Amerika gibt es Maschinen, wo hinten ein Tagewerk Wald hineinkommt und vorne Millionen von gedruckten Zeitungen herauspringen, aber einen Maibaum gibt es in Amerika nicht. All right!

In Amerika gibt es Dampfbäder, so groß wie Euer ganzes Dorf, aber einen Backofen auf

Aber ich weiß es jetzt und sage es euch aus Totengefilden. Und Euer lieber Lehrer wird es Euch bestätigen als Augenzeuge; denn nur deshalb, nicht aus Narrenlaune, habe ich ihn in dieses Land kommen lassen: In Amerika gibt es nichts als den Dollar, und der ist hart, steinhart, wie dieses Testament. All right!

„Und das Geld?“ fragt der Meßner schüchtern vom Ofentisch her.

„Das — steht im Nachsatz . . .“ erwidert der Lehrer.

„Hab ich's nicht gleich gesagt?“ jubelt der Lodermüller auf. „Wenigstens eine Million! Bettern, Nachbarn, Gewattersleute! Ein Vivat dem Amerikaner!“

„Der Nachsatz hat eine Klausel, meine Lieben: Jeder Dorfgenosse erhält hunderttausend Dollar, aber nur unter folgenden Bedingungen: Daß er selbst nach Amerika auswandert, dort lebt und arbeitet nach Landesart, nie mehr in die Heimat zurückkehrt und sich in Amerika auch begraben läßt, wenn er einmal das Zeitliche oder besser gesagt: das Amerikanische — segnet . . . Wer meldet sich zur Erbschaft?“

Die Augen des Lehrers gehen suchend in die Runde.

Männerköpfe beugen sich über Pfeifenköpfe.

„All right!“ meint der Meßner beherzt. „Wenn's in Amerika nicht einmal eine Kirchweih gibt . . .“

„Einen Maibaum haben sie auch nicht,“ mault der Lodermüller.

„Und etwa auch kein Märzenbier?“ fragt der Hofwirt.

„Überhaupt kein Bier,“ bescheidet der Lehrer.

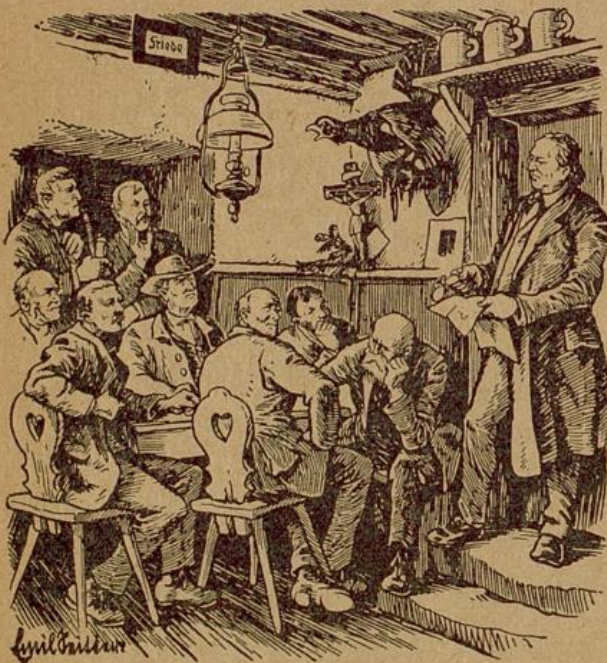
„Wegen dem Bier wär's noch nicht,“ meint der Tillhofer. „Aber wenn's in Amerika nicht einmal einen Bauernhof gibt, was tät denn dann unsereiner dort? Und — überhaupt . . . Was meinen denn Sie, Herr Lehrer?“

„Ich mein auch, überhaupt . . . Und vivat das Testament! Habt Ihr mich, Landsleute?“

„All right!“ ruft einer für alle. Der Meßner Der Lehrer öffnet lächelnd das Fenster. Die verirrte Waldhummel surrt wie ein goldheller Glockenton ins Freie. Ein Ton von Heimatgloden . . .

Oder ist es gar die heimliche Seele des Testaments, wie dem Lehrer scheint? Warum soll ein Testament keine Seele haben? Schon umtost den Lehrer von den Tischen her eine Heimatweise aus Männerkehlen: „s Waldvögelr.

. . . in unserm Wald, auf unsre Bäume, am liebsten stirbt man doch daheim . . .“



Die Augen des Lehrers gehen suchend in die Runde.

dem Anger, den die Hollerstaudeu schatten, gibt es in Amerika nicht.

In Amerika gibt es tausend Meilen lange, schnurgerade Bahnstreden, aber einen heimlichen Hohlweg mit Haselnußbuden gibt's in Amerika nicht.

In Amerika gibt es riesige Fabriken mit seelenfressenden Tag- und Nachtschichten, aber eine Hausbank, einen Feierabend gibt es in Amerika nicht.

In Amerika gibt es Klubs und Trusts, Kartelle und Kompagnien, aber keinen Heimgarten, keine Winterstube, kein Spinnrad, keine Rauchsacht, kein Kammerfenster, kein Schnabähüpfel, kein Sonnwendfeuer, keine Fastnacht, keinen Osterhasen, keine Kirchweih. All right!

In Amerika gibt es unzählige Menschen, die täglich zehn Dollar verdienen. Aber das sind die Armen.

In Amerika gibt es viele Reiche, die täglich tausend Dollar und noch mehr einheimen. Aber das sind die Allerärmsten, denn sie wissen nicht einmal, daß sie arm sind.

„Und leben auch!“ ruft der Mefner und klaubt die Scherben seines Pfeifenkopfes zusammen. „All right! Hab ich's nicht gesagt? Scherben bedeuten Glück! Drum noch einmal: Ein Bivat dem Testament! All right!“

Aus dem alten Kalifornien.

Zwei Geschichten von Heinrich Kromer.

1.

Als drüben am Stillen Weltmeer in dem Land mit dem verschuppten spanischen Namen Kalifornien Gold gefunden wurde, ist dort in zehn Jahren harter Arbeit und unter vielen Gefahren ein junger Schwarzwälder zu Wohlstand gekommen und hat Welt und Menschen kennen gelernt, so daß er einst seinem Knaben manches zu erzählen gewußt hat, worüber später kein Mensch mehr nachsann, z. B. daß die heutige Weltstadt zu jener Zeit nichts als das Getrümmer eines verlassenen spanischen Klosters war und der Platz, wo jetzt die große Stadt liegt, noch Verba Buena hieß, auch Verba Santa, nach einem dort wuchernden Heilkraut, also zu deutsch: Gutes Kraut oder Heiliges Kraut. Dieser Name ist auch nur noch an einem Flecken jener Gegend, einem Stadtviertel vielleicht, hängen geblieben; dafür hat der große Heilige aus dem kleinen Italienerstädtchen seinen Namen für den heutigen Weltort hergeben müssen, der von dem Geiste dieses edlen Armen wohl nie einen Hauch verspürt hat.

Obwohl der Schwarzwälder sich nie seines Wirkens dort berühmt, ist zu sagen, daß er nicht bloß ein begüterter Mann geworden ist, sondern drüben auch ein Pionier des wilden Westens genannt wurde. Warum? Er wußte es selber kaum; aber vielleicht, weil er die wildesten Jahre des erstehenden Kaliforniens durchlebt und dort im Wachsamkeitsausschuß mitgeholfen hat, die Dinge ins Blei zu bringen. Aus einfachen Taten der Pflicht haben die ruhmredigen Amerikaner dann Heldentaten gemacht und den bescheidenen Bestiedlern jenes Plazes so einen verstriegene Titel aufgehängt. Freilich, jener Ausschuß hat, um Recht und Ordnung zu schaffen, manche Woche hindurch, jede Nacht neu, ein halbes Duzend Lumpen und Verbrecher an einem Balkon des Gerichtshauses baumeln lassen: zum Abschrecken, und es hat endlich gefruchtet. Mit einem von diesen gefährlichen Menschen, einem Franzosen, ist der Schwarzwälder öfter zusammengestoßen; doch hat diesen Verbrecher zuletzt nicht mehr der Wachsamkeitsausschuß richten müssen.

Der Schwarzwälder kam dorthin, zweiundzwanzigjährig, übers Weltmeer noch auf dem Segelschiff; denn er hatte Zeit und wollte Geld sparen, und kannte das amerikanische Wort noch nicht, das diese zwei guten Dinge

in eins pfuscht und verdirbt. Nach langer Reise im Sattel kam er durch Texas hinauf ins Land und brauchte dort das Gold nur aufzulegen, sozusagen! Nämlich damals sagte sich dort ein Schweizer: Du hättest jetzt Gold genug, und das Heimweh nach deinen Schneebergen bringt dich noch um, und in solchen Erwägungen verkaufte er dem Schwarzwälder die Mine, und dieser machte sich ans Goldwaschen und zog auch in das Zelt des Schweizers, nicht allein, sondern selbst mit einem Deutschen namens Kudteschel, einem Bayern, den er auf seinem Ritt durch Texas getroffen und als verlässlich befunden hatte, so daß sie auch die Goldgrube zusammen ausbeuteten. Das Zelt bauten sie, weil es nicht Schutz genug vor dem Gestindel bot, stärker aus, indem sie bis zu drei Meter Höhe rohe Balken schichteten, das Dach aber einstweilen im Viertel mit Leinwand abschlossen. Diese zogen sie von außen um den obersten Balken und nagelten sie innen daran fest. Der Bayer richtete sich in der einen Ecke an der Türwand sein Lager her, schief gegenüber in der andern der Schwarzwälder seines. Daneben hatte er einen Korb für Papierabfälle stehen, unter denen er auch das ergrabene Gold verbarg; dort würde es seiner suchen, meinte er. Ueber dem Kopfende seines Betts hingen zwei geladene Colt-Revolver, die er bei Tag im Gürtel trug, und ein Stügen; so auch bei Kudteschel zur Seite des Lagers. Die beiden lebten so einfach wie möglich; denn in jener unerschlossenen Gegend war alles sehr kostspielig; nicht umsonst grub man dort Gold!

Und nicht umsonst trieb sich dort Gestindel und Hufelvolk um, mit dem auch die zwei Deutschen ihre Erfahrungen machen sollten.

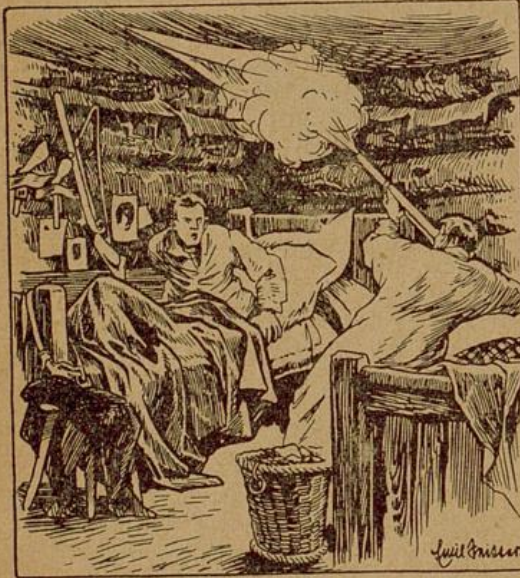
Der Schwarzwälder wurde vierundzwanzig. „Dein Geburtstag hebt gut an!“ dachte er jenes Morgens, als er in der ersten Frühe aus einem Traum erwachte, zögernd, denn der Traum war lebhaft und voll Glanzes gewesen und hatte ihn in die Heimat geführt. Aber was wedte ihn so früh? Es war wohl das freche Rascheln im Korb neben seinem Bett. Dort nämlich tut sich eine Maus an den Papierabfällen glücklich. Der Schwarzwälder hört ihr zu und denkt: Laß das Tierchen gewähren; an deinem Golde wird es sich kaum die Zähne ausbeißten wollen; das wäre eher Menschenbrauch. So und ähnlich denkt er und sinnt weiter und läuft wieder seinem Traum nach und sieht sich im Zelt um, wo kaum die Dämmerung sich hereintraut. Dann horcht er wieder auf die Maus, die immer noch raschelt, und darob überhört er um ein Haar etwas Schlimmeres. Nämlich als das Tier einen Augenblick innehält, vernimmt er ein Geräusch, mit dem er nichts anfangen kann: es kommt immer kurz und brockenweise und, wie ihn dünkt, lauend und vorsichtig. Er horcht schärfer hin; das Geräusch vergeht; die Maus raschelt

wieder. Er schaut zu Ruckteschel hinüber; so viel er erkennen kann, schläft der noch, dreht sich aber jetzt auf den Rücken und fängt auch gleich zu schnarchen an, wie um die Wette mit der Maus. Da soll er erspüren, was das Geräusch will! Aber er sagt sich: Es ist was am Werk! Und er richtet sich im Bett auf und greift zur Flinte.

Er überflinnt, soweit er sie kennt, die Ansiedler des Goldfeldes: einige berüchtigte Irländer und Mexitaner; ein des Mordes verdächtiger Italiener; endlich der Franzose, der ihm auf dem Weg aus der Staatsmünze einmal in der verlassenen Gegend aufgelauret und in seinem Mordplan nur vom unzeitigen Knurren des fremden Hundes gestört worden ist, so daß der Franzose in seine Gewalt kam.

Ueberdem kommt das Geräusch wieder. Es ist, wie wenn einer Tuch rudweis zerreißt, und scheint aus der Gae über Ruckteschel herzukommen.

Ja, dort kommt es her; dort zeigt sich, was vorgeht; dort, am Ansatz des Zeltdachs, über dem obersten Balken weist ein schmaler Schlitz ein Stück Morgenhimmel her; dort ist die Leinwand zerschnitten; es ist an der Stelle, wo die beiden Zeltgenossen außen an der Hütte einen hohen Holzstoß geschichtet haben. Und durch den Schlitz



Er zielt nach dem Schlitz und gibt Feuer.

schiebt sich etwas herein: ein Stoß? eine Flinte? Dem Bedrohten gilt's gleich: er zielt nach dem Schlitz und gibt Feuer.

Der Bayer ist noch wie aus dem Traum her, dieweil der andere schon in die Kleider hastet und nach den Revolvern greift. Der nächste Schuß verjagt; aber draußen ist ein Plumpsen ver-

nehmbar; es ist einer von dem Holzstoß gefallen oder herabgesprungen. Der Schwarzwälder steht an der Türe und lauscht; es verlieren sich Schritte in die Ferne; er nimmt die Riegelbalken weg und geht, da er saubere Luft wittert, mit Ruckteschel hinaus.

Dort finden sie am Holzstoß eine kleine Leiter angelehnt, oben auf dem Stoß selber aber ein Messer, mit dem das Zelttuch zerschnitten worden ist. Dieses Messer kennt der Schwarzwälder. Er hat es einst in einer mexikanischen Spielhöhle gesehen, wohin ihn der Reiz, das Glück zu versuchen, einmal getrieben hat. Dort lag es auf dem Tisch vor dem Franzosen, der sich Tabak für die Pfeife damit geschnitten hatte; des Franzosen, der ihm bald hernach in der einsamen Gegend auflauerte.

„Die Tiere sind meine Schutzengel!“ sagt jetzt der Schwarzwälder zu seinem Gefährten; sei es damals ein Hund gewesen, so diesmal eine Maus, die ihm das Leben gerettet habe.

2.

Es ist dem Schwarzwälder noch eine andere Geschichte zugestoßen, die ihn zwar erst in ihrem Abschluß berührt hat; aber insofern sie wie die zwei früheren Nachstellungen auch seinem Gold galt, pflegte er zu sagen, hier seien aller schlimmsten Dinge drei, und diese schlimmen Dinge hätten denn schließlich auch schlimm für den Franzosen geendet.

Eines Morgens geht der Goldsucher wie gewöhnlich in aller Frühe mit dem Bayern in die Mine. Dabei bemerkt er etwas (und wundert sich drob), das vielleicht einem andern nicht aufgefallen wäre. Nicht fernweg, an einer Blochhütte, die sie seit längeren Monaten als ihr Kosthaus besuchen, sieht er das einzige östliche Fenster offen; es ist dunkel und tot, wie ein ausgebranntes Auge, während er bisher immer den Morgenhimmel sich darin hat spiegeln sehen. Das nun wundert ihn; mehr noch wundert es beide, daß auch der Hund dort nicht Laut gibt, der ihnen morgens immer sein Gebell auf den Weg mitgab. Der Schwarzwälder ruft das Tier bei Namen, er pfeift ihm, er ahmt selbst sein Bellen nach, damit er antworte; er gibt sogar einen Schuß ab; allein es bleibt alles um die Hütte verwunderlich still. Also gehen sie denn gegen das Haus hin, vorsichtig und schußbereit. Sie rufen den Hund nochmals; sie rufen ebenso vergeblich den Namen der Marketerdin. Dafür zieht jetzt ein Gegenstand vor der Blochhütte, unten an dem offenen Fenster, ihr Auge auf sich, den sie aber in der Dämmerung erst erkennen, als sie dicht hintreten. Sie sehen einander erschreckt an, und der Bayer sagt: „Da waren Räuber!“

Die Blochhütte gehörte einer Französin, die zwei Jahre zuvor ihren Mann verlor und seither

dort eine Marktenderei für die umwohnenden Goldsucher führte. Die beiden Deutschen speiseten dort seit längerer Zeit und gaben der Französin nach dem veruchten Ueberfall auf das Zelt auch den größeren Teil ihres Goldes zur Aufbewahrung, zugleich als Pfand für ihre Zehrung, solange sie aus der weitabliegenden Staatsmünze geprägtes Geld zu holen versäumten; das aber geschah seit der ersten Nachstellung des Franzosen oft monatelang.

Die Französin war ein großes, kräftiges und entschlossenes Weib. Sie hatte zu ihrem Schutz eine gewaltige Dogge, auch einige Pistolen und einen mächtigen Reiterjäbel, ein Erbstück eines Onkels, der ihn noch als junger Offizier unter Napoleon in Rußland getragen hatte. Dieser Säbel hing mit den Pistolen unter einem Bild des Kaisers ob ihrem Bett; unter dem Bett aber stand ein starker Lederkoffer, worin sie den für ihre Wirtschaft nötigen Vorrat rohen Kaffees aufbewahrte, zugleich aber ihren Schmuck, ihr Geld und in versiegelten Päckchen das gegebene Gold der beiden Deutschen und vielleicht auch anderer; denn man kannte sie als verlässige Person und vertraute ihr.

Diesen Koffer finden die beiden vor dem Blochhaus unten an dem offenen Fenster. Der Bayer rät zur Vorsicht; der andere aber meint, es sei da vielleicht noch zu helfen, läßt sich von dem Kameraden in das Fenster emporheben, legt die Pistolen auf dem Sims bereit und hilft dann auch dem Bayern hinauf. Und dort weist ihnen ein einziger Blick, was vorgegangen ist.

Im Schlafräum der Französin, an der Wand unter dem Fenster, liegt mit gespaltenem Kopf, aus dem blutiges Gehirn dringt, ein Toter. Die Rechte hält das Gewehr, mit dem Zeigefinger am Abzug. Die beiden könnten von diesem Anblick allein satt sein und sich davon machen; weil es aber noch zu helfen geben mag, steigen sie hinein; und freilich gibt's zu helfen. Sie finden die Französin, nur mit dem Hemd bekleidet, für tot vor ihrem Bett; auf ihrer Stirn steht eine dicke Beule, wohl vom Kampf mit dem Einbrecher her; in der Faust aber hält sie den schweren Reiterjäbel mit erstarrtem Blut daran. Ihr Puls schwingt noch, und die beiden Männer können sie mit Kirchwasser, das sie im Haus vorfinden, nach kräftigem Einreiben wieder zu Atem und Leben bringen. Sie kann aber nur Wirres berichten; sie jammert um ihren Koffer und wieder um den Koffer und nennt dabei einigemal mit Abscheu ihren Landsmann und flucht ihm. Da wissen denn die Retter Bescheid!

Aber wo wäre im Haus eine Spur von ihm? Sie betten die Frau sorglich auf ihrem Lager und steigen wieder aus dem Fenster, um nach dem Koffer zu sehen. Der hat sich beim Sturz das Schloß aufgesprengt; der Deckel steht offen, und im Gras liegt ein Teil des Kaffees verstreut.

Besagt das zwar wenig, so soll sich aber den beiden die letzte grausige Spur noch weisen: An dem einen Ledergriff hängt wachsblass und blutleer, abgeschlagen hinter dem Gelenk, die rechte Hand des Räubers, des Landsmanns der Französin. Ihre Finger sind wie Adlerfänge um den Griff geschlossen, als sagten sie: So greift die



Dort weist ihnen ein einziger Blick, was vorgegangen ist.

Goldgier. Aber an ihr hat der Reiterjäbel seine rächende Wucht gewiesen.

Darüber ist der Tag heraufgekommen, und die beiden Goldsucher nehmen die Fährte des Räubers auf, die sich in Blutstropfen im Grase zeigt. Sie haben nicht lange zu forschen: in einer alten Riesgrube finden sie den Franzosen hinter einem Weidenbusch tot. Vergeblich hält die Linke noch den Armstumpf umklammert; sie hat das Leben festhalten wollen, das im fließenden Blut davondrängte.

Die Französin gedieh wieder zur früheren Kraft und führte ihre Wirtschaft wie zuvor weiter. Das Gold fand sich unberührt in dem Koffer, bei dessen Raub die Frau dem Landsmann die Hand abhakte, als er ihn aus dem Fenster schaffte. Ein edles Stück des Goldes nahm der Schwarzwälder heraus und schickte es in die Heimat; es zeigte, wie er's aus der Erde gegraben, aber als wenn die Hand eines Goldschmieds sich daran gemüht hätte, die feine Gestalt eines Weinblatts, an das sich eine Traube drängte, wie zum Schutz. Die Frau des Schwarzwälders trug das Stück nachmalen als Brosche und keinen anderen Schmuck lieber, wie sie sagte.

ge-
ren
gel-
ert,

zei-
ber
ten
arz-
hen
lud
es
bat
an-
nen

jeht
es
us,

dere
rem
die
bold
sim-
hät-
ran-

ge-
die
bert
auf-
lock-
kost-
jen-
aus-
den
hen.
es
gibt,
den
Tier
sein
ogar
die
denn
ereif.
benjo
Da-
ütte,
sich,
men,
er-
aren

die
ither



Ich besuchte unsern alten, kranken Knecht, den Lappen Nila, in seiner Kammer.

„Na, heute geht's Nila besser. Du siehst viel frischer aus.“

„O nein, lieber Hauswirt! Mit Nila dauert es nicht mehr lang. Bald findet seine Sehnsucht Ruhe.“

„So, du hast dich gesehnt. Wonach denn?“

„Nach den Fjällen, immer und immer nach den Fjällen! Im Himmel sind wohl höhere Fjälle als hier unten? Glaubst du es nicht, lieber Herr?“

„O gewiß! Sonst wäre es kein Himmel für dich, alter Nila.“

„Da hast du recht, lieber Herr! Wenn wir Sameleute selig werden sollen, darf der Himmel nicht eben sein.“

„Nilas Kata¹⁾ wird dort oben auf einem Fjällhang stehen — ich meine, ich kann dich sehen, wie du bei Sonnenaufgang aus deiner Kata kommst, die Hand über die Augen hältst und nach den leuchtenden Fjällspitzen schaut —“

„Der Hauswirt ist gut gegen den armen, alten Lappen und möchte ihn trösten. Aber Nila fällt das Sterben nicht schwer, nur muß er vorher, um ruhig sterben zu können, seine Sünden bekennen. Der Hauswirt ist wohl so gut und hört seine Beichte an.“

„Nila wird wohl keine schweren Sünden auf dem Gewissen —“

„Doch! Es steht geschrieben: ‚Richtet nicht auf daß ihr nicht gerichtet werdet!‘ Gegen

¹⁾ Kata = Belt.

dieses Gebot hat sich Nila in seinem Hochmut vergangen.“

„Wenn es dich erleichtert, erzähle es mir, alter Nila!“

„Nila weiß noch so gut, als ob es gestern geschehen wäre, wie sein Unglück anfang. Da war er ein kleiner Junge von sieben Jahren. Es war Frühling, und meine Eltern hatten ihre Kata am Ufer eines Fjällsees aufgeschlagen. Neben der Kata stand eine kleine Birke — ich sehe noch, wie schön sie war. Ihre zarten Blättchen zitterten im Winde. Es war das erste Grün, das ich in jenem Jahre sah. Aber in der Nacht trat nochmals strenger Frost ein, und die Blättchen hingen am nächsten Morgen vereiselt herab. Es fiel noch einmal hoher Schnee, und nach ein paar Wochen kam das Schlimmste: da taute es mächtig, und der ganze Boden stand unter Wasser, und gleich danach setzte wieder starker Frost ein. Das war das große Hungerjahr für die Rentiere. Alle Weiden lagen unter hohem Eis, so daß sie nicht ans Moos kommen konnten. Wir zogen in langen Tagmärschen weit umher und konnten doch keine eisfreien Plätze finden. Die elenden Graubeine, die Wölfe, zogen hinter uns drein und wurden immer frecher. Je magerer und matter die Rentiere wurden, desto fetter die Räuber. Vater und unser Knecht jagten auf Schneeschuhen hinter ihnen her und erlegten viele, aber es wurden doch nicht weniger. Eines Tages kamen Vater und der Knecht nicht von der Jagd zurück. Als man sie suchte, fand man sie — erfroren auf der Heide —“

„Und trotz all dem Elend sehnst du dich nach den Fjällen, alter Nila?“

„Ja, ja, lieber Hauswirt! Trotz alledem! Wenn ich tot bin, sollt Ihr mich nicht hier im Tal begraben, sondern mich im Schuppen liegen lassen, bis Leute vom Samevolk vorbeikommen. Denen gebt meine Leiche mit! Sie werden mich in den Fjällboden legen und einen Steinhügel über meinem Grabe aufschichten ... Das ist wohl keine Sünde, lieber Hauswirt?“

„Nein, durchaus nicht, guter Nila! Dein Wunsch soll erfüllt werden. Du wirst in deinen geliebten Fjällen ruhen.“

„Danke, lieber Herr! — Ja, und als Vater tot war, wurde ich nach Norwegen verkauft —“

„Verkauft?“

„Gewiß! Unsere Herde war arg klein geworden. Woher hätte meine arme Mutter Essen für uns Kinder nehmen sollen? Ein armer, alter Lappe nahm mich mit über die Fjälle nach Norwegen. Dort gab's zu essen. Ich denke noch gut daran. Es war in der Zeit der bitteren Kälte. Er wollte zuerst ein Kalb für mich haben, aber das bekam er nicht. Die Lappenkinder waren in jenem Jahr billig. Zulezt mußte er sich mit zwei Pfund Mehl begnügen.

Die Bauernkinder riefen mir später oftmals nach: 'Das ist der Lappenjunge, der nur zwei Pfund Mehl wert ist!' Der Normann, der mich gekauft hatte, war hart gegen mich. Als kleiner Junge mußte ich schon Mannsarbeit verrichten und wurde obendrein Faulenzer gescholten, obgleich ich mich aufs äußerste anstrengte. Aber ich lernte etwas bei ihm, und als ich groß und stark war, ging ich von ihm fort und ward Fischertnecht auf den Ofoten. Als ich eine Zeitlang als Knecht gearbeitet hatte, wurde ich Vormann im Boot und verdiente schönes Geld. Das sparte ich: ich wollte in die Fjälle zurück. Für meine Ersparnisse kaufte ich Renntiere und gab sie einem Lappen zur Weide. Der war ehrlich, und Gott segnete meine Tiere.

Als ich vierundzwanzig Jahre alt war, hatte ich eine kleine Herde und zog mit ihr in die Fjälle. Das war im Monat des Schwans. Ich fuhr den alten Wanderweg des Samevolkes über den Grenzpaß, dann am See Torneträsk vorbei und war wieder in den alten lieben schwedischen Fjällen, die ich seit meinen Kinderjahren nicht mehr gesehen hatte. Sie waren mir so vertraut, als ob ich sie erst gestern verlassen hätte. Jede einzelne Bergspitze kannte ich wieder. Und hier fand ich auch meine Mutter. Denk, sie lebte noch! Gott ist doch gut gegen uns arme Menschen, lieber Hauswirt! Das war ein Freudentag für die alte Mutter, als Nila kam! Sie hatte auch ein paar Renntiere, die mein Bruder hütete. Der war genau so alt wie ich, denn wir waren Zwillinge. Ich blieb in ihrer Kata, und wir vereinigten unsere Tiere zu einer Herde.

Eines Tages sah ich unter unseren Tieren ein Renn, das ich nicht kannte. Bruder sagte, es sei ihm weggelaufen, und er habe es wieder gefunden. Und so kamen nach und nach noch mehr entlaufene Renntiere dazu. Ich war blind vor Glück, wieder bei den Meinen zu sein, und merkte nichts; auch trugen alle Tiere unser Zeichen. Aber die Augen gingen mir auf, als mein Bruder verhaftet und vors Ting geführt wurde. Dort wurde er zu Rutenstreichen verurteilt. Ich ermahnte ihn, nicht mehr zu sündigen und nicht seines Nächsten Renntiere zu begehren, auf daß wir nicht in Schande kämen. Damit er nicht in Versuchung käme, schenkte ich ihm alle meine Tiere und ging selber als Knecht zu einem reichen Lappen, der über tausend Renntiere besaß. Mutter starb bald darauf, und er behielt die Kata und alles, was sie hinterließ und gab mir gar nichts. Das Rennstiefeln konnte er doch nicht lassen. Er wurde wieder ertrappt und diesmal so hart geschlagen, daß sein ganzer Rücken nur noch rohes Fleisch war, und die Lappen sagten zu ihm, das nächste Mal würde er zum Tode verurteilt.

Ich schämte mich so sehr, daß ich anfangs Brantwein zu trinken. Das war eine Sünde. Mein Herr war sehr reich, aber faul und schlampig. Wenn ich nicht auf seine Herden und seine anderen Knechte acht gegeben hätte, würde er bald keine Tiere mehr gehabt haben. Einmal waren einige seiner Renntiere weggelaufen. Ich fuhr auf Schneeschuhen auf einen Fjällrücken, um nach ihnen auszusuchen. Mein Herr besaß so ein Fernglas, wie du auch eins hast, lieber Hauswirt. Das nahm ich mit. Es war im Sommeranfang. Die Luft war rein und klar, und der Schnee bligte in den Sonnenstrahlen, daß die Augen schmerzten. Ich legte mich hinter einen Stein und spähte durch das Fernglas nach allen Richtungen. Da sah ich auf dem jenseitigen Fjällhang ein einzelnes Renn und hinter ihm drein einen Lappen auf Schneeschuhen mit dem Jangriemen in der Hand. Er war weit weg von mir, aber ich konnte ihn deutlich erkennen: Es war mein Bruder. Nicht weit von ihm sah ich auch ein Mädchen, welches strickte und dabei seine Herde hütete, die am Hang und unten im Tal weidete. Mein Bruder sah es nicht, aber es sah ihn, und es verbarg sich hinter einem Stein. Als er nahe bei dem Renn war, warf er den Lasso und riß es nieder. Doch als er auf ihm kniete und ihm sein Zeichen ins Ohr schneiden wollte, sah er im Auge des Tieres das Spiegelbild des Mädchens, das hinter dem Stein hervorlugte. Da sprang er auf, lief auf es zu und warf ihm die Fangleine um den Hals. Ich sah zu, wie es die Hände rang und um sein Leben bettelte, aber er erdroffelte es ohne Gnade und Barmherzigkeit. Dann schleppte er die Leiche zum See hinunter und versenkte sie. Ich sah alles und konnte dem armen Mädchen doch nicht helfen: ich war ja weit weit weg, auf der anderen Seite des Tales.

Danach war ich ganz von Sinnen vor Kummer und Aufregung. Was sollte ich tun? Meinen eigenen Bruder anzeigen? Sie würden ihn halb tot gepeitscht und ihm dann den Kopf abgeschlagen haben. Und die Schande für unser Geschlecht! Ich war verzweifelt. Hier konnte ich nicht mehr bleiben. Ich glaubte, jeder müsse es mir ansehen, daß ich von dem Mord wisse. Ich hatte das Gefühl, Mitschuldiger zu sein, und daß die ungesühnte Tat nach Rache zum Himmel schrie.

So nahm ich Abschied von meinem Herrn und fuhr wieder den alten Wanderweg des Samevolkes nach Norwegen zurück. Während der Fahrt dachte ich daran, wie anders ich da stand, als ich herübergezogen kam. Da besaß ich drei- und vierzig Renntiere und Kraft und Stolz und Lebenszuversicht — und jetzt hatte ich nur noch mein Fahrrenn und war ein gebrochener Mann. Und das alles hatte ich meinem Bruder zu verdanken! Der hatte alles zerstört.

Und wie ich so in wilden Gedanken dahinfuhr, kam mir eine Pulka (Renntierschlitten) entgegen. Sie war noch weit weg und nur so groß wie ein schwarzer Punkt auf dem Schnee, aber damals hatte ich die Augen des Adlers und erkannte den, der darin saß. Es war mein Bruder. Als wir beieinander waren, zügelte er sein Renn, aber ich fuhr zornig weiter. Doch plötzlich schoß es wie Feuer in mir empor. Ich handelte unter einer fremden Gewalt, ohne eigenen Willen. Ich riß mein Renn herum und sauste meinem Bruder nach. Im Fahren machte ich meinen Fangriemen bereit, warf ihn um seinen Leib, riß ihn aus seiner Pulka und wendete wieder. Mein Renn trieb ich an, daß es wie toll dahinsprengte. Ihn schleppte ich im Riemen hinterdrein. Bald flog er über den weichen Schnee, bald wider die Felsen am Wegesrand. Er stöhnte und jammerte und schrie um Gnade. Aber ich dachte daran, daß er dem armen Lappenmädchen auch keine Barmherzigkeit

ein Renn. Und noch heute hält jeder Same- mann am Opferstein. Aber er opfert kein Blut, sondern betet still zum Allmächtigen. Denn — wie du weißt, lieber Hauswirt — sind wir Sameleute schon seit langer Zeit keine Heiden mehr.

Als ich an den Felsen kam, war es mir, als ob eine Stimme rief: „Rain — Rain — Rain!“ Aber ich hörte nicht auf sie. Ich hielt an und trug meinen Bruder vor den Opferstein. Dort legte ich ihn nieder. Er war übel zugerichtet: Gesicht und Kleider mit Blut besudelt, unheimlich anzuschauen! Aber er lebte und war nicht schwer verlegt, nur zerschunden. Das Renn stellte ich als Zeugen neben uns und klagte ihn mit lauter Stimme an. Ich erzählte alles, was ich gesehen hatte, und fragte ihn zum Schluß: „Bekennst du die Missetat?“

„Ja,“ erwiderte er, „ich habe gesündigt.“ Vor dem Opferstein mußte er die Wahrheit sagen, so sehr es ihm auch widerstrebte.

„Jetzt wird dein Urteil gesprochen. Bist du schuldig oder unschuldig?“

„Schuldig!“

„Welche Strafe gebührt dem Mörder?“

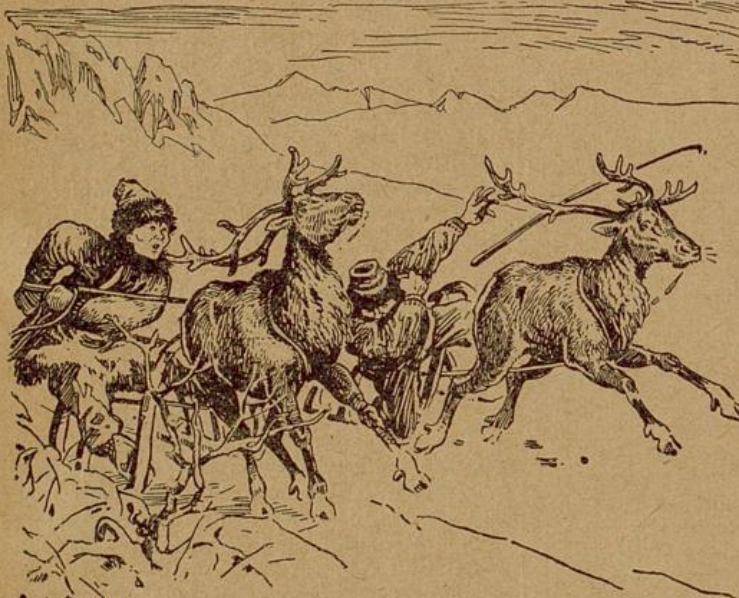
„Der Tod!“ An diesem Ort konnte er nur dem Recht nach sprechen, ohne Rücksicht auf die Folgen.

Aber ich dachte daran, daß es geschrieben steht: „Richtet nicht!“ und deshalb sagte ich: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bessere. Gehe hin und sündige von nun an nicht mehr!“

Ich band ihn los, wusch ihn mit Schnee und schenkte ihm meine Pulka und mein leichtes Renn. Dann befahl ich ihm: „Fahre nach Norwegen und laß dich nie mehr in unsern Fjällen blicken! Denn sonst muß ich dich töten.“

Ich selbst war jetzt ganz arm und blieb arm. Alles, was ich als Knecht verdiente, vertrank ich. Bis ich zu dir kam, lieber Hauswirt. Dir zuliebe, weil du so gut gegen den armen Nila warst, hielt ich mich nüchtern und verabscheute den Branntwein, den Seelenverderber. Glaubst du, lieber Herr, daß mir Gott verzeihen wird?“

„Gott ist die Liebe, Nila. Wenn du in Unverstand und Leidenschaft gefehlt hast, so wird er dir vergeben. Denn du hast bereut und ge-



Luit Crillan.

Im Fahren machte ich meinen Fangriemen bereit, warf ihn um seinen Leib, riß in aus seiner Pulka und wendete wieder.

erwiesen hatte und fuhr grimmig und schweigend weiter.

Und wie ich so dahinsaupte und meinen Bruder hinter mir dreinschleppte, sah ich einen schwarzen Felsen steil aus dem Schnee hervorragen. Das war der Opferstein unserer Väter. Hier hielten in alten Zeiten die Sameleute auf ihren Wanderfahrten an und baten Bäralsdölma um glückliche Fahrt und gute Weiden. Und sie opferten einen Schwan oder — wenn sie kein Stück dieses edelsten Wildes hatten —

füh
Fä
rüh

ma
Ges
Na
Raj

Ges
du
läßt
du
schl

jekt
nich
heir
träg
pass
leid

tisch

gew
No
es
lieb
schle
hin
jug.

hüb

mid
Kon
duh
mid
kam
Kan
find

dent
dure
vork
Alle
will

”
”
”
”

süht. Du darfst in Frieden in deinen geliebten
Hallen von deinem mühsamen Leben aus-
ruhen.“

Der maledictes Gedächtnis.

Skizze von August Gant her.

Geschäftsreisender zu sein! Freunde, es
ist ein schwierig Ding. Ueberallhin
muß man die Fühlhörner austrecken.
Eine Umsicht verlangt das. Ihr
macht euch keine Vorstellung. All die vielen
Gesichter, die man sich da merken soll! Und die
Namen erst, die Namen! O, es ist oft zum
Rasendwerden!

Wie viele Menschen kommen dir auf einer
Geschäftstour in die Quere! Und mit allen sollst
du freundlich sein. Keinen darfst du vernach-
lässigen. Freunde, es ist eine harte Nuß. Zöllst
du einem nicht die nötige Aufmerksamkeit, die
schlimmsten Folgen kann es haben.

Der einfältige Zipfel, heißt es gleich, der
setzt sich aufs hohe Ross und tut, als ob er mich
nicht kenne. Dem will ich seinen Hochmut aber
heimzahlen. Das wird zu Hause gemeldet. Auf-
träge hat der von uns nicht zu erhoffen.

Freunde, wenn ihr wüßtet, was mir alles schon
passiert ist, ihr würdet mich ordentlich bemit-
leiden.

Nur einen Fall, einen nur, laßt euch auf-
tischen:

War wochenlang auf meiner Schwabentour
gewesen. Endlich atmete ich froh auf. Der
Wohr hatte seine Arbeit getan. Vergnügt ging
es Frau und Kind entgegen, der Heimat, dem
lieben Freiburg zu. In behaglicher Stimmung
schlenderte ich auf dem Immendinger Bahnsteig
hin und her und wartete auf den Schwarzwald-
zug.

Plötzlich grüßte mich ein Fräulein, eine frische,
hübsche Erscheinung.

Ziehe natürlich sofort den Hut und verneige
mich höflich. Wetter, wer ist der nette Käfer?
Kommt mir so bekannt vor. Den hast du schon
duzendfach gesehen; aber wo, wo, wo? Besinne
mich hin und her; stöbere alle meine Gehirns-
kammern gründlich durch. Donner und Doria!
Kann mit bestem Willen das Wo nicht heraus-
finden. Mustere im Flug meinen ganzen Kun-
denkreis von Württemberg und Hohenzollern
durch. Tuttlingen saust an meinem Gedächtnis
vorbei, Spaichingen, Rottweil, Oberndorf usw.
Alles umsonst! Alles vergeblich! Nirgendes
will das Mädchengesicht hineinpassen.

„Wie geht's Ihnen, Fräulein?“

„Danke, recht gut, Herr Himmelmann.“

„Alles recht wohl daheim?“

„Gott sei Dank, ja.“

„Sie sind doch Fräulein Mina?“

„Nein, Lina.“

„Ach ja, ganz recht. Verzeihen Sie gütigst.
Mina Lina! Die Ähnlichkeit der Namen!
Kein Wunder, daß man irr wird.“

„Hat nichts zu sagen, Herr Himmelmann!
Alles kann man ja nicht behalten.“

Vorsicht, Himmelmann! dachte ich, ein
zweites Mal darfst du dich nicht blamieren.



Wie ich glücklich die Treppe zu meiner Wohnung hinaufstürme,
bleibe ich auf einmal betroffen stehen.

Vom Wetter fange ich an, vom neuesten Auto-
unfall. Das und jenes kommt an die Reihe.
Sie plaudert mit; sie lacht und scherzt recht un-
befangen.

Ans Büffet eile ich und kaufe eine Tafel
Schokolade, Marke Suchard. „Darf ich mir er-
lauben, Fräulein Lina?“

„Sie sind zu gütig, Herr Himmelmann!“
Mit einem zuckerfüßen „Danke schön“ nimmt sie
die Spende hin.

Ihr Zug kommt. „Auf Wiedersehn, Herr
Himmelmann.“

„Auf Wiedersehn, Fräulein Lina. Darf ich
Ihnen behilflich sein, Ihnen den Koffer
tragen?“

Mit gnädigem Nicken erlaubt sie mir, ihr
Sklave zu sein.

„Recht herzlichen Dank, Herr Himmelmann.“

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein. War mir
ein Vergnügen, ein außerordentliches Ver-
gnügen. Glückliche Fahrt und recht schöne
Grüße an Ihre werten Angehörigen.“

Ihr Zug dampfte ab und verschwand bald
im Tunnel; einige Minuten später sauste meiner
dem Schwarzwald zu. Ich bin ordentlich ver-
stimmt, weil ich „Nam' und Art“ des Fräuleins
nicht festzustellen vermag. Das ganze Höllental

hindurch grüble ich. War sie aus Emmingen oder aus Memmingen? Wohnt sie in Nedarulm oder in Ulm? Alles Brüten ist erfolglos. Nirgends will sich der Nagel finden, an den das Bild gehört.

Endlich komme ich nach Freiburg. Wie ich glücklich die Treppe zu meiner Wohnung hinaufstürme, bleibe ich auf einmal betroffen stehen. Hell wird's plötzlich in meinem Kopf. Es tagt, es tagt. Länger und länger wird mein Gesicht. Hier auf dieser Treppe habe ich die holde Fee oft gesehen. Mit Bürste und Scheuerlappen bewaffnet, hat sie die Stufen geglättet.

Wie Schuppen fällt mir's von den Augen. Die Lina war's, unser ehemaliges Dienstmädchen, die Diebin, die mit dem Persianerpelz meiner Frau durchgebrannt ist! — — —

O, ich Milpferd, ich vernageltes!!

Der Weiberzahn.

Droben auf dem Schwarzwald, da wo die Tannenwälder auf dem Urgestein dunkeln, nicht gar weit von Billingen und Schramberg, ist ein kleiner Flecken, der heißt Burgberg.

Das schmale Tal leuchtet grün im Wiesenschmuck, der kleine Bach plätschert lustig hindurch und spiegelt Himmelblau und weiße Sommerwolken und spiegelt auch die seltsame Ruine, die da auf dem Hügel an der linken Talseite steht.

Ein Mauerrest ist's nur, und draus ragt ein zadiges, schmales Stück Mauer hoch in die Höhe. Seltsam sieht es aus — warum blieb gerade nur solch eine Mauerzacke stehen, da alles doch zerfiel? Da nicht einmal der Name derer, die hier gehaust haben, auf uns gekommen ist. Da nichts von ihrem Leben und Tun berichtet wird, als nur die eine böse Tat, die dem Mauerrest seinen Namen gegeben hat.

Müde hatte sich der Wanderer am Rain ins Gras gelegt, die Blumen dufteten und nickten um ihn, Glockenblümlein und Schafgarbe, Hahnenfuß und Wucherblumen und die kleinen Braunnellen.

Auf seinen Stab gestützt, stand der Schäfer und sah seiner wolligen Herde zu, die da mit Lust alle die feinen, duftenden Kräuter abzupfte, — wie ein kleiner Sturmwind klang das, wenn man so ganz still zuhörte —, und Flinke, der Schäferhund, lag neben ihm mit hängender Zunge, die feinen Ohren gespitzt, die Flanken noch fliegend vom letzten tollen Lauf.

„Ja, Herr,“ sagte der Schäfer, als er die nachdenklichen Blicke sah, die der Wanderer an der Ruine, die da ins Himmelblau ragte, hinaufsandte, „das ist ein sonderliches Mauerwerk, ganz unheimlich sieht es aus, und nicht einmal der Efeu will sich damit befreunden; ganz kahl

muß die Mauer stehen. Aber 's ist auch verdientes Schicksal.“ Fragend blickte der Wanderer den Hirten an und bat: „Wisset Ihr nicht die Geschichte der Burg? Wem hat sie gehört, wie heißt das Geschlecht, das sie bewohnte? Und ist sie schon recht alt?“

Bedächtig erwiderte der Schäfer: „Man weiß wenig von den Burgleuten. Ihr Name ist nicht bekannt und nirgends ist ein Zeichen ihres Wappens oder sonst ein Zeichen ihrer Art zu finden, — dafür aber weiß man, warum der Mauerrest gerade so aussieht, wie er da vor uns steht, und warum er ‚Der Weiberzahn‘ heißt.“

„Wie heißt die Burg?“ fragte der Wanderer.

„Ja, Herr, Ihr habt Euch nicht verhört: Weiberzahn heißt man sie in der Gegend; und sieht sie nicht auch wirklich aus wie ein alter, morscher, halbzerbrochener Zahn?“

Eine Weile betrachtete der Wanderer stumm und nachdenklich das seltsame Gebilde. Dann wandte er sich wieder zu dem Schäfer und bat: „Wollt Ihr mir nicht die Sage erzählen? Ihr kennt sie und Ihr Schäfer seid so nachdenklich; ich höre Euch gerne erzählen. Sowohl von den Dingen, die Ihr droben am Himmel und sonst in der Natur seht, als auch, was Ihr wißt von Menschen und ihrem Tun und Treiben. Und wenn es seltsam ist und noch nicht viele Leute es gehört haben, dann ist es mir um so lieber.“

Da stieß der Schäfer seinen Stab fester in den Boden, überblickte noch einmal seine Herde, sandte den Hund ein Stück in die Weide hinein und befahl ihm, gut aufzupassen, und dann begann der alte Mann zu erzählen.

„Es war zur Zeit der Raubritter, da stand die Burg hier voll ausgebaut, groß, mit dicken, festen Mauern und hohem, trozigem Bergfried, von dem der Wächter weit hinein ins Tal sehen konnte. Die Herren der Burg waren ein troziges Geschlecht, stolz auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit, und sie machten ihre Raubzüge immer auf eigne Faust und Rechnung. Weit ritten sie hinaus ins Land, bis Rottweil hin wußten die Krämer zu erzählen von den Streichen des Burgbergers, und fangen konnte ihn keiner, auf flinken Rossen eilte die Räuberbande stets zurück in ihren Waldwinkel, um den der Tann so dicht und dunkel stand, daß niemand auch nur einen Gedanken an Verfolgung wagte.

Aber wie alles einmal ein Ende hat, das Schlimme wie das Gute, kam auch für die Burgberger die Zeit, in der ihnen das Raubhandwerk gelegt wurde — und weil Menschenhand das nicht erreichen konnte, griff ein Höherer ein.

Wieder war der Ritter vom Burgberg hinausgezogen zum Raub, und mit ihm eilte seiner Sippe, die in der Nähe ihre Burgen hatten, von denen freilich heute kein Stein mehr auf

dem
ster
läßt
Wilt

Rai
weß
sige
und
nach
Wu
ritte
selb
Her
strö
and
und
Stö
verk
in
stolz

Der
sein
der
Fra
auf

Reit
Seit
das
Sto
die
um
sie i
Gest
Koh
nich
hob
schri
grat

in
ich
Ver

„An
schon
die
dem
Bod
Bur

Wo
sein
stief
ter

Bur
Lun

dem andern steht; auch begleitete ihn sein ältester Sohn, ein wilder, rauher Geselle, der lästerte und fluchte, sobald ihm etwas gegen den Willen ging.

Sie hatten diesmal kein Glück gehabt, die Raubritter. Die Kaufleute waren vorsichtig gewesen und hatten sich gute Bededung von Reifigen mitgenommen — so daß die Schnapphähne unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, nachdem im Kampf manch einer von ihnen eine Wunde davongetragen hatte. Herr und Knecht ritten in hastender Eile dahin, die Dunkelheit sank schon hernieder, und der rauhe Herbstwind trieb den Reitenden den strömenden Regen ins Gesicht. Nicht viel andres hörte man außer Waffengeklirren und Rossegetrappel als manchmal das Stöhnen eines Verwundeten oder einen verbissenen Fluch, wenn eines der Pferde in dem Dunkel über eine Baumwurzel stolperte.

Endlich kam der Burgberg in Sicht. Der Wächter auf dem Bergfried blies in sein Horn, und grimmig lachend malte sich der Ritter in Gedanken aus, wie sich die Frauen in der Burg nun freuen mochten auf die Beute, die sie nahe glaubten.

Schnaubend und klirrend nahten die Reiter der Zugbrücke, als plötzlich an der Seite des Weges ein altes Weib stand, das sich mühsam und zitternd an einem Stod aufrecht hielt. Der wilde Wind riß die grauen Haare aus dem Tuch, das sie um den Kopf gebunden hatte, und trieb sie in Strähnen ihr um das blasse, faltige Gesicht, aus dem die dunklen Augen wie Kohlen glühten — an den Augen war nichts vom Alter der Frau zu sehen. Sie hob die Hand auf, und ihre hohe Stimme schrillte durch Waffengeklirr und Wettergraus.

„Herr Ritter,“ rief die Alte, „laßt mich ein in die Burg, gebt mir Obdach für die Nacht, ich kann nicht mehr weiterziehen; ich will Euch Bergelt's Gott dafür sagen.“

Aber der erboßte Ritter rief hohnlachend: „Knechte, das wäre eine feine Beute, wenn wir schon keine andere mitbringen — vielleicht hätte die Burgfrau Freude daran! Weg, Alte, aus dem Weg, sonst treten dich unsere Pferde in den Boden! Solche Gäste will ich nicht in meiner Burg!“

Und der Sohn des Ritters ließ den bösen Worten des Vaters die Tat folgen: er lenkte sein Pferd so, daß es das alte Weib zu Boden stieß. Häßliche Worte und höhrendes Gelächter begleiteten die Tat.

„Seht nur die alte Hege,“ rief der junge Burische, „bald führt der Sturm sie auf ihren Lumpen davon, die Haare fliegen schon dahin,

und eine Schönheit sondergleichen bist du, wie die Rinde unserer Tannen ist dein Gesicht zerrißen, und deine perlengleichen Zähne hast du alle verloren — seht nur, noch ein einziger Zahn ragt da heraus aus dem Mund, das muß wohl der dauerhafteste von allen gewesen sein, daß er die andern überlebte.“

Aber rascher, als man es für möglich halten sollte, stand das Weib wieder auf, und, sich mit der einen Hand auf ihren Stod stützend, hob sie die andere hoch, ballte sie zur Faust und drohend



Sie hob die Hand auf, und ihre hohe Stimme schrillte durch Waffengeklirr und Wettergraus.

klang die Stimme zu der Geste: „Weh dir, Ritter, nun hast du dir dein Urteil selbst gesprochen, verflucht sollst du sein und dein Geschlecht, vergessen sollt ihr werden, kein Wind soll mehr deinen Namen weitertragen können, niemand soll darum wissen! Dein Geschlecht erlösche, deine Burg zerfalle, und nur so viel soll von ihr übrig bleiben, daß der Mauerrest wie ein Zahn zum Himmel ragt, kahl, zerfressen und häßlich! Und in fernste Zeiten soll dieser ‚Weiberzahn‘ die Erinnerung tragen an deine Roheit und Unbarmherzigkeit!“

Als die schrille Stimme erklang, hatte ein jäher Schreck den Ritter gefaßt und er hatte einen Augenblick den Zügel seines Rosses angezogen, und als die Alte verstummte und auch plötzlich im zunehmenden Dunkel verschwunden war, ritt er stumm über die Brücke, und rasselnd und klirrend folgten ihm seine Leute, nur leise

flüsternd. Einzig des Ritters Sohn hatte den Uebermut nicht verloren, und lachend und spottend sprang er im Burghof vom Pferde und berichtete der Burgfrau, was geschehen war.

Allein, anstatt ein Lächeln im Gesicht seiner Mutter zu sehen, erkannte der Sohn, daß ein furchtbarer Schrecken sie ergriffen hatte. „Eilt, eilt!“ rief sie den Knechten zu, „holt mir die Alte, sucht sie bis ihr sie findet, sie soll warmes Obdach und gute Nahrung haben, solange sie will, nicht nur für diese Nacht!“

Und die Knechte liefen. Aber so viel sie auch suchen mochten, die Alte blieb verschwunden, und schauernd hörten der Ritter und sein Weib den Sturm um die Burg heulen.

Mit des Ritters Glück war es zu Ende,“ schloß der Schäfer seine Erzählung, „und was von seiner Burg übrig geblieben ist, das seht Ihr hier, Herr: ‚Der Weiberzahn‘.“

Der Alte schwieg, und erst nach einer nachdenklichen stummen Pause konnte sich der Wanderer bedanken für die Erzählung des Hirten.

Wie soll er es denn machen?

Von W. Karl.

Cin böses Weib hatte einen grenzenlos guten Mann, wie das ja zuweilen vorkommt — auch umgekehrt. Nicht nur, daß der Mann ihr ewiges Zanken und Klaffen mit unermüdblicher Geduld ertrug und stets mit lächelnder Freundlichkeit erwiderte, sondern er war noch stolz darauf, daß

er eine so maulfertige und resolute Frau hatte; er glaubte sogar, er werde deshalb von den Männern beneidet.

Eines Tages nun, als die böse Frau es ihm wieder einmal gar zu wißt machte, faßte er sich ein Herz und fragte mit zaghafter Freundlichkeit: „Aber Räthel, ich meine, du solltest nicht immer Nein sagen zu allem, was ich rede und tue.“

„Was? Ich täte immer Nein sagen? Einmal habe ich doch Ja gesagt. Aber das reut mich auch, solange ich lebe. Jawohl! Schau mich nur an! Habe ich nicht Ja gesagt, als der Pfarrer uns sammengab?“

„Das ist wohl wahr. Aber sag' mir jetzt: Warum reut es dich denn?“

„Weil ich dadurch einen Mann erwischt habe, der zu allem, was ich tue und meine, Ja und Amen sagt, der unmännliche Trolli, der Trottel, der . . .“

„Ja, Räthel, so wär's dir also lieber, wenn ich dir ab und zu widersprechen würde? Nun, wenn du danach Verlangen hast, so will ich es in Gottes Namen einmal probieren. Vielleicht bringe ich's fertig.“

„Du? Widersprechen? Mir? Untersteh' dich! Untersteh' dich! Die Augen trage ich dir aus!“

„Ja, liebe Räthel, jetzt sag' mir nur das eine: Wie soll ich's denn machen, damit es dir recht ist?“



Gebt
groß
gleich
Mich
tags
Stun
Nach
Schw
der
und
mußt
U
komm
blutig
hätte
Schar
zum
gebü
sollte
M
rechte
solche
Unrec
nicht
auch
wider
Mark
jubelt
gehen
wiede
rudelt
ihrer
Miffen
Doch
hinein
wollte
Wicht
stellen
Di
raufe.
redte
den B
Lah



Kleine Ursachen . . .

Erzählung
aus der Zeit des
Suffentriegeß.

Von
Anton Schott.

Am Sonntage Jubilate war es, als man schrieb das Jahr 1430 nach unseres Herren gnadenreicher Geburt. Da gab es im Markte Rabenstein ein groß Ereignis. Eigentlich kam dieses Ereignis gleich paarweise. Zuörderst sollte der lange Mich', der Büchsenmachergeßell, nach dem Sonntagsgottesdienst neben dem Marktbrunnen eine Stunde in den Pranger gespannt sein, und am Nachmittage sollte die weißschädliche Kuni, seine Schwester, rücklings auf dem schlechtesten Klepper der ganzen Gegend, den ihr Mann, der Leitgeb und Viehhändler Nifel, an der Halszier führen mußte, durch die Straßen und Gäßlein reiten.

Und wieder eigentlich war das umgekehrt gekommen. Weil der alte Leitgeb Nifel und sein blutjunges Weib, das beinahe sein Entelkind hätte sein können, wegen jötaner Mißheirat den Schandritt machen sollten, war der lange Mich' zum Marktrichter gegangen und hatte diesen ungebührlich gelästert. Wegen dieser Mißtat nun sollte der in den Pranger gespannt werden.

Manche freuten sich auf dieses Schaustück wie rechte Schelme, manche schüttelten die Köpfe ob solcher Rechtsprüche, die einer Willkür und einem Unrechte hübsch ähnlich sahen, und viele hielten nicht zurück mit mißbilligender Rede und wohl auch mit allerhand Meinung, die kein Lob waren wider die Marktväter im allgemeinen und den Marktrichter im besonderen. Die Jugend aber jubelte schon am Abende zuvor beim Schlafengehen und am Morgen beim Aufstehen erst recht wieder. Schon bei aufgehender Sonne stand sie rudelweise vorm Schergenhause und wartete in ihrer Art, schreiend und lärmend, bis man den Mißetäter herausbrachte und zum Pranger führte. Doch dies dauerte bis in den halben Vormittag hinein, bis eben der Gottesdienst zu Ende gehen wollte. Vor all den Kirchgängern sollte der Wicht sein ungewaschen Lastermaul zur Schau stellen müssen.

Die größeren der Buben verhofften ein Geräuse. Ein kaum drei Fäuste hoher Strubbelkopf redte und renkte seine Armechen und begann mit den Fäustchen wütend um sich zu hauen.

„Ich litte es nicht, und ich raufte mit Zwölften und mit Hunderten, und wenn ich hin wäre. Und der Mich' ist so groß und stark . . .“

Der Mich' aber raufte nicht. Wie ein kinderfromm Schäflein ließ sich der baumlange und bärenstarke Mensch vom Schergentnechte aus dem Schergenhause und durch das Gäßchen treiben und zum Pranger neben dem Marktbrunnen. Sein Geschau war freilich, als wollte er Menschheit und Waldgewilde anpacken und zerreißen, und um seinen zusammengekniffenen Mund zuckte es zeitweise wie der helle Krampf; aber . . . stark sein und . . . sich nicht einmal wehren . . .“

„Ein altes Weib!“ pfauchte der kleine Strubbelkopf enttäuscht und verächtlich. „So groß und stark sein und . . . sich nicht einmal wehren . . .“

Neben dem allweg plätschernden und plätschenden Marktbrunnen waren zwei feste Balken in den Boden gerammt, und zwischen denen staken in Falzen starke dreizöllige Bretter mit ausgeschnittenen Löchern, zwei für die Arme und dazwischen eines für den Hals. Willig legte der Mißetäter Arme und Hals in die Ausschnitte, und dann schob der Scherge das schließende Brett darüber und hatte es fest.

„Bis du auf- und umschauft, ist das Stündlein vorüber,“ tröstete der Scherge im Fortgehen, doch des Mißetäters zusammengekniffener Mund zuckte zu keiner Gegenrede, und die finsternen Blicke irrten geflüßentlich über die Dächer und rauchenden Schornsteine hinweg in die blauen Himmelslüfte, wo die weißen Wölkchen schwebten, ein paar Lerchen trillerten und der Rauch der Schornsteine sich verlor.

„Und am Abend sehen wir uns beim Nifel baumfest an den Buchentisch.“

Aber auch darauf kam kein Laut aus dem zusammengekniffenen Munde. Wie eine Strohpuppe¹⁾ steckte der Kerl im Pranger.

Der Kinderschwarm stellte sich gaffend, schnatternd und schreiend um den Pranger. Neugieriges Weibsgewölke kam mit Gelten und Eimern zum Brunnen. Die meisten taten schandhalber, als sähen sie gar nicht nach dem Schandmale und dem darein Gespannten, und lediglich einige brachten ein paar Trostworte vor.

„Mußt dir's nicht zu Herzen nehmen!“ meinte des Riemenschneiders Ursel. „Sind schon mehr an diesem Dertel gestanden und werden noch mehr dastehen. Heute dies, morgen jenes.“

„Ich habe jeglichem die Spottzunge gewiesen,“ lachte die Reinhartin, die ihr loses Maul schon etliche Male in den Pranger gebracht. „Stirbt keines daran, und es ist nur ums erste Mal.“

„Eine Schande ist es, wie bei uns im Markte Recht gesprochen wird,“ raunte des Wagnerweiten Cheweiß im Vorbeikommen.

1) Strohpuppe.

Doch keine von allen bekam einen Laut zu hören. Wie völlig verstummt steckte der sonst allerwegen so jungübermütige Gesell im Pranger.

„Der nimmt diese Torheit viel zu schwer,“ mutmaßte die Reinhart in auf dem Heimwege. „Freilich: das erste Mal! Da habe ich auch gemeint, ich müßte vergehen vor Scham und Wut.“

Mittlerweile ging der Gottesdienst zu Ende, und die Kirchgänger drängten schwarmdicht aus dem spitzbogigen Tore und teils über die haushohe, enge Stiege, teils nach dem Schloßfahrwege auf den Brunnenplatz herab. Die Kirche und das kleine Pflögerschloßchen daneben lagen nämlich auf einem Felsengupse und waren von klafterbiden Mauern umgeben, und der Markt schmiegte sich an den Felsengupf an.

Manche der Märtler wichen denselben Sonntag dem Brunnenplatze aus, wo sie konnten. Einesteils wollten sie den Aerger des also Gebühten¹⁾ nicht noch mehrten, und andernteils trachteten sie, vorzubeugen, daß dieser sie sähe, hinter ihrem Vorbeikommen schadensfrohe Spottgier mutmaßte und solches ihnen etwa späterhin nachtrüge. Nur die Jugend wich nicht um den Pranger, und das Bauernvolk aus der Umgegend stellte sich baumfest auf vor dem Pranger und gaffte und witzelte.

Was mochte dieser Kerl wohl auf dem Kerbholze haben, daß er nun dastehen mußte, jeglichem zur Schau und zum Gespötte und allen zur Witzigung? Die wenigsten wußten um das . . . Verbrechen dieses Menschen, mutmaßten also hin und wieder und sparten nicht mit Spott und Uebelrede.

Der Missetäter aber zuckte mit keiner Wimper. Wie aus beinhartem Weißbuchenholze geschnitten, war sein von leichtem, flachfarbenem Barianfluge unwuchertes Gesicht, und nur hin und wieder huschte eine dunkle Röte wie ein Wolken Schatten darüber. „Kein Mensch merkte, daß hinter dieser mühsam und mit aller Gewalt bewahrten Ruhe und scheinbaren, trüßigen Gleichmütigkeit alles nur so kochte und sieberte. Bald pochte und hämmerte es in seiner Brust wie in des Hanikels Zeughammer im Bärenstobel hinten, daß ihm's wie Funken gestiebt blutrot vor den Augen flirrte, bald wieder setzte der Herzschlag langmüchtig aus, als wollt er überhaupt versagen und nimmer weiter klopfen. Durch alle Adern und Aderchen rieselte es ihm wie geschmolzen Blei, vermischt mit stechendem und beißendem Giftgesliege, und in seinem Kopfe tollten die aus allen Winkeln aufgestörten Gedanken im ungestümen Sinnen und Rache-sehnen dahin wie ein Schwarm aufs Geratewohl ausziehender Immen . . . Raufen und Beißen hätte er können wie ein tollwütiger Hund, wenn

1) Gestraften.

Zeit und Verhältnisse dazu getaugt hätten, alle die Gaffer und Spötter zerreißen, den Markt-richter, die Marktväter und sich selber auch. Aber was nützte all solches Wollen und Fürnehmen, wenn es zur Zeit wahnsinnig war? Wessen die Macht ist, dessen ist auch das Recht, sagt man allerwegen, und die Macht hatten eben diese Leute. Der Richter hatte Schwester und Schwager — allem Kennen und Nutmaßen nach über Klage und Betreiben der Bräuerleute, nahen Verwandten des Schwagers — zum Schand-ritze verurteilt, und er hatte auf ihn, als er ihn deswegen zur Rede gestellt und im Aerger gescholten, in den Pranger stecken lassen. Dawider war nichts anzufangen; aber wenn einmal eine Zeit zum Heimzahlen sich böte. . . Jeder Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, warum sollte er, der lange Mich', sich nicht krümmen wollen oder krümmen dürfen?

Wie die ledige Ewigkeit selber zog sich die Zeit und Stunde dahin. Leute kamen vorbei und verschwanden wieder, doch die Zeit wollte nicht schwinden. Aber endlich war sie auch einmal um.

Der Scherge kam und löste ihn aus.

„Nichts für ungut, Mich'! Wenn es mein Bruder wäre, könnt' ich auch nicht anders.“

„Das weiß man eh.“

Mühsam rentte er die fast prügelfest gewordenen Arme, und dann stapfte er von dannen.

Am Straßenende des Brunnenplatzes standen Hermann Bogl, der Kaufmann und Markt-richter, Bernd Perinhart, der Büchsenmacher, und der alte, klapperdürre Christophel, der Markt-schreiber, rebeten und raunten heimlich mißsammen und deuteten dazwischen ganz erregt hin und wieder.

„Alles ganz ausgebracht,“ berichtete der Christophel. „Viele Freunde und Bekannte haben sie doch, und viel Unzufriedene gibt es allenthalben. Und die stellen sich immer gegen die Obrigkeit. Und jetzt bei der unsicheren Zeit, wo die Hussen allerwegen im Umritte sind. Wäre mit einem tüchtigen Ausschimpfen auch gegangen, meine ich.“

„Die ganze Zuwidrigkeit hat der Bräuer mit seiner Gierdächtigkeit angefangen,“ beschuldigte der Büchsenmacher. „Weil sie gerechnet haben auf des Nifels Hab und Gut als Erbe . . . Als ob es etwen gekümmert hätte, ob oder wen der alte Narr noch heiratet!“

„Und Ihr?“ erinnerte der Markt-richter gereizt. „Weil dieser . . . dieser Mich' auch heiraten wollte und ein eigen Geschäft anfangen . . .“

„Hätte sich um das etwer zu kümmern gehabt?“ wand sich der Büchsenmacher aus der Sache. „Habe ich gesagt . . . oder . . . ist auch nur eine Rede gewesen? Ich habe Euch sicher nicht zu dieser Torheit geraten.“

„Ich . . . ich . . . Wißt Ihr was? Suchet

Euc
den
so
nen
Kro
jein
übe
käm
der
scha
Rid
hin
Mij
fress
mir
nem
jedo
Weg
im
und
hera
Wu
sehe
steh
schu
und
Wer
auch
Sau
I
Wir
zu
einig
gar
den
gabe
ten
Ang
gebü
zener
W
lang
Aust
die e
war,
Hand
das
leidig
beite
in d
1)

Euch einen andern, der Euch den Richter und den Narren macht! Ich . . .“

Da kam der Mich vorbei. Sein Gesicht ward so rot wie eine überzeitige Weichsel, und um seinen Mund riß und zuckte es wie der ledige Krampf.

„Danke schön, Markttrichter!“ pfauchte er in seinem Grimmen nur so heraus. „Jetzt ist es überstanden. Aber wenn einmal ein Zahntag käme . . .“

„Auf den . . . Rauchfang steigt mir!“ geieß der Markttrichter grob. „Und . . . und . . . jetzt schaußt, daß du weiter kommst! Und die ganze Richterei kann mir auch über . . . das Dach hinuntersutschen,“ trumpfte er, als der lange Mißetäter vorüber war. „Jede Suppe auss-fressen, die andere zusammenpantischen . . . Könnte mir einfallen.“

Kurzweg wandte er sich und schlenderte seinem Hause zu. Ein paar Schritte vor demselben jedoch riß es ihn wieder herum, und er schlug den Weg zum Schergen Hause ein.

Der pintete¹⁾ Andres, der Scherge, stand noch im Tratsch mit einigen Nachbarn auf der Gasse, und auf einen Wink von weitem kam er behende heran.

„Am Mittag herum gehst zum Nifel, zum Wunderjam. Sagst, daß der Schandritt nachgesehen und geschenkt ist . . . von mir aus. Verstehst mich?“

„Eh' das Beste,“ billigte der Scherge und schupfte die breiten Schultern. „Die Leute reden, und . . . es wär' eh' nicht notwendig gewesen. Wenn die zwei einander taugen: wen geht es auch etwas an? Werde eine Fuhrer Freude ins Haus bringen . . .“

*

Der Brunnenplatz leerte sich mählich, und die Wirtstuben füllten sich. Die Bürger setzten sich zu einem Rännlein Trunkes zusammen und zu einigem Schwaze, bis daheim die Mittagsuppe gar und fertig ward, und die Bauersleute aus den Dorfschaften und Bergeinöden ringsum gaben sich gruppenweise auf den Heimweg, schimpften über schlechte Zeiten, über die ständig wie ein Ungewitter dräuende Hussengefahr und über ungebührliche Frondienste, die der Pfleger Schratzeneder von ihnen verlangte.

War noch nicht lange her, so hatten sie wochenlang Steine, Sand und Kalk zuführen müssen zur Ausbesserung und Verstärkung der Freit Hofmauer, die eigentlich die Schutzmauer des Pflegerschlosses war, und jetzt waren schon wieder Fuhrer und Handlangerdienste angesagt . . . Alles nur für das Pflegerschloß und für die Märkiler. Sie, die leidigen Bauerntropfe, mußten fronen und arbeiten und standen schutzlos da. Wenn ein Feind in die Nähe kam, mußten sie flüchten wie das

Gewilde des Waldes, wenn sie zu solchem noch Zeit hatten, und von weitem zusehen, wie ihre Hütten niedergebrannt und all ihr Eigen vernichtet wurde. Und konnten sie sich nimmer rechtzeitig flüchtig geben, war es um sie selbst geschehen. Bei lebendigem Leibe geschunden und martervoll umgebracht, klein wie groß . . .

Des Nifel Wunderjam Wirtstube aber war schon lange nimmer so gedrückt voll Gäste wie



„Nichts ist's . . . nichts wird, hör ich,“ prüfete er nur so heraus.

den selben Sonntag. Viele kamen aus leidiger Neugier, die meisten jedoch, um zu zeigen, daß sie mit der Rechtspredung der Ratsväter nicht einverstanden waren. Meinungen und Reden wurden laut, die fast offene Auflehnung waren, und manch einer trumpfte in seinem Truze wider jegliche Obrigkeit.

Der Schaffelbinder jedoch verstieg sich zu allerhöchst und sagte schlantweg heraus, was mancher nur heimlich dachte, ganz heimlich.

„Wenn man es spießgerad heraus sagen wollte: Wäre schier am besten, wenn wir hussisch werden täten. Keine Herren mehr und keine Schinder, wie sie sagen, keine Willkür mehr und kein Unrecht, und die Hauptsache, daß wir uns nimmer Tag und Nacht fürchten müßten vor ihnen.“

„Und ihre Schelmensprache lernen!“ spöttelte am Ofentische der alte Wilhelm dawider. „So gescheit du bist; aber das . . .“

„Gar nicht notwendig. Wie viel Ortschaften in Kurbayern bis zur Donau hinaus sind schon hussisch geworden und reden allerwegen, wie sie

1) Pöckige, blatternarbige.

ehedem geredet, und wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Und haben eine heilige Ruhe vor diesen Leuten.“

„Ich sag es gleich: ich nicht . . .“

Der alte Nikel, der Leitgeb, ein grauhaariger und etwas dicklicher Mensch, sagte zu all diesen Reden kein Wort. Von Zeit zu Zeit gab er seinem verschmierten Schlägelfäpplein einen Stoß hin oder wider und müdete sich sichtlich mit aller Gewalt, seinen Aerger und seine pridelnde Aufregung zurückzudämmen und zu verbergen. Er zwang sogar ab und zu ein mißratenes Scherzwort heraus. Wen ging es etwas an, wie ihm zumute war, und wie die ohnmächtige Wut in ihm kochte und brodelte?

Sein Weib aber, die Kuni, lediglich beinahe noch ein halbes Dirndel, stand in der Küche am zischenden Herde und flennte vor Scham und Zorn in einem Zuge. Wenn sie Gift hätte kochen können, Gift für die ganze Welt, sie hätte wahrhaftig den Willen gehabt dazu . . . Wenn die Leute so boshaft sein konnten . . .! Als ob das so ein Unrecht oder gar Verbrechen gewesen wäre, daß sie der alte Nikel geheiratet oder umgekehrt sie ihn! Wenn oftmals zwei andere zusammenheirateten, die einander so gleichgültig waren wie nur etwas, und die lediglich zwei Geldsäcke in einen zusammenbringen wollten, sagte kein Mensch etwas dawider, wenn man nicht gar so vernünftige Heirat noch lobte; ihr rechnete man es als Unrecht an, daß sie den alten Mann genommen, um auch zu einer eigenen Bank und ein bißel Besitz zu gelangen. Freilich, die Bräuerleute hatte sie damit um die ersehnte Erbschaft gebracht, und das war eigentlich das . . . Verbrechen, wegen dem sie am Nachmittage den Schandritt machen mußte.

Da kam der Mich' in die Küche.

„So! Ich hätte das Meine hinter mir,“ kreißte er grimmig und ließ sich auf einem Schragen am Fenster nieder. „Und hebant habe ich mich auch schon beim Marktrichter . . . Man stirbt nicht daran,“ tröstete er gleich darauf. „Wärest dumm genug und flenntest dich eine Weile ab.“

„Weil's wahr ist! Wegen nichts und wieder nichts und gerade nur wegen der Rachsucht dieser Leute . . .“

„Heute weht der Wind von der einen Seite, und morgen schon kann er sich gewendet haben . . . Hör auf das Flennen, sage ich! Es nußt nichts und . . . und mit beinhartem Truze kommst viel leichter darüber weg.“

Bis sie noch eine Weile so hin und wider wörtelten, kam der Nikel schwerfällig dahergestapft, und in seinem breiten Gesichte rauchten sichtlich Aerger und Freude um die Herrschaft.

„Nichts ist's . . . nichts wird, hör' ich,“ prustete er nur so heraus. „Geschehen Zeichen und

Bunder, heißt es im Evangeli. Nichts ist's mit dem Schandritte, sagt der Scherge . . .“

Der Kuni fiel der Bratspieß aus der Hand, und mit weit aufgerissenen Augen und halb-offenem Munde starrte sie den Mann an.

„Wie sagst? Nichts . . .?“

Der Mich' lachte rauh auf. „Daß halt doch der Dank genugt hat!“

„Wie: Dank . . .?“

Aber keines kriegte derweilen einen Bescheid. Mit einem Rucke fuhr der Bursche auf und rannte in die Schankstube, wo der Scherge sich eben gemächlich an einen der Tische setzte und nochmals wiederholte, was ihm der Marktrichter als Botschaft aufgetragen . . . Nichts wär' es mit dem Schandritte, und es wäre auch das Gescheiteste, daß es so ausliese.

Ohne ein Wort zu verlieren, holte der Mich' eine Zwiemaß aus dem Keller und stellte sie vor den Schergen hin.

„So! Jeder Bot ist seines Lohnes wert. Um das kriegen die anderen weniger.“ Mit dem Scherge zwang er die ganze leidige Geschichte ins Spakhafte, und über Ja und Nein wendete sich die Stimmung der Gäste. Scherge und Reder wurden locker und laut, und das drückende Gefühl, das jeden etwas beengte, schwand schier im Handumdrehen. Nur der rote Luz, der Mautgeselle, vermochte seines Aergers nicht so rasch los zu werden. Der Mich' war ihm ein guter Freund von Jugend auf, und was er vor daumlanger Weile erfahren, biß und nagte in ihm wie der Wurm im Holze.

„Ich an deiner Stelle —“ raunte er dem Freunde zu. „Auf den Kirschbaum könnten sie mir steigen, alle. Weißt, das und jenes habe ich vorhin erlauscht. Der Büchsenmacher soll selbst ein wenig mitgeschürt haben, weil du heiraten willst und sodann ein eigen Geschäft anfangen . . .“

„Der kann mir . . . wie du gesagt hast,“ stimmte der Mich' des Freundes Meinung bei, ohne sich sonderlich zu ärgern. Weil nur der Schwester der Schandritt erspart blieb! Seinetwegen tränkte er sich nicht.

„Der kürzeste Weg. Und weißt was? Unser Mautner suchte einen Gesellen. Der Lohn ist gut, und wo du umgehen kannst mit dem Richten und Herrichten des Gewassens . . . Derweilen, bis du . . . meinte ich.“

„D ja.“

„Nachher gehe ich gleich heim in die Maut hinaus und bringe ihm das vor. Bis um halben Nachmittage bin ich wieder da und bringe Botschaft.“

„Wenn du so gut sein willst . . .“

Bis sich der Luz auf den Weg machte, kam der alte Nikel wieder in die Schankstube und hinter ihm drein die Kuni. Die Tränen waren verfliegt, aber hinter dem Lächeln der Erleichterung hoffte

doch noch der Aerger ob des Unrechtes. Vorüber war es nun, doch nicht vergessen. Und wenn ein Zahntag ins Land rüden wollte . . .

Es wurde fast gegen Abend, bis der rote Luz wieder durch die Tür der Schankstube grinsste.

„Ist schon an Ort und Ende. Kannst gleich mit gehen oder morgen über tags.“

Der Mich' ging jedoch erst am anderen Tage. Erst holte er seine Sachen vom Büchsenmacher und brachte dem noch das Notwendigste zu Gehör, das aber dieser alles glattweg ableugnete, dann wurde beim Nifel noch eine Weile über die Marktväter und deren Willkür gezetert und allerhand Fürnehmen hervorgesucht, und endlich machte er sich auf den Weg.

Das Mauthaus lag schier eine halbe Stunde Weges vom Markte entfernt und auf der Höhe, wo zwei Wege sich kreuzten und einer sich wieder gabelte. Die Maut „an der Hochstraß“ war eine der besten um und um vom Landesherrn dem verdienten Feldobristen Jost Schwertling verliehen worden, nachdem dieser dem harten Soldatendienste zu alt geworden.

Jost Schwertling musterte den leiterlangen Büchsenmachergesellen eine gute Weile von oben bis unten, und seine erste Rede war ein Tadel.

„Warum bist du nicht schon gestern gekommen oder gleich in der Frühe? Wer ein Soldat sein will oder ein Mautgesell, der muß für jeden Augenblick gerichtet sein.“

Dies und jenes hätte es noch zu ordnen und zu richten gegeben, stotterte der Mich' etwas verlegen und auch wohl verärgert herum und nahm sich unterdessen schon gleich vor, in einem Dienste nicht allzulange zu bleiben, wo man die Zeit nach Augenblicken messen wollte. Beim Büchsenmacher hätte es noch zu reden gegeben, seine Sachen wären zur Schwester zu bringen gewesen und dies und jenes.

„Und willst als Mautgesell gehen? Der Dienst ist nicht leicht, und Wege und Wetter darf einer nicht scheuen. Aber die Zahlung ist gut. Willst also?“

Er wollte, und schon gegen Abend rückte er in Wehr und Waffen mit dem roten Luz in den Dienst aus.

Nichts rührte und regte sich um und um. Nur die Vögel sangen im schon dämmernden Walde ihr Abendlied . . . Er, der Mich', konnte sich nicht zurechtfinden, wozu sie nun all beide in die sinkende Nacht hinauswandern mußten. Doch der Luz lächelte berghoch überlegen. Der Schelme und Wichte wegen. Richtige Leute führen bei helllichem Tage und führten dies und jenes, was sie eben hin oder wider bringen wollten, auf den Mautwegen dahin und zahlten im Mauthause willig, was an landesherrlicher Maut zu entrichten; Wichte aber und Schelme reiseten zur Nachtzeit und auf Abwegen, um die Maut zu

iparen. Derlei Missetäter nun sollten sie aufspüren und dingfest machen.

Nun verstand der Mich', aber nun lächelte er überlegen . . . Mich's wissen: wer?

Die Dämmerung sank und ihr folgte die rüßschwarze, sternlose Nacht. Wege und Pfade verschimmerten und verschwanden in der Finsternis, und Ziel und Richtung verloren sich mähtig. Alle Augenblicke stolperte der Fuß über einen Stein, eine Wurz oder einen Erdhügel, und alle Daumlang drängte es einem oder dem anderen einen halbverdrückten Fluch über die Lippen. Der Luz stapfte und tappte voraus und er, der Mich', hinterdrein.

Nach Mitternacht wurde es etwas besser. Der Mond troch über die Berge und hinter den Volkensichten empor. Mattes Licht müdete sich durch diese, und zeitweise gelang es ihm sogar, für ein paar Augenblicke durch eine Ritze im Gewölke durchzublinkeln.

Langsam und vorsichtig stolperten sie dahin. Plötzlich aber gab es dem Michen einmal einen Ruck.

„Du . . . mir scheint . . . da herum fährt etwas. Horch einmal!“

Der Luz horchte mit angehaltenem Atem hinaus in die steinschwere Stille. Nichts. Nein, es rührte und regte sich nichts im ganzen Umkreise. Nicht einmal eine Nachtteuf' schrie. Ueberlings aber knarrte und kreischte wieder etwas wie . . . ein schwerbeladener Wagen.

„Hut!“ pfiß der Luz verständnisinnig halblaut vor sich hin. „Da kann es gut tun. Nichts reden, auf jeden Tritt achten und alleweil knapp neben mir bleiben!“

Ein Zeitlein horchten sie noch, bis sie der Richtung sicher waren, aus der das Knarren kam. Wie Schatten schlichen sie nun dahin, und nach schier stundenlanger Weile kamen sie jählings einmal an einem Walduser zu einem vollbeladenen Ochsenwagen. Drei Mannskerte standen dabei, der Fuhrmann und zwei andere.

„Nimmer rühren!“ schrie sie der Luz an, und gleich darauf blinkten auch schon die blanken Eisen.

Im jähen Schrecken rührte sich eh' keiner, und bis sie sich rühren und flüchtig geben wollten, konnten sie nimmer aus.

Was da los wäre und wem das Fuhrwerk gehörte?

Los wäre eigentlich nichts. Sie hätten sich nur unterwegs ungebührlich lang verhalten müssen eines gebrochenen Ringnagels wegen, wären in die Nacht gekommen, hätten Weg und Richtung verfehlt und kennten sich jetzt gar nimmer aus. Das Fuhrwerk gehörte dem Bachwolfserl und die Waren auf dem Wagen dem Vogelkrämer und dem Bräuer. Ein paar Hopfensäcke, zwei, drei Säcke Salz und so . . . Kleinigkeiten eben.

s mit
Hand,
halb-
doch
scheid.
rannte
ben ge-
schmals
s Bot-
itt dem
heiste,
r Mich'
llte sie
s wert.
" Mit
eschichte
wendete
id Ned-
rüdennde
id schier
e Maut-
casch los
Freund
mlanger
wie der
er dem
a sie mir
ich vor-
elbst ein
en willst
t . . ."
gt hast,"
ung bei,
nur der
Seinet-
? Unser
Lohn ist
n Richten
berweilen,
die Maut
im halben
inge Bot-
e, kam der
und hinter
n verlegt,
ung hocte

„Da seid ihr gar nicht viel umgefahren,“ tröstete der rote Luz spottgrinsend. „Und den Weg in den Rabensteiner Markt zeigen wir euch. Nur die zwei müßigen Klacheln da binden wir ein wenig an den Wagen, auf daß sie nicht wieder Ziel und Richtung verlieren.“

Die schrien und fluchten, aber bald waren sie an den Wagen gefesselt, und nun ging es dahin, eine Zeitlang am Waldufer und dann entlang eines schlechten Feldweges dem Markte zu.

Als der Tag graute, stand das Gefährte vor dem Tore des Pflegerschlössels, und der rote Luz schrie den Torwärtel aus dem Schlafe. Gefährte und Geleitmänner wurden in Gewahrjam gebracht, und nachher mußte der Mich' ins



Als der Tag graute, stand das Gefährte vor dem Tore des Pflegerschlössels.

Mauthaus hinauf, Herrn Kosten zu holen. Sie hatten ihre Schuldigkeit getan, und was weiter wurde, war des Mautners Sache.

Bis der kam, holten aber schon die Pflgerknechte Herrn Hermann Vogl und den Bräuer aufs Schlößel.

Was da geredet und herumgestritten wurde, hörten die zwei Mautgesellen nimmer. Sie gingen zum Nidel Wunderjam, stillten Hunger und Durst und erzählten, welchen Fang sie die Nacht über gemacht. Würde wohl eine etwas böslische Geschichte werden für die zwei Marktväter, wenn sie den Verdacht nicht von sich wälzen konnten.

„Ich vergönne keinem Menschen Uebles, aber den zwei vergönnt' ich diese Brühe,“ jubelte die

Runi schier in heller Freude auf. „Etwa hängt sich ein größerer Schandfled an sie, als wie sie uns einen haben anhängen wollen.“

„Kann wohl sein . . .“ „Vergunnen tu' ich es ihnen nicht; aber recht geschieht ihnen.“ So der Nidel. „Für alles findet sich ein Zahltag.“

Bis zu Mittag aber schlich schon das Gerücht von Haus zu Haus und von Mund zu Ohre, der Marktrichter und der Bräuer wären der Mauthinterziehung überwiesen und vom Pflger geurteilt worden. Sie wären ihrer Würden verlustig und müßten am nächsten Sonntage nach der Kirchzeit vor allen Leuten beim Pranger stehen und jeder drei Löffel Wagenschmiere hinunterwürgen zur Wühigung für alle anderen . . .

Derweil die ehrjamen Märktler solche Neuigkeit vernahmen und weitertrugen, stritten Herr Vogl und der Bräuer bis schier zum Anpafen und Raufen. Alles und jegliches warf einer dem anderen vor, Habsucht, Wilddächtigkeit und das und jenes, und jedweder von ihnen sollte die größte Schuld haben an dem Unheil und an der Schande, die ihnen nun gemeinsam geworden. Dann hechelten die Weiber miteinander ab, und um halben Nachmittage herum gingen alle übrigen Marktväter in geschlossenem Zuge zu Herrn Schrageneder aufs Pflgerschlößchen, um zu wenden, so viel zu wenden sein mochte.

Diesmal wäre er mit seinem Rechtspruche doch hübsch arg auf den Holzweg geraten, und Herrn Vogl wie auch dem Bräuer widerführe bitteres Unrecht. Es wäre tatsächlich so, wie die Zweite zu ihrer Verantwortung angegeben, und der und jener, der auch etliche Ware auf der Fuhrre gehabt hätte oder gehabt haben wollte, wüßte es für ganz gewiß, daß sowohl dem Fuhrmanne wie auch den Geleitern der Auftrag gegeben worden, über das Mauthaus zu fahren und alles richtig zu vermauten. Dafür, daß sich diese Leute in der stotrabenfinsternen Nacht verirret und vom Mautwege abgekommen, könnte keiner von ihnen allen, also auch der Marktrichter und der Bräuer nicht. Und wenn man überdies noch sagen wollte, was man sich lediglich nur denken dürfte, schaute die ganze Brühe aus, wie eine fürsächlich eingekochte. Der lange Mich', der Büchsenmachergesell, hätte tags vorher wegen größlicher Lasterung im Pranger stecken müssen, und eben derselbe lange Mich' wäre nun einer der Häfcher und Aufgreifer, und böswillige Rachsucht wäre leichtlich zu nutmachen.

Herr Schrageneder, der Pflger, wog solches Fürbringen ab mit dem, was der Mautner aus den Geleitsteuten der Fuhrre herausgefädel, aber er vermochte keinen richtigen Glauben zu kriegen. Es konnte so sein, wie die Marktväter da fürbrachten und behaupteten, aber . . . es war glaublich doch anders. Was aber sollte er in sol-

che
an
ger
das
un
Er
sch
an
ma
St
ein
gar
ber
nid

jog

Br
Lei
edl
bli
wü
Pfl
ant
Len
wü
wa
dur
Do
von
wä
and
Pfl
die

fen
mo
nad
Fris
sten
ins
die
Har
schö
von
Huf
ihm
den
noch
Wei

sch
der

Da
Sin
mad

hem Falle tun? Die ganze Sippe hing da aneinander wie ein fest verwachsener Rattentönig, und gerade in dieser unruhigen Zeit war es wohl das Beste, nicht zu viel böses Blut zu machen und einmal Gnade für Recht ergehen zu lassen. Er sagte den Leuten so von ungefähr seine nicht schmeichelnde Meinung, verschimpfte alle miteinander und versprach zuletzt, in diesem Falle einmal fünf gerade sein zu lassen und die auferlegte Straf und Buße in Gnaden zu schenken. Noch einmal aber, wenn solches unterließe, ließe er den ganzen wohlweisen Marktrat zum Pranger treiben und kräftig austäupen. Von anderem gar nicht zu reden.

Daraufhin bedankten sich die Marktväter und zogen erleichtert heim.

Das ärgste war nun abgewendet, doch dem Bräuer kam das Butgrimmen nicht aus dem Leibe und dem Sinnen. Etwas wie ein recht edliger Schmierfleck am neuen Festtagsgewande blieb immer hängen, und mit der Ratsherrnwürde war es so gut wie vorüber. Die vom Pfleger angedeutete Neuwahl würde ihn und... andere halt auch aus der Ratsstube drängen, und Leute, die von Rechts wegen nicht hineingehörten, würden sich dort ungehörlich breit machen. Das war Schande und Schaden zugleich, und soweit durfte man es nicht kommen lassen. Durfte...! Doch wie konnte einer da abwenden, wenn er von vornherein schon abseits gestellt war? Das wäre nur möglich, wenn eine andere Zeit und andere Verhältnisse würden, wenn... auch der Pfleger abseits gestellt würde. Wenn etwa... die Hussen einmal anrückten...

Brrr! Davor graute ihm schon bei dem bloßen Gedanken. Alles niederbrennen und niedermorden und alles wegrauben! Was nützte es nachher, wenn auch der Pfleger dabei hin war? — Friedlich; alle Hussen werden oder doch die meisten, wie dies viel Märkte und Dörfer bis schier ins Donaugäu hinaus geworden. Damit kriegten die Räbelsführer von selbst alle Macht in die Hand, damit würde man der Pflerschaft auf die schönste Weise los und hätte fürder nichts mehr von Ein- und Ueberfällen durch die gefürchteten Hussen zu fürchten... Aber auch davor graute ihm, wenn er weiter sann. Wer sollte oder wollte den Anfang machen? Er? Daß er sich in eine noch ärgere Brühe ritt? Etwer... anderer? Wer aber...?

War nichts mit solchem Planen; da mußte schon ein anderer Pfad gesucht werden, um wieder in die alten Wege zu gelangen.

Doch das Butgrimmen riß dieses Planen alle Daumlang wieder hervor und zwang es in sein Sinnen. Wenn es sich halt doch irgendwie er-machen ließe...

*

Es dunkelte schon etwas.

Vor dem Mauthause an der Hochstraß waren die Mautgesellen gerade daran, eine Schar kleingemachtes Holz aufzurichten, damit es die Sommerszeit über gut austrockne. Der lange Mich' saß auf der Gredbank neben dem Mautner und richtete an einer etwas zu Schaden gekommenen Feuerbüchse herum.

Da pfauchte und schnaute ein wildfremder Mensch daher, die halbzersekte Zoppe über die Schultern gehängt und die plumpen Holzschuhe in den Händen tragend. Ein Landsfahrer etwa, der vor Nachts noch in eine Herberge kommen wollte.

„Ist noch weit bis in die Rabensteiner Gegend?“ fragte er Herrn Jost.

„Wenn du ein etliche Male stolperst und fällst, bist eh' dorten,“ scherzte der. „Eine starke halbe Stunde Weges.“

„Nachher... geht euch meine... Neuigkeit auch schon an. Hussen werden auch anrücken.“

„Wie... sagst?“ dehnte Herr Jost nun ellenlang heraus und startete den Unglücksraben mit Aug und Munde an. „Hussen... sagst?“

„Ja. Die richtigen nicht. Die sollen, wie man hört, um die Prager Stadt herum oder sonstwo brennen und morden, aber... andere halt. Treiben schon Leute und Wagen zusammen für einen Raubzug. Die Herren von Jannowitz, Klattauer Bürger...“

„Ja... wie...? Setze dich her und... rede halt, daß man dich versteht!“

Also setzte sich der Mensch und redete. In manchmal recht weitschweifiger, manchmal überhafter und wirr durcheinandergewickelter Weise berichtete er, daß am Sonntage ein dicklicher Mann drüben gewesen wäre in Böhmen, sich Nifel Wundersam genannt und mit dem Jannowitz Burgherren unterhandelt hätte. Darauf wären Boten hin und wider geritten, und es hieß, daß die Rabensteiner Gegend überfallen würde. Sollte selchenerisch gemacht werden, und in etlichen Tagen könnten die Leute schon anrücken. Ihn erbarmte das Volk, das da überfallen werden sollte, und er dachte sich auch, jede Botschaft wäre ihres Lohnes wert, deutete er von außen herum an.

„Das ist eine Lug,“ fuhr der lange Mich' grimmig auf, als er den Namen seines Schwagers nennen hörte. „Der Nifel ist daheim gewesen, und... der und der kann das bezeugen. Wenn alles so wahr ist wie dieses, nachher...“

„Genannt soll er sich so haben.“

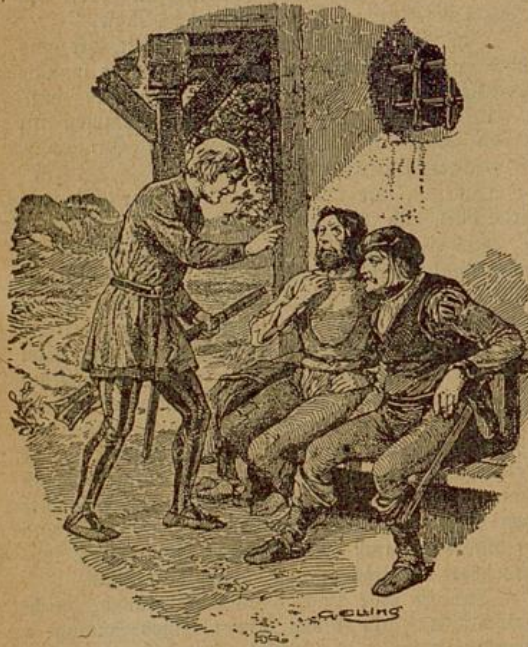
„Da mußt mit zum Pfleger,“ forderte nun Herr Jost. „Und du gehst auch gleich mit, Mich'! Wenn etwa...“

Die übrigen Mautknechte kriegten den Auftrag, daheim zu bleiben und Wache zu halten, und mit dem Fremden ging es nachher dem Märklein und dem Pfliegerischlössel zu.

„Nütziges Gerede!“ urteilte Herr Schrageneder beinahe wegwerfend, als er die Botschaft vernommen. „Nichts zu halten darauf,“ beharrte er trotz aller Versicherungen und Beteuerungen. „Wird dir wohl nur um den Lohn zu tun sein. Aber den kriegst so auch. Wenn du ihn nicht brauchtest, hättest den Weg nicht gemacht.“ Und er gab ihm ein Beutelschen voll dicker Bagen.

Als der Mann aber in die Knechtstube gebracht worden zu einiger Azung und zur Räch-tigung, änderte sich die Sprache des Pflegers mit einem Schlage . . . Etwas mochte wohl daran sein, und man mußte sich vorrücken. Leut und Geviehe der ganzen Umgegend ins Pflegeschloß-lein bringen, die Mannsleute bewaffnen und . . . Hilfe herbeiholen. Der Mich' könnte gleich noch in der Nacht fortrennen und von einigen festen Burgen Hilfe heischen.

„Gar nicht hereinlassen in die Gegend!“ riet Herr Jost Schwertling. „Absangen und . . . verschwinden lassen! Den Streich führe ich aus, wenn genug Hilfe kommt. Habe meinen Plan schon beisammen. Keiner darf entkommen, auf



„Das ist eine Lug.“ fuhr der lange Mich' grimmig auf.

daß nicht Beelzebub oder wie der Dunner sonst heißt, mit hundert anderen zurückkommt, die ärger sind als er, wie es in der Schrift heißt.“

Bis der Pflegschreiber sich zum Schreiben richtete, wurde der Pfleger und Herr Jost anderer Meinung. Noch zwei, drei Boten abschicken, jeden anderswohin, und jedem einen Zettel mitgeben mit dringendster Forderung um Hilfe.

Bis diese Zettel geschrieben waren, standen

drei Kofse gesattelt, und jeder der Boten kriegte seinen Zettel mit und das nötige Wegbrot.

Am anderen Morgen jedoch wurde der Fremde zu Nitel Wunderjam geführt. Ob er diesen Menschen kannte?

Nein. Mit keinem Auge noch gesehen.

Nachher wäre alles eitel Schwag und Geschwätze, und er sollte nur zusehen, daß er bald wieder hintäme, von wannen er gelaufen. Herr Jost würde ihm bis zum Mauthause das Geleit geben.

Im Vorbeikommen am Bräuhaus aber ersah der Fremde jählings den Bräuer.

„Mir scheint, der ist's gewesen, der Nitel Wunderjam,“ raunte er.

Der Mautner hüllte sich in dieselbe Angläubigkeit wie der Pfleger. Was ging es den Fremden an, was man in Rabenstein dachte oder mutmaßte? Der Kerl konnte auch für drüben ein Späher sein.

„Narr, du!“ lachte er geringschätzig. „Der Bräuer und . . . nicht aus dem Orte gekommen.“

„Ich habe ihn aber doch gesehen . . .“

Um halben Vormittag herum wurde es im Märklein und darum her so lebendig wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Boten und Bötlein liefen von Haus zu Hause und dingten auf, daß jedweder Vieh und werthbare Sache ins Pflegerschloß bringen könnte, weil man einen Husseneinfall mutmaßte. Darob allenthalben und überall groß Geschrei und Gezeter, und manche Weibsjhären firrten, als ob sie schon an Spießen stäten.

Die Rüstammern wurden geöffnet und jeglichem Gewaffen zugeteilt. Um Mittag herum aber wurde der Bräuer ins Pflegerschloß geholt.

Wo er Sonntags gewesen wäre? . . . Daheim eben; wo auch sonst?

Aber bald nachher brachte der Fronbote den Bescheid, daß die Leute im Bräuhaus sagten, der Hausvater wäre nicht daheim und auch den folgenden Tag nicht zu sehen gewesen.

Nicht zu sehen gewesen! Weil er dem Landfrieden nicht getraut und gefürchtet hätte, daß er doch zum Pranger geholt werden könnte, hätte er sich versteckt gehalten. Daheim aber, in seinem eigenen Hause, sonst nirgends.

Der Pfleger nahm ihn scharf ins Gebet . . . Ein armer Schelm, der augenscheinlich Geld brauchte, hätte den Verräter gemacht, und daher wußte man um den ganzen Handel. Daher auch die Sicherung wider den dräuenden Ueberfall. Leugnen und Lügen nuzte da nimmer viel . . .

Der Bräuer jedoch gab solches doch nicht auf. Das Spiel war nun wohl verraten und verloren, aber . . . beweisen konnte doch kein Mensch, daß er . . .

Zur Sicherheit wurde er in den Turm gelegt, und dort erst beschließen ihn Verzagen und Verzweifeln . . . Er mußte ausweichen, ehevor er überwiesen war, sonst ging es um Hab und Gut,

um
leid
ung
Nitel
in d
Tag
gere
Hau
man
men
hätt
sonst
eine
so f
and
im
sten
Ber
über
diese
gen
dara
siche
und
zur
sen
der
drei
weg
ande
man
lang
straf
nom
diese
dern
borg
Tag
mit
nur
verd
schaf
Wid
wag
nim
von
Rau
zu e
halt
falle
und

um seiner Kinder Erbe. Sonst blieb denen vielleicht gar nichts. Und die ganze Bräue wäre ungefochten geblieben, wenn der alte Narr, der Nifel, seiner Bräuerin Bruder, nicht die Torheit in die Welt setzt und . . . heiratet in seinen alten Tagen noch, wo man schon so baumsicher damit gerechnet, daß der Kaver oder die Mandl das Haus erben. Solches ärgert eines; aber wenn man alles genommen hätte, wie es eben gekommen, wenn man nicht den Schandtritt eingefädelt hätte und dies und jenes, heute wäre es halt wie sonst, und heute säße er nicht im Turme und in einer Falle, aus der es nur einen Ausweg gibt. . .

So dämmerte ihm die ganze Schuld auf, und so sann er sich immer tiefer und tiefer, und am anderen Morgen fand ihn der Scherge erhängt. . .

Trotz der Aufforderung, Vieh, Habe und Leben im Pflegerschloßchen zu bergen, zogen es die meisten vor, in die unwegsamen Waldwildnisse der Berge zu flüchten und dorten den Rummel zu überwarten. Man hatte schon oft gehört, daß diese viehwilden Hussenhorden die festesten Burgen gebrochen und alles niedergemacht, was sie darin an lebenden Wesen gefunden. Mindestens so sicher war man in den Waldwildnissen auch.

Denselben Tag noch trafen acht Reifige ein, und Herr Schrägeneder, der Pfleger, schickte alles zur Verteidigung an. Vierundzwanzig Feuerbüchsen waren in der Rüstkammer, und sechs hatte der Büchsenmacher Perinhardt fertig. Gab also dreißig Rohre. Fünfehn Schützen sollten unterwegs auf Wach und Lauer liegen und alle andere Mannschaft zu jeder Stunde bereit sein.

All das sah und hörte nicht, doch niemand wußte, daß so und so viel Hilfe gleich entlang der Mautwege zum Mauthause an der Hochstraß gezogen und dorten von Herrn Josten übernommen worden. Niemand wußte, daß der all diese Reifigen und wehrhaften Leute in den Wäldern entlang des Mautweges versteckt und verborgen und stundenweit Späher ausgesendet.

Rührte und regte sich aber nichts, denselben Tag nicht und auch die folgenden nicht. Man mutmaßte schon mächtig, daß der zerrissene Wicht nur ein eitel Gewäsche verbreitet, um etwas zu verdienen am Schreden und an der Not der Leute.

Da kam einmal der lange Mich' mit der Botenschaft zurück, es rüdte wahrhaftig ein Zug dieser Wichte an und zöge einen mächtigen Troß Beutewagen hinter sich daher.

„Wenn es nach Fürnehmen geht, ziehen sie immer zurück,“ lächelte Herr Jost und preschte von Hausen zu Hausen.

Und es ging nach Fürnehmen. Als sich das Raubgeväße in geschützter Talenge lagerte und zu einem Hausen zusammentat, um Fütterzeit zu halten und die einbrechende Nacht zum Ueberfalle abzuwarten, brachen ringsum die Reifigen und wehrhaften Leute auf sie ein und pferchten

sie zusammen, wie eine Herde Schafe. Wurden gar nicht viel verwundet und noch weniger abgetan, und in derselben Nacht noch ging es fort mit ihnen, weit fort, ins Land hinaus und in sichere Verließe. Waren wie vom Erdboden verschlungen.

Ein ertliche nachher des Weges und kreuz und quer gestreifte Bäume samt Stumpf und Aesten verwischten die Spuren schier völlig. Das übrige tat noch ein ausgiebiger Gufregen.

In der Rabensteiner Gegend wurde nachher die Mär verbreitet, man wäre nur genarret wor-



Am anderen Morgen fand ihn der Scherge erhängt.

den von einem losen Schelme, und die ganze Vorliste wäre unnötig gewesen.

Nach Wochen trabete hie und da ein Bettler oder ein anderer landsahrender Gesell von Einödhhaus zu Einödhhaus und redete und forschte von weit außen herum, daß geredet worden wäre, in der Gegend hätten unlängst Hussen gehaufet. Aber man merkte nirgends etwas. Doch männiglich beschied, es wäre gottlob nichts daraus geworden. Das Geschrei und Gerücht wäre ja einmal gegangen, und alles hätte sich flüchtig gegeben, doch Hussen wären keine gekommen. Mühten vielleicht anderswo eingebrochen sein und gehaufet haben. . .

Gäbe Gott, sie kämen immer am Rabensteiner Winkel vorbei und es bliebe höchstens beim tauben Schreden! Nichts geschehen, nichts verwüstet und umgebracht; lediglich der Bräuer hätte sich vor lauter Furcht den Tod getan. . .

Wenn zwei um ihr Schicksal losen . . .

Nach der Wirklichkeit erzählt
von Franz Woass-Wiesbaden.



ut vierzig Jahre werden es sein, da waren in einem Schwarzwaldstädtle beim „Kronenwirt“ ihrer zwei eingekehrt, die vom Wirte an der Tür gerade nicht mit Schwänzeln und Scharwenzeln bewillkommnet wurden; nur

am Käpple hatte er ein wenig gerudt. Große Herren wären ihm schon lieber gewesen. So aber waren es offenbar nur zwei wandernde Handwerksburschen. Im Kinzigtale waren sie selbänder heruntergekommen; spät am Abend, verstaubt die Schuhe und Röcke, schmale Ränzel auf dem Budel.

Da nun aber Besseres gerade nicht in Sicht war, hatte der Wirt sie doch mit so viel Höflichkeit, als er für solche Fälle irgend aufbrachte, in die Wirtsstube hinein geführt und sie dann gefragt, was sie begehrten? Da wurde er alsbald freundlicher; denn es zeigte sich: so ganz arme Schluder konnten sie kaum sein; bestellten sie doch gleich gut zu essen und zu trinken.

Zumal der eine von ihnen, ein breitschulteriger, baumlanges Gesell, tat wunder wie; stellte sich breit vor den Wirt und nahm den Mund voll, gleich als hätte er Geld vollauf im Sack, ums ganze Städtle in einem zu kaufen. Der andere war stiller; aber genau besehen, fehlte es auch bei ihm nicht gerade an Selbstbewußtsein. Bezahlen tat übrigens für beide er, der Bescheidener.

Wirklich waren es nur zwei Burschen, die auf Arbeit reisten; und nicht einmal Schlosser,

Schmiede, Schreiner, was die vornehme Art Handwerksgejellen sind, sondern simple Seiler waren sie— Seiler alle beide.

Der Kronenwirt, als er das aus ihrem eigenen Munde vernahm, traute sich hinter den Ohren: Wie sollte das gehen? — Nicht einmal ein Geschenk konnte den beiden hier werden; gab's doch keine Seilerinnung im Städtle, hatte es niemals gegeben; und war auch im ganzen Orte nur ein einziger Seilermeister.

Aber halt! Da fiel dem Wirte etwas ein: eben selbiger Meister war ja jußt ohne Gejellen; der bei ihm geschafft, der war ihm letzter Tage davongelaufen; es wär' ihm zu langweilig in dem Neste; und seitdem mußte des Meisters Tochter herhalten, mußte draußen in der Seilerbahn das Rad drehen.

Vielleicht . . . es kam halt auf eine Frage an. Gleich früh am Morgen klopfen richtig auch die beiden bei dem Meister an; stand doch auch das Häusle Wand an Wand mit der „Krone“. Ein schmales Häusle. Zu ebener Erde nur ein Fenster neben der Tür; darüber gukten drei dünne Fenster auf die Gasse, und dann kam schon das Dach. Vielleicht, daß da noch ein Stüblein mochte mit untergeschlupft sein.

Eine ganze Weile standen erst die beiden Burschen vor dem Hause. Der große, breite, der am Abend vorher wunder wie getan, hatte die Arme ineinander verschränkt und musterte das bißchen Seilerwaren, Bindfaden, Seile, Laue, Neße, das hinter den Fensterscheiben in aller Bescheidenheit ausgelegt war. Spöttisch verzog er seinen Mund dazu. Daß er nicht laut aufschrie, war alles. Der andere aber schaute die Waren mit Kennerblick an: er war nicht unzufrieden; das war alles gute Handarbeit. Er war's auch, der schließlich nach der Hausschelle griff.

Die Tür tat sich auf, und ein Maidli trat auf die Schwelle — ein so blicksauberes Ding, daß die beiden eine ganze Zeit standen und standen; bis der eine von ihnen — natürlich der große, forsche — doch die Sprache fand: ob wohl der Meister daheim wäre? —

Nein, draußen auf der Reeperbahn wär' er. So machten sich die beiden dahin auf; und das schöne Maidli ging mit, zeigte den Weg. Viel dabei reden tat es nicht. Mit großen, festen und doch leicht beschwingten Schritten ging es voran. Mit Wohlgefallen ruhten die Augen beider auf der schmuden, schlanken Gestalt.

Erst ging der Weg die Gasse entlang; dann bog er seitwärts ab, führte zu einer alten hölzernen Brücke, wo tief unten die Kinzig rauschte, und von da aus immer am Flusse entlang.

Hochauf ragten an beiden Ufern die dunklen Tannen und warfen rechts und links ihr Spiegelbild in das Wasser, daß es tief, tief schwarz widerschien. Dazu an beiden Ufern ein Streifen hellgrüner Matten und darüber ein lichtblauer Him-

mel
wie
gefd
geft
teil
sch
stop
woh
rech
Für
gen
nich
jollt
dav
and
Stü
jein
Mit
jah
und
kön
und
Die
er d
ihm
er
dan
zel
sein
nach
Stä
entf
fand
er
Wel
Sch
träu
sie
und
ten
Sch
weit
den
oder
und

mel — kurz, ein Bild, gar eigen und so schön, wie es wohl nicht einer von den beiden jemals geschaut.

Hier nun zog die Seilerbahn sich hin, eng eingeklemmt zwischen Fluß, Weg und himmelhohem steilem Fels.

Noch ging kein Rad. Der Meister war dabei, sich seinen Lederschurz erst noch voll Hanf zu stopfen.

Als bald ging die Rede hin und her, ob hier wohl Arbeit wäre für einen Gesellen? —

Warum nicht? — Dem Meister konnte es nur recht sein. Aber nur für einen von den beiden! Für ihrer zwei gab's hier — weiß Gott — nicht genug Arbeit; das brachte die Bauernkundschaft nicht ein.

Die beiden Gesellen sahen einander an: Wer sollte es sein? — Losen wollten sie.

Rasch waren zwei Hölzlein zugerichtet: Wer davon das längste zog, der sollte bleiben, der andere wanderte weiter in die Welt hinaus . . .

Der am Abend vorher das große Wort geführt — er zog das Glückslos. Freudig warf er das Stüdlein Holz in die Luft. Aber da sah er auf seinen Weggenossen. Was war dem nur?

Auf die Bank hatte er sich gesetzt, so da stand. Mit unglücklichen Augen schaute er sich ringsum, sah auf die Berge, die Tannen, den dunklen Fluß und zuletzt auf die schöne Maid — gleich, als könnte er sich gar nicht trennen, vom einen nicht und nicht vom anderen . . .

Es war, als bräch' ihm schier das Herz davon. Die Hände legte er vors Gesicht, und tief senkte er den Kopf.

Da trat das Maidli an ihn heran und legte ihm sacht die Hand auf die Schulter. Wohl blickte er zu ihm auf; aber nur noch tiefer sank ihm dann der Kopf. Lange, lange blieb er so.

Als er endlich wieder aufschaute, um sein Ränzgel zur Hand zu nehmen und zu gehen, da war sein Bruder Wandersmann fort — hinter dem nächsten Felsen verschwunden . . .

*

So war es gekommen, daß gerade der in dem Städtle geblieben war, gegen den doch das Los entschieden hatte. Aber alle, die es was anging, fanden sich darein: Der junge Geselle zumal, ob er gleich nicht daran gedacht, sein Flug in die Welt hinaus würde schon nach den allerersten Schwingen ans Ziel kommen. Was hatte er geträumt von großen Städten, sie zu betreten und sie zu sehen; wie die Eisenbahnen dort piffen und dampften; wo großmächtige Schiffe auf breiten Strömen lagen! Was galt's? Auf solch Schiff hätte er sich selbst gewagt und wäre damit weit übers Meer gefahren nach ganz fernen fremden Ländern, wo die Menschen schwarz, braun oder gar gelb sind. Was war da alles zu sehen und zu erleben!

Nun sei's drum. Noch konnte ja alles kommen. Borderhand war es auch so gut.

Auch der Meister war's zufrieden; denn der junge Bursch, war er auch ein wenig von träumerischem Gemüt — das hatte der Meister gleich heraus gehabt — so zeigte er sich doch anständig und fleißig in der Arbeit.

Und das Maidli? — Nun, fragt es einmal oder fragt es auch gar nicht. Bescheid gibt es doch keinen; aber rot wird's werden und weglaufen; denn es weiß ganz genau, wem zu Liebe der Bursch durchaus bleiben wollte. Ganz gewiß nicht der Rinzig halber, so schön schwarz sie an der Seilerbahn auch entlang fliegt, überhaupt nicht allein der schönen Gegend wegen, so sehr sie ihm auch gefallen, sondern, sondern — schwören wollte das Maidli darauf — seinewegen . . .

Endlich der andere Bursch? — Nun, der hatte sich aus alledem nur einen Späß gemacht. War gar nicht sein Ernst gewesen, in dem kleinen Neste sich festzusetzen. Er wollte ja weit, weit höher hinaus.

In dem schmalen Häusle des Seilermeisters gab es wirklich unter dem Dache noch ein Stüb-



Leinl. Brühner

Freudig warf er das Stüdlein Holz in die Luft.

lein. Durch eine winzig kleine Luke, die zwischen die Dachpfannen sich eingeklemmt hatte, erhielt es sein Licht. Das war dem jungen Burschen. Aber bald kam die Zeit, wo er darin nur zum Schlafen sich aufhielt. Bald hatte er sich bei den Meistersleuten so gut eingewöhnt, daß, wenn er nicht draußen in der Seilerbahn stand und arbeitete, er immer bei denen hockte.

Freilich plagten ihn anfangs immer noch die Gedanken, die er sich daheim so schön gemalt hatte, hinaus in die große weite Welt zu kommen! Und wenn er sich mit dem Maidli neden wollte, dann stellte er sich, als ginge er gleich morgen oder übermorgen wieder fort, weit fort. Aber nein, er blieb . . .

Monate vergingen; schon war ein volles Jahr um, ein neues Jahr hub an. Als nun gar der



Raum daß er von der Unglücksquelle etwas gehört, ruhte und rastete er nicht, bis sie wieder aufgegraben wurde.

Meister — der schon bei Jahren war — zu kränkeln begann, war vom Gehen schon keine Rede mehr; und als er dann starb, war bald darauf ein neuer Meister im Hause, der junge zugewanderte Bursch: Er und das Maidli waren ein glückliches Paar geworden.

Nun kamen Jahre von ganz einer anderen Art; aber auch sie flossen dahin, kamen wer weiß woher und gingen wer weiß wohin. Kinder spielten jetzt im Seilerhäusle oder auch draußen an der Seilbahn, wenn Vater oder Mutter sie da mit hinaus nahmen. Wie sang oder piff es sich da so lustig bei der Arbeit zwischen den Felsen, daß diese vielstimmig davon widerklangen. — Die neue Zeit aber meldete sich auch hier.

Dicht bei dem Städtle war vorzeiten eine Quelle zutage getreten, die aber von den Urväteren mit Bedacht zugeworfen und verstopft worden war; denn das Wasser, das sie gab, war heillos bitter; selbst das Vieh mochte es nicht. Krank konnte jedes davon werden.

Nun hatte der Stadtapotheker aber einen neuen Provisor angenommen, und das mußte wohl ein ausnahmsweise gewikter sein. Raun daß er von der Unglücksquelle etwas gehört, ruhte und rastete

er nicht, bis sie wieder aufgegraben wurde. Er ließ eiliche Flaschen von dem gelbbraunen Zeug füllen und nahm sie heim in seine Küche. Hier verjehrte er das Wasser mit allerhand Säuren und Tinkturen, kochte und dämpfte es, bis er wirklich und wahrhaftig heraus hatte, was er sich gleich gedacht: das war ja ein Wasser, wie es weit und breit nicht zu finden war — ein Heilwasser allererster Güte.

Was war die Folge?

Ein Badeort wurde aus dem alten Schwarzwaldstädtle. Von wunder wie weit her, über's Meer sogar kamen bald die Schwachen und Kranken herzugereist; badeten in dem kostbaren Wasser und wurden heilfrisch und gesund davon — oder wenigstens meinten sie so. Eine Eisenbahn mußte ins Tal hinauf gebaut werden; so gar stark war der Andrang der Fremden. Freilich war das so nur zur Sommerzeit; wenn der Schnee lag, trug das Städtle sein altehrwürdiges Gesicht trotz alledem — jahrelang, jahrzehntelang.

Eine seltsame Wandlung war derweile aber in dem älter und älter gewordenen Seilermeister vor sich gegangen: War er bislang aus dem engen Tal nicht herausgekommen, so wurde das anders von dem Tage an, wo das erste Mal die Dampflokomotive ihre scharfen Pfliffe rechts und links wider die steilen Felsen warf. Ein Träumer war er von klein auf gewesen, hatte allemal die Dinge um sich anders gesehen, als sonst die Menschen, und hatte in seinen Gedanken auch andere Dinge gesehen, als um ihn in Wirklichkeit waren; in die Welt hinaus hatte er gewollt, Schönes, Bessers, Absonderliches zu finden — bis er dann doch hängen geblieben war eines schönen Maidlis halber in dem engen Tale.

Jetzt und aber kam er auf der neuen Eisenbahn leicht hinaus, kam in die Nachbarstädte, ja bis an den Rhein selbst mit seinen großmächtigen Handels- und Hafensplätzen. Was er vordem nur in schwanken Träumen gesehen, das bekam jetzt feste Gestalt. Was für eine Unmenge von Menschen in den Städten beisammen waren! Was sie liefen und fuhren! Wie so nobel gekleidet sie waren! Was mußten sie Geld haben! In den Gasthäusern saßen sie tagelang. Musik und Tanz kam aus allen Fenstern heraus. Wo aber die Werkstätten und Fabriken waren — was hämmerte und dröhnte, was rauchte und dampfte es da! Schwer Geld mußte hier gemacht werden.

Wenn er gar die breiten Bürgersteige entlang ging, wo immer ein Prachtladen am anderen liegt — wie erbärmlich kam ihm dann allemal sein Lädchen daheim vor, hinter dessen matten Fensterscheiben das kümmerliche Erzeugnis seiner Hände lag. Bei allem Fortschritt der Welt da draußen, der doch so klar sichtbarlich zutage lag, war bei ihm daheim wirklich alles so geblieben, wie es vor dreißig und vierzig Jahren gewesen. Ja, genau beiseher, stand es bei ihm schlechter als

vordem
drauf
sogar
ihr
besser
mußt
Seile
um
N
Schrit
N
Kopff
du
schied
teft
S
Freu
gält.
er, so
sein
rechts
schall
droffe
bewe
Felst
es
selbst
verw
Meiß
das
Ob e
Oder
Beich
wand
Seile
B
solche
Auge
ganze
N
Eine
spran
N
kam
heran
geseh
als
den
jessor
des
N
erst
sagen
war
schlug
ganz
rasch
sonnt
Seile

vordem. Seine Kundschaft war kleiner geworden, denn auch die Bauern zog es nach den Städten draußen; einen besonderen Spaß machte es ihnen sogar, für die paar Groschen hinzufahren, um dort ihr Seilerwerk — wie sie meinten — billiger und besser zu kaufen als daheim beim Meister. So mußte der heute sein Rad gehen lassen und seine Seile ziehen um vieles hurtiger als jemals, nur um sich mager durchs Leben zu bringen.

Was also hatte er für seinen Teil vom Fortschritt der Welt?

Wie der Blitz war es ihm da einmal durch den Kopf gefahren: Mensch, was für ein Narr warst du dazumal! Dazumal nämlich, als das Los entschied: der andere sollte hier bleiben, du aber hättest sollen in die Welt gehen . . .

So machte seitdem die Arbeit ihm keine rechte Freude mehr; das ganze Leben war ihm vergällt. Die vielen Jahre und Jahrzehnte hatte er, so alt er auch geworden, die Arbeit getan und sein frühlich Lied dabei gesungen, daß die Felsen rechts und links der Kinzig es dröhnend widershallten — jetzt tat er alles vergrämt und verdrossen; das schöne Bild, das ihn einst so mächtig bewegt hatte: der tiefdunkle Fluß zwischen steilen Felswänden, begleitet von hellgrünen Matten — es war ihm völlig gleich geworden; ja, wenn selbst im Sommer fremde Badegäste daher kamen, verwundert vor dem Flusse standen und etwa den Meister ansprachen und frugen, wie in aller Welt das zusammenhinge, dieser tintenschwarze Fluß! Ob etwa eine chemische Fabrik in der Nähe wäre? Oder was sonst? Da gab der Meister mürrischen Bescheid oder noch am liebsten gar keinen; er wandte sich weg zu seinem Rade und seinen Seilen.

Bis eines Tages doch einer kam, den offenbar solche Neugier nicht plagte. Ganz mit anderen Augen sah er sich das Wasser und ringsum die ganze Gegend an.

Auch ein Badegast war es, vornehm gekleidet. Eine Dame, um die zwei Kinder lebhaft herum-sprangen, war bei ihm.

Auf einen Stod gestützt, nach vorn gebeugt, kam er langsam daher. Als er an die Seilerbahn herangekommen war, blieb er stehen, den Kopf gesenkt; betrachtete erst lange, lange das Wasser, als gingen ihm wer weiß was für Gedanken durch den Kopf. Vielleicht, daß es ein gelehrter Professor war, der sich die verwunderliche Färbung des Flusses auf seine eigene Art erklären wollte.

Plötzlich wandte er sich davon ab, und nun erst sah er die Seilerbahn, und da blieb er, sozusagen mit offenem Munde stehen. Ohne Hut war er dahergekommen. Mit der rechten Hand schlug er sich an den Kopf, als fielen ihm etwas ganz Besonderes ein. Rasch ging er dann — so rasch er eben nur mit seinem lahmen Beine gehen konnte — an der Seilerbahn entlang und auf das Seilerhäuschen zu, als wollte er auf der Stelle

sehen, wer es wäre, der hier seine Arbeit trieb.

Und da standen einander ihrer zwei Aug in Aug gegenüber, die einander gut kannten, ob sie einander auch an die vierzig volle Jahre nicht zu Gesicht bekommen.

Nun war für den einen das Wiedererkennen leicht, für den anderen schwer. Verdutzt schaute der Seilermeister den Fremden an: Was wollte er? Tat so bekannt . . . sprach gleich mit du und du auf ihn ein, nannte ihn bei Namen, Vornamen sogar . . .

Was Wunder! Hatte der Meister doch, den langen Jahren zum Troß, sich so gut wie gar nicht verändert; das Haar war ihm freilich grau geworden, aber im Gesicht war er geblieben wie er gewesen, bei runden roten Wangen und hellen, munteren Augen.

Und der andere?

Ein müder Greis, der trüb in die Welt blickte, mit eingefallenen Wangen. Wer war er? Und



Verdutzt schaute der Seilermeister den Fremden an.

erst, als er mit dünner Stimme seinen Namen nannte, da dümmerte bei dem Meister die Erinnerung auf; aber mehr Schrecken als Freude war es, womit er den andern nun anschaute: das war ja ein kranker Mann, vom Leben gebrochen.

So dauerte es eine ganze Weile, bis die beiden sich miteinander zurechtfinden.

Jetzt war auch die Dame, die mitgekommen war, herzugetreten; und nicht wenig verwundert schaute sie dazu drein, daß die beiden so vertraut miteinander sprachen; wandte sich auch alsbald ab, als wollte wenigstens sie selbst mit dem

Er
Zeug
Hier
und
fflich
leich
und
ller-

parz-
ber's
ran-
aren
von
ifen-
i; so
Frei-
der
diges
lang.
aber
eister
ngen
nders
mpf-
links
war
Dinge
schen,
Dinge
; in
Besse-
doch
hal-

Eisen-
te, ja
tigen
i nur
jezt
Men-
Was
et sie
den
Tanz
e die
häm-
te es
en.
lang
deren
temal
tatten
seiner
lt da
e lag,
leben.
wesen.
er als

schmuzigen Seiler da nichts zu tun haben; brachte sich vielmehr ein Glas vor die Augen und schaute sich die Gegend an, wußte aber nichts Besonderes an ihr zu finden und hatte wohl längst auch viel Schöneres, Großartigeres zu sehen bekommen in der Welt.

Noch ganz benommen von dem unerwarteten Zusammentreffen, hatte der Meister, als der Fremde samt der Dame und den beiden Kindern wieder nach der Stadt zurückgegangen war, rasch seine Arbeit eingestellt. Er mußte heim, der Frau davon erzählen. Und was machte diese für Augen dazu! Wie hörte sie den Mann an! Wie dachte sie zurück an die damalige Zeit; an den Tag zurück, wo ein paar armselige Hölzlein, ein Los, entschied über ihr eigenes Lebenslos. Auch sie war so gut wie gar nicht gealtert. Hell blickten ihr die großen schönen Augen unter dem immer noch vollen Haupthaar aus dem beinahe jugendfrischen Antlitz. Zufriedenheit, Ruhe und Glück sprachen daraus.

Nicht gar lange darauf ging aber an dem Seilerhäusle, — das noch immer so war, wie es vor Zeiten gewesen — die Schelle: Ein Bote aus dem Badehotel meldete sich; der Meister möge doch gleich hinüberkommen ins Hotel; er sei freundlichst zu einem Schöppllein Wein eingeladen.

Bald darauf saßen die beiden alten Bekannten im Garten des Hotels unter dem Schatten der Kastanien beieinander. Der Schreden, der anfangs den Meister bei dem unversehnen Zusammentreffen befallen hatte, war derweilen etwas von ihm gewichen; aber immer noch war er zaghaft und scheu zu dem einstigen Jugendfreunde, aus dem doch so ganz etwas anderes geworden war als aus ihm selbst: offenbar ein reicher vornehmer Mann, wo doch er selbst ein armer Seiler geblieben war. Wie mochte das zugegangen sein?

Er selbst hatte so gut wie nichts zu erzählen. In ewigem Gleichmaß hatte sein Rad sich gedreht. Aber der Andere — was mußte er erlebt haben!

Nur langsam aber rückte der mit der Sprache heraus, bis ihm der Marktgräser, den er hatte kommen lassen, allgemach doch die Zunge etwas löste.

Als er sich dazumal behende davon gemacht hatte, war er — immer im Kinzigtale entlang — weitergewandert. Arbeit suchte er nicht, hatte er doch noch Geld im Beutel. Erst als er eines Tages am Rheinufer stand, sah er sich ernstlich nach Arbeit um; und hier, wo die großen Schiffe lagen, meinte er auch solche zu finden. Auch drehte sich hier wirklich manch flinkes Seilerrad; aber alle Stellen waren besetzt. So hieß es halt weiter und weiter wandern; bald ohne jeden Heller — ein richtiger Fachtbruder. So kam er an die Saar, wo die vielen KohlenSchiffe verladen werden. Da endlich fand er Arbeit. Und nun ging es seltsam zu: Hie und da war er schon gefragt worden, ob er sich auf das Ziehen von Stahl-

seilen verstehe? Worauf er, um bei der Wahrheit zu bleiben, immer mit Nein hatte Bescheid geben müssen; bis er jetzt, der Wahrheit zum Trotz, mit Ja antwortete. Gleich kam er an und erhielt auch guten Lohn. Mit der Arbeit selbst fand er sich schon ab, so gut es eben ging. Groß war der Unterschied ja nicht — ob Hanfseil, ob Stahlrossen. In einer Seilerei, wo sie mit Dampf arbeiteten, wurde er erst Obergeselle, dann Meister. Hier fertigten sie die dicken Förderseile für die Schächte, was freilich eine schwierige Art Arbeit war, aber dafür auch ein gut Stück Geld brachte, den Fabrikherren wie den Arbeitern. So gingen wieder eiliche Jahre hin bei schönem Lohn. Nun sollte es so sein: bei einer Seilprobe, die sie in einer Grube vornahmen, riß unversehens das Förderseil — der Korb stürzte in den Schacht. In dem Korb saß er aber, samt dem Fabrikherrn selbst. Was geschah? — Dieser kam zu Tode, während er mit einem freilich schlimmen Beinbruch gerade noch so davontam. Nun war die Frage: Was wurde aus der Fabrik? — Der einzige Sohn hatte sich niemals darum gekümmert, verstand auch nichts davon. So machte sich's ganz von selbst: er übernahm die Fabrik. Hatte er doch nicht wenig gespart bei dem guten Lohn die vielen Jahre über; auch die Frau, die er gerade damals nahm, tat einen gehörigen Posten aus Eigenem zu; endlich geliehen bekam er auch einen Teil — kurzum, es ging. Nun waren damals glänzende Zeiten; immer neue KohlenSchächte wurden gesenkt; auch Kabel gab's schließlich zu machen. So baute und baute er drauf los; am Ende war sein Werk das größte seiner Art weit und breit; im ganzen Kohlenrevier gab's bald kein ähnliches und gibt's bis heute keines . . .

Gespannt und verwundert hatte unser Seilermeister zugehört. Wie Reid zog es ihm durchs Gemüt: War er nicht der arme Schluder geblieben? Und ihm gegenüber — wer saß da? Ein reicher Fabrikherr! — Heute konnte er selbst das sein. Warum nicht, wenn, wenn . . . Das Los hatte damals doch eigentlich für ihn entschieden, nicht für den anderen . . .

Gleich aber gingen ihm wieder andere Gedanken durch den Kopf: Reich, steinreich mußte nach alledem der Mann sein; wie kam es nur, daß er durchaus nicht danach aussah, als ob er auch wirklich glücklich und zufrieden sei? — Schon, daß er lahm war! Gewiß die böse Folge seines Absturzes in den Schacht! Krank und von Sorgen gedrückt war er obenein. Das las der andere ihm ja vom Gesichte ab; ihm, der einstmals so fest auf seinen zwei Beinen gestanden; der so forsch in die Welt hinausgestürmt war, als gehörte sie ihm schon oder er könnte sie doch im Umsehen erobern.

Was drückte ihn heute? Was belastete seine Seele? —

sein
er
ging
geno
um

heire
her

aus;

solte
komi

falla
gewe

wan
konn

von

„her
sich

drän
stani

Nich
gab,

denr

— I
einst

gebl
aller

zu e
ihm

tieff

das

hatt
zahl

kein
aber

nich
muß

es e
für

die
für

richt
ren

Sch
beit

sieb
Kin
schle
Kor
Zöl
und
Pfe
Pre
es
scha
lers

Trüb blickte er drein, nachdenklich sah er auf sein Weinglas; aber verraten tat er nichts; bis er allgemach aber doch weiter aus sich heraus ging. Jetzt bekannte er dem alten Wander-genossen offen und ehrlich, wie es in Wirklichkeit um ihn stand.

Seltam war es ihm ergangen. Daß er geheiratet hatte, das war von ihm nur so nebenher erwähnt worden. . . . Jetzt kam es heraus: es war keine Heirat gewesen, wie sie sein sollte; aufs liebe Geld war es ihm dabei angekommen; und schlimm genug war das ausgefallen. Die ersten Jahre waren noch zu ertragen gewesen, aber später, später! Die lieben Verwandten und die Kinder! Die Verwandten konnten es ihm einmal nicht vergessen, daß er von Haus aus — wie sie immer sagten — ein „hergelaufener Seilergeselle“ gewesen, daß er sich wider Recht und Ordnung bei ihnen eingedrängt. Und als die Kinder erst groß geworden, standen die Verwandten allemal hinter ihnen. Nicht genug konnte er ihnen geben. Je mehr er gab, desto mehr wurde verlangt. Woher war denn auch der Reichtum, waren die Einnahmen? — Doch nicht von dem bißchen Geld, was er sich einstmals erspart? Von der Frau kam das angeblich alles her. So predigten die Verwandten allemal; und so kam es bei Frau und Kindern zu einem Aufwand im Leben und Treiben, das ihm — dem Einfachen und Bescheidenen — im tiefsten Herzen zuwider war — wofür er aber das Geld aufzubringen hatte. „Noble Passionen“ hatten sie alle zusammen, und er mußte sie bezahlen. Ob er dazu imstande war oder nicht — keines fragte danach. Ein solch Werk will doch aber erhalten sein. Es ist wie ein Gaul, der nicht zieht, wenn er nicht gefüttert wird. Geld muß hinein getan werden, Geld! Sonst bringt es eben kein Geld. — Wie brummt dem, der dafür zu sorgen hat, mitunter der Kopf!

Fabrikherr! Werkbesitzer! An 700 Menschen, die tagein und -aus für einen arbeiten! Was für ein schöner Gedanke! Seh einer aber nur richtig zu: was für Sorgen ihm in einem Wäheren durch den Kopf gehen! Es rauchen die Schornsteine, dampfen die Maschinen; nach Arbeit schreiben sie, nach Bestellungen, damit die siebenhundert Menschen samt den Weibern und Kindern ihr Brot haben. Alle sie haben gut schlafen; aber der Fabrikherr zerfünnt sich den Kopf, wie er die Arbeit hereinbringt. Mit Zöllen, mit Steuern, mit Frachten auf der Bahn und auf den Schiffen muß er rechnen; um die Pfennige geht's dabei mitunter, wenn er seine Preise abgeben soll. Ein wahres Kunststück ist es da, sich durchzuwinden, wo heute alles so scharf zugespitzt ist in der Welt wie eines Messers Schneide.

An die dreißig Beamte, die ihm dabei helfen

hollen! Und wirklich sitzen sie hinter ihren Pulsten, schreiben und rechnen drauf los, tun wunder wie, als ob sie allein es machten; stellen sich auch so, als gäb's nichts anderes für sie in der Welt, als gerade das Werk. In Wirklichkeit aber sind sie nur in einem darauf aus, von einem Monat zum anderen mehr Gehalt zu bekommen. Bietet ihnen ein anderer mehr, gleich sind sie weg. Keine Anhänglichkeit gibt's, keine Treue. Auch nicht auf einen von allen ist ein Verlaß.

Wie ganz anders ist das alles in einem bescheidenen Handwerksbetriebe, wo in alter Weise Meister und Geselle treu nebeneinander schaffen. Die großen Sorgen — sie gibt es nicht. Geruh-sam und in allem Frieden fließt das Leben hin, ungestört vom Getriebe der Welt da draußen.

Nicht, daß unser Seilermeister gerade alles und jedes, was er so zu hören bekam, für bare Münze nahm — nachdenklich aber war er doch von alledem geworden; und als er heimkam aus dem vornehmen Hotel in sein bescheidenes altes Seilerhäusle, da war er doch im Zweifel: wem von ihnen beiden eigentlich damals das Glückslos zuteil geworden war? —

Nun war ausgemacht worden, tags drauf wieder zusammenzukommen, wie sie überhaupt die nächste Zeit viel beieinander sein wollten, um sich so recht vertraut weiter anzusprechen. Als aber am nächsten Tage nach Feierabend der Meister ins Hotel kam, hörte er: der andere sei plötzlich abgereist; ein dringendes Telegramm hatte er erhalten, das ihn heim, aufs Werk rief. Nach langen Jahren der Arbeit hatte er sich einmal hier erholen, in dem Heilbad gesund werden wollen — jetzt wurde daraus nichts. —

Eine Zeit verging; da lief bei dem Meister von dem Freunde ein Brief ein: In seinem Werk wäre jetzt eine Stelle frei; ob der Meister wohl Lust hätte, sie zu übernehmen? Gut bezahlt sei sie, und daß er dazu der rechte Mann sei, das stünde fest; denn frisch und voller Kraft sei er trotz seiner Jahre und in das bißchen Maschinenarbeit würde er sich rasch finden. Dringend bat der Brieffschreiber, der Meister solle ihm zusagen; er würde dann doch einen Mann zur Seite haben, auf den er sich wirklich verlassen könne, einen treuen Freund, der so gut wie seine rechte Hand sein würde.

Mehrere Male und bedächtig las der Seilermeister diesen Brief durch, während die Frau gespannt ihm zusah. Aber bald war sein Beschluß gefaßt: Nein! Hatte dazumal das Hölzlein sich eigentlich für ihn entschieden, daß er in die Welt hinaus sollte — jetzt wußte er, sein Lebenslos, ob es auch bescheiden ausgefallen war, hatte ihn doch glücklicher gemacht als den andern.

So zog ihn nichts in die Welt: er blieb, wo er war. —

Die Dorfheze.

Von L. Haarbed.



ging wie ein Lauffeuer durchs Dorf, die Meißtätter war gestorben! Und die Kinder flüsternten sich in der Schule ins Ohr: „Die Hex' isch tot!“

Ja, die Meißtätter war gestorben! Man hatte sie tot in ihrer Kammer gefunden, am Boden liegend.

Sie mußte schon mehrere Tage so gelegen haben!

Wie mag nur der Pfarrer auf den Gedanken gekommen sein, nach der Meißtätter zu schauen? Sie wollte doch nichts mehr vom Pfarrer und von unserm Herrgott wissen! Aber es gibt halt so Menschen, die keine Ruhe haben, wenn sie so ein altes, runzeliges Weib, wie die Meißtätter eines war, längere Zeit nicht mehr gesehen haben. Auch auf die Gefahr hin, „rausgeworfen“ zu werden, sie müssen halt einmal nachsehen. So hatte es auch der Pfarrer gemacht und hatte sie gefunden in ihrer Kammer als Leiche.

„Es war ein armer Tropf“ oder „Es isch gut so,“ sagten die Mitleidigen im Dorf. Andere meinten, sie sei selber schuld an ihrem Unglück, und noch andere freuten sich, daß die Gemeinde diese Last endlich los war. Das waren so die Gefühle beim Tode der Meißtätter. Halt! Einer war noch da, der erschrak, als er vom Tode der Meißtätter hörte, und er schaute unter sich. Aber das merkte kein Mensch.

Sie hieß die Dorfheze, und wahrhaftig, sie machte diesem Namen alle Ehre. Erst dreiundfünfzig Jahre alt war sie gewesen, aber sie hatte ausgeschaut wie fünfundsiebzig. Schmutzig und unordentlich und zerseht lief sie herum, mit ihrem Knotenstod hart auf den Boden aufschlagend. Der einzige Zahn, den sie noch besaß, ragte weit über die Unterlippe hervor, so daß die Kinder schreiend davonliefen, wenn sie nur in ihre Nähe kam. Und auf ihrem Rücken baumelte ein graues, verfilztes Schwänzchen, ihr ehemaliger Zopf. Sie war wirklich ein böses Weib, keifte und schalt, sobald sie einen Menschen sah, und schlug ohne Ursache mit dem Knotenstod nach den Kindern. Keiner kam ihr gern zu nahe, und keiner kümmerte sich um sie. Es war ja schlimm genug, daß vor einigen Jahren ihre ganze Hütte zusammenfiel und die Gemeinde Last und Unkosten genug hatte, bis die vordere Kammer wieder hergerichtet war, so daß sie darin wohnen konnte. Mehr konnte die Meißtätter wahrhaftig nicht verlangen, und sie verlangte auch nichts weiter. Jetzt lag sie in ihrem Armenjarg und brauchte gar nichts mehr. Ihr zuliebe ging keiner mit zum Gottesacker,

aber die Neugier trieb doch viele, weil sie wissen wollten, was in diesem Fall der Pfarrer nun sagen würde. Es war doch, weiß Gott, nichts zu sagen über die Meißtätter, wenigstens nichts Gutes, und dabei schauten sich die älteren Leute vielsagend an. Aber gerade deshalb ging man mit auf den Gottesacker, und das war der Grund, warum die Dorfheze eine so große „Leich“ hatte.

Die neugierigen Leute wurden jedoch enttäuscht. Der Pfarrer sagte nicht viel über die Meißtätter, er sprach aber von einer großen Schuld, von einer Schuld der Menschen gegen ein armes, unglückliches Menschenkind.

Und sie gingen heim vom Gottesacker mit ernstern Gesichtern, und sie sprachen kein Wort, denn es war ihnen offenbar worden, daß sie es hatten an der Liebe fehlen lassen.

Da hatte noch keiner daran gedacht, wahrhaftig nicht! Es war aber etwas daran an dem, was der Pfarrer gesagt hatte, vielleicht wäre die Meißtätter nicht die Dorfheze geworden, wenn sie ein wenig mehr Liebe erfahren hätte.

Ach Gott, ja, es war schon ein Unglück gewesen, als sie zur Welt kam!

„Ach Gott, ja, man hatte da nie so darüber nachgedacht,“ meinte die Lohgerberin, die eine gute Frau war, „man hätte ihr als einmal etwas antun können, der Pfarrer hat ganz recht, wenn's nur ein Stückchen Kuchen gewesen wär' an den drei höchsten Feiertagen!“

„Oder emol e Würstch vom Schlachte,“ meinte trocken der Müller-Großvater.

„E freundlich Wort hätt' man ihr wohl als emol gönne könne,“ setzte die Böser-Male hinzu, die sehr genau war und nicht gern etwas abgab.

„Wenn man so drüber nachdenkt,“ ergriff die Lohgerberin wieder das Wort, „dann tut es einem wahrhaftig leid, und wenn man zurückdenkt an die Kellerrosel, ich mein an die Mutter, dann überkommt einem das Gruseln.“

Ja, die Kellerrosel war die Mutter der Meißtätter gewesen, ein schlankes, rankes, braves Dirnlein mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut. Das schönste Mädchen weit und breit sei sie gewesen, und es war wahrhaftig kein Wunder, daß ein reicher Bauernsohn sich in sie verguckte.

Als dann das Unglück geschehen war, lief das Dirnlein verwirrt und verzweifelt hinter die Kirchhofsmauer, wo es jeden Abend seinen Jakob zu treffen pflegte. Es wußte keinen Ausweg mehr, aber der Jakob, der Jakob, der wußte einen, ganz gewiß!

Aber der Jakob war nicht da, auch am nächsten und am übernächsten Abend nicht, überhaupt nie mehr. Und das Dirnlein wartete und wartete immer wieder auf seinen Jakob hinter der Kirchhofsmauer, einerlei, ob auch die schwarze Nacht vom Wald her sich herbeischlich und ihre feuchten, kalten Arme um das zitternde Dirnlein

legte,
schaut

Ne
über
es ei
war,
wenn

A

da w

fen 2

Erde

Wed

Schw

Der 3

Mühl

plöchl

die

Freur

flücht

seine

verja

herau

Zafot

lene,

den 4

All

gema

im 5

die

nur

nicht,

brant

gehet

da w

lies e

Himm

dorth

wo d

Die

Menj

Rosel

war e

die 6

den 7

darau

Lieb

3

holte

ein 8

es vo

N

gehin

men

lene

D

währ

den 9

D

ander

men

legte, das mit trockenen, starren Augen hinein-
schaute in das Dunkel und in die Zukunft.

Nach Wochen erst lief ihm ein kalter Schauer
über den Rücken, denn plötzlich wußte es, daß
es ein armes Waisenkind und eine Dienstmagd
war, die kein reicher Bursche heiratete, auch
wenn er sie noch so lieb hatte.

Als dann das Kind, das kleine Meikätterle,
da war, ging die Rosel eines Abends mit schlaf-
fen Armen und müdem Gang, die Augen zur
Erde gesenkt, ins Dorf, um einen
Wed zu kaufen. Sie konnte das
Schwarzbrod noch nicht ertragen.
Der Weg führte an der unteren
Mühle vorbei, und da tauchten
plötzlich im Dunkel der Jakob und
die Müller-Lene, Rosels beste
Freundin, auf! Das Dirnlein
flüchtete sich ins Dunkel, denn
seine Beine wollten den Dienst
versagen. Und aus dem Dunkel
heraus sah es, wie der Jakob, sein
Jakob! die Lene, die ahnungslose
Lene, an der Hand nahm und auf
den Mund küßte.

Alles hatte das Dirnlein durch-
gemacht, alles hatte es begriffen
im Laufe der Zeit, die Sünde,
die Schande, das Verlassensein,
nur den Kuß nicht! Den Kuß
nicht, der auf Lenes Lippen
brannte! Es lief dahin wie ein
gehegtes Wild, hinter die Mühle,
da war ja der Weiher! Weiter
lief es verzweifelt, als wenn der
Himmel einstürzen wollte, weiter,
dorthin, wo die Weiden stehen,
wo der tiefe Abfluß ist.

Die Lene wußte nichts, keine
Menschenseele wußte etwas, die
Rosel hatte geschwiegen wie das Grab, der Jakob
war ehrlich in den Augen der Menschen. Warum
die Rosel geschwiegen? Die Menschen haben sich
den Kopf zerbrochen, warum! Sie hatten nicht
daran gedacht, daß sie den Jakob liebte, und die
Lieb vermag doch alles!

Jetzt rechte sie die Arme in die Höhe, jetzt
holte sie aus zum Sprung! Ein dumpfer Schlag,
ein Gurgeln, und das Wasser lief wieder, wie
es vorher gelaufen.

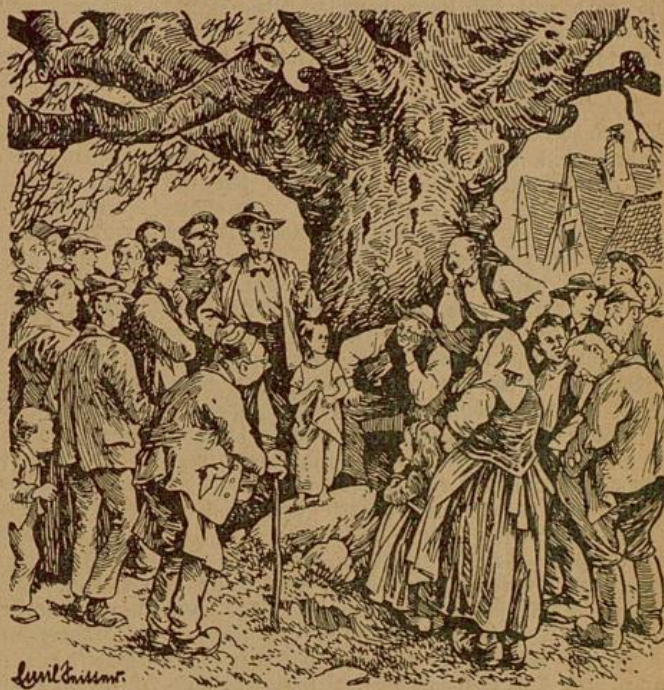
Nun konnte der Jakob die Lene heiraten, un-
gehindert, kein Mensch wußte etwas, ausgenom-
men der Jakob selbst. Und er heiratete die
Lene und belog und betrog sie am Traualtar.

Damit aber fing Meikätterles Elend an, das
währte, bis man die Meikätter hinausstrug auf
den Gottesacker.

Das Kind wurde von einer Familie in die
andere gestoßen, wurde überall nur aufgenom-
men um des Kostgeldes willen und wuchs heran

zu einem bleichen, schmalen Dirnlein, das fest
davon überzeugt war, daß es dummer und un-
nützer und gefräßiger war als alle andern Men-
schen in der Welt. Es wuchs an der Schatten-
seite auf.

Und dennoch hatte auch dieses lieb- und freud-
lose Kinderleben seine Sonnenstrahlen, wenn sie
auch nur schienen mitten im kalten Winter! Die
Weihnachtsbescherung in der Kirche war's, wo
die armen Kinder beschenkt wurden, da schien



Luitpold

Viele im Dorf erinnerten sich noch, wie der Schulze das Mägdelein ausbot.

Rätterles Sonne. Das war das einzige Mal
im Jahr, wo es beschenkt wurde wie die andern
Kinder, wo ihm viele Lichter leuchteten, wo
einmal eine liebe Hand über sein blondes Locken-
köpfchen strich, wenn ihm die Gabe des Christ-
kinds, ein großes, schönes Paket, in die dünnen
Aermchen gelegt wurde. Das war das Wunder
in Rätterles jungem Leben, und wenn ihm auch,
wenn es mit seiner Bescherung nach Hause kam,
alle die Herrlichkeiten abgenommen wurden, die
das Christkind gebracht, wenn auch das eigene
Kind der Bäuerin die „Weihnachtsstrümpfe“ und
das „Weihnachtskleidchen“ tragen durfte, das
machte ihm nicht so viel aus. Den Glanz des
Christbaums, und die liebe Hand und das warme
Gefühl im Herzen, sie wurden dadurch nicht
blasser und geringer.

Als das Rätterle sechs Jahre alt war, starb
seine Pflegemutter, und es wurde auf dem Kirch-
platz unter der Linde „versteigert“.

Viele im Dorf erinnerten sich noch, wie das schmale Dirnlein auf einem Stein stand, damit man es besser sehen konnte, und wie der Schulze, er war damals jung verheiratet und eben erst ins Amt gekommen, das Mägdlein ausbot an den, der am wenigsten Kostgeld verlangte. Er wollte es zuerst nicht ausbieten, er wollte es unter der Hand vergeben, aber der Gemeinderat bestand darauf, weil es billiger wurde, und so wurde das Dirnlein ausgeboten. „Viel Kostgeld wird jetzt nit mehr bezahlt,“ hieß es im Gemeinderat, „das Kind isch jeh sechs Johr alt und kann schaffe helse. D' Kinder tann's wenigstens hüle.“

Das Meikätterle kam zu einem Schneider, der viele Kinder hatte, und das war eigentlich die beste Zeit seiner Jugend gewesen. Nicht daß man es ihm extra schön gemacht, oder gar, als wenn man es lieb gehabt hätte! Durchaus nicht! Aber es aß sich mit den vielen kleinen Kindern satt, man zählte ihm die Bissen nicht vor. Man schimpfte und schlug es nur, wenn irgendein Anlaß war, und — es durfte seine „Weihnachtsstrümpfe“ und sein „Weihnachtskleidchen“ selber tragen! Das war das Glück!

Es war blau und rot gestreift und hatte weiße Porzellanknöpfe! Im übrigen war das Kätterle halt eine Arbeitskraft, und es schleppte sich an den kleinen Kindern des Schneiders einen krummen Rücken und eine schiefe Hüfte an. Aber darüber hat weder das Kätterle noch sonst jemand nachgedacht.

Mit zwölf Jahren wurde es als Magd verdingt, und als es aus der Schule war, hatte es so ziemlich für sich selbst zu sorgen. Aus dem Kätterle war jetzt eine Meikätter geworden.

Warum es immer auf die härtesten und schlechtesten Dienststellen kam? Einfach deshalb, weil die guten Häuser eine Dienstmagd wie die Meikätter nicht wollten und nicht brauchen konnten. Sie war ja nicht erzogen, sie war nur aufgewachsen, sie war schmutzig und unordentlich, und wenn sie auch keine Diebin war, so nahm sie es in kleinen Dingen nicht so genau mit dem Dein und Mein. Sie war mürrisch und wild und ging oft abends nicht heim, und wenn man sie zur Rede stellte, dann maulte sie. Wer nimmt ein solches Kind auf? Wer kann ein solches brauchen? Niemand! Engel wandeln nicht auf dieser Erde.

Konnte aber die Meikätter anders werden, als sie war? Konnte sie Vertrauen zu den Menschen haben nach ihrer liebeleeren Jugend? Jeden, der sie dingte, betrachtete sie als ihren Feind. Trotzdem fand sie immer wieder eine Stelle, denn bei allen Lasten und Fehlern hatte die Meikätter eine gute Eigenschaft, und die wußten die Menschen zu schätzen. Sie konnte schaffen, schaffen wie ein Feind. Aus dem schmalen, bleichen Dirnlein, das einst versteigert

wurde, war ein kräftiges, stämmiges Mädel geworden, das die Pflugschar zwang, wenn es sein mußte, und das nichts wußte von einem Acht- oder Zehnstundentag. Von Kindesbeinen an hatte es die Arbeit schaffen müssen, einerlei, ob es Tag oder Nacht war. Und so schaffte es weiter wie ein ins Joch gespanntes Zugtier, und die Menschen hüteten sich, es einmal auszuspannen.

So ging es Jahr um Jahr, bis die Meikätter volljährig wurde. Da war sie ganz sich selbst überlassen. Wenn auch der Vormund sich wahrhaftig nicht viel um sie gekümmert hatte, eine Hand war eben doch da gewesen, die einmal mit einem Donnerwetter dreinfuhr, wenn die Herrschaft sich allzu sehr bellagte, eine Hand war da gewesen, die bei einer Kündigung eine neue Stelle suchte, und — das war eine Hauptsache einen Teil des Lohnes auf die Sparkasse brachte.

Das hörte mit dem einundzwanzigsten Jahr auf, und der Meikätter stand ihr ganzer Reichtum von etwa siebenhundert Mark zur Verfügung. Und die Meikätter wußte, was sie damit machen wollte. Heiraten wollte sie wie die andern Mädchen des Dorfes auch, und sie puzte sich und brannte sich die Haare und lungerte am Sonntag um die Schente herum und sprach von ihren siebenhundert Mark mehr als nötig gewesen wäre.

Der Rest ist schnell erzählt. Selbstverständlich fand sie Liebhaber! Und was bedeutete für dieses Menschkind, das doch auch ein Herz in der Brust hatte, was bedeutete es für dieses Menschentkind, wenn zum ersten Mal ein Arm sich um seinen Hals legte, ein heißer Kuß auf seinen Lippen brannte!

Anderer Liebe als die zwischen Mann und Weib hatte die Meikätter nie kennen gelernt. Diese aber brach jetzt los zu wilder Leidenschaft, und das Kind der Kellerrosel erlebte das Schicksal seiner Mutter.

Als die Meikätter zweiundzwanzig Jahre zählte, war sie ihre siebenhundert Mark luos und hatte ein kleines Kätterle in der Wiege liegen, das keinen Vater hatte.

So weit war die Kätter gekommen. Man hatte sich nie um sie gekümmert, war ihr immer gern aus dem Wege gegangen, aber jetzt mied man sie, jetzt war sie eine Ausgestoßene, eine Verachtete, eine Unehrlüche in doppeltem Sinne.

Und dennoch, wenn die Leute im Dorf so zurückdachten, in jener Zeit hielt die Meikätter sich am besten. Sie tagelöhnete und besorgte ihr Kind, an dem sie hing wie nur eine leidenschaftliche, verlassene, liebeshungrige, junge Mutter an ihrem Kinde hängen kann. Damals, so sagten die Leute, habe sie sich ordentlicher getragen, sei umgänglicher gewesen, und manchmal sei ein Leuchten in ihren Augen aufgestiegen, als wenn der Sinn des Lebens ihr hätte aufgehen wollen.

B
tätter
order
ein j
der
Wem
wollt
man

B
es ein
Viell
mache
Tuns
Sache
E
und r
hof u
legen
alles,
Kleid
Uhr,

D
nen,
und

und
war.
Dorf,
es w
es a
Jahre
einem
neuen
wie e
alte

Vielleicht, ach, vielleicht wäre aus der Meikätter eine treue Mutter, ein gutes Weib, ein ordentlicher Mensch geworden, wenn, ja, wenn ein junger Mann ihre Hand gefaßt und sie wieder ehrlich gemacht hätte vor den Menschen! Wenn, ja, wenn! Aber wer konnte das? Wer wollte das? Wer wagte das? Wem konnte man das zumuten?

Verführen, ja, das konnte man schon, wenn es einem auch ein paar unruhige Stunden machte! Vielleicht auch das noch nicht! Aber ehrlich machen vor der Welt, mutig die Folgen seines Tuns auf sich nehmen, das war eine andere Sache! Wer kann das?

Es ging merkwürdig gut mit der Meikätter und mit dem Kind. Sogar in den reichen Lindenhof wurde sie geholt zum Waschen und Kartoffellegen, und in ihrer Stube stand mit der Zeit alles, was hineingehörte, sogar ein zweistöckiger Kleiderschrank! Und an der Wand hing eine Uhr, die nannte man im Dorf „Alligator“.

Das kleine Kätterle tappelte mit seinen kleinen, stämmigen Beinchen in der Stube herum und ahnte nicht, daß es seiner Mutter Schirm

kleinen Händen trug, als sie den ersten Gang zur Schule machte! Das kleine Kätterle sah wahrhaftig am ersten Schultag aus wie ein richtiges Bauernkind, es war kein Unterschied zwischen ihm und dem Lindenhöfer sein's!

Und die „Weihnachtsstrümpfe“, das „Weihnachtskleidchen“, alles war für das kleine Kätterle da! Niemand anders trug sie, und das war der Meikätter Stolz und Glück!

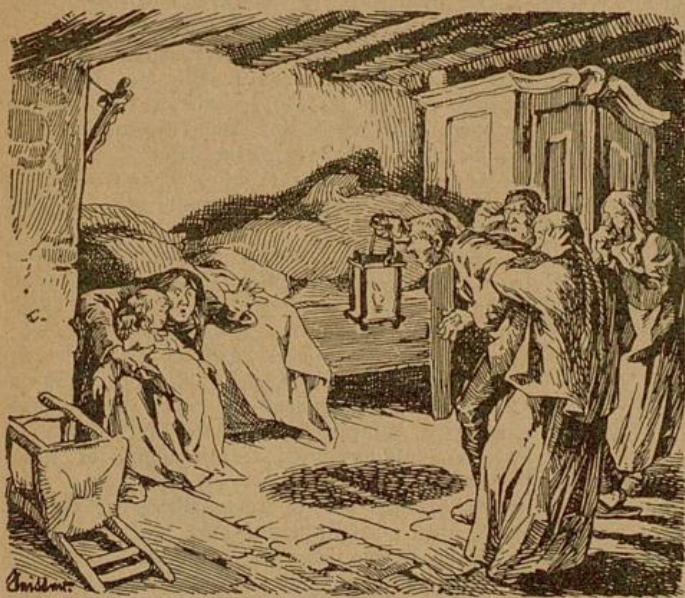
Aber dann — dann kam der Tag, wo das Kätterle sagte, als es aufstehen sollte, um zur Schule zu gehen, es sei müde. Das war das muntere, wüßelige Ding noch nie gewesen. Die Meikätter lachte und sagte, es sei ein Faulpelz, und brachte ihm seinen Kaffee ins Bettchen, den es auch mit Lust zu sich nahm. Am Abend holte die Meikätter aber den Doktor, denn das Kind gefiel ihr nicht. Und der Doktor machte ein ernstes Gesicht, verschrieb eine Arznei und sagte, er wolle am andern Morgen wiederkommen.

Es war Gefahr, so viel hatte der Doktor ihr gesagt. Wie lag das Kind so still! Warum drehte es denn die Augen so nach oben? Warum leuchtete es so?

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ schrie die Meikätter auf und breitete beide Arme wie schützend über ihr Kind, das in Krämpfen zuckte. Sie hatte nie viel von ihrem Herrgott und vom Beten gehalten, aber jetzt faltete sie die Hände über ihrem Kind und rief hinauf zum Himmel, nicht bittend und stehend, nein, verzweifelt und ungestüm und rasend.

Gottlob, das Kind wurde ruhiger, es hob sogar das Köpfchen, und die Mutter flößte ihm die Arznei ein. Dann nahm sie es auf den Schoß ganz nahe an ihr Herz, ganz nahe an ihre Brust und wiegte es, wiegte es, und wußte nicht, daß es schon den letzten Atemzug getan hatte.

Das war zu viel für die Meikätter, dem war sie nicht gewachsen. Sie rastete, sie tobte, sie schrie, daß mitten in der Nacht die Nachbarn zusammenliefen und ihr das Kind wegnahmen, weil sie



Sie schrie, daß mitten in der Nacht die Nachbarn zusammenliefen.

und Schutz und Kraft und Stärke geworden war. Es wuchs heran wie die andern Kinder im Dorf, es brauchte nicht immer hinten zu stehen, es war nicht dummer als die andern, und was es aß, war ihm gegönnt. Es kam mit sechs Jahren zur Schule wie die andern Kinder mit einem richtigen Kanzen auf dem Rücken, einer neuen Tafel und einer neuen Fibel! Nicht wie einst seine Mutter, welche eine zerprungene, alte Tafel und eine zerfetzte, alte Fibel in den

sie für wahnsinnig hielten.

Sie war jahrelang in einer Anstalt und kehrte dann, mit Gott und der Welt verfallen, in das Heimatdorf zurück, wo sie sich nach und nach zur Dorfhege entwickelte und der Schreden und der Spott der Jugend und der Abscheu der Alten wurde.

Man wies ihr eine halbzerfallene, unbewohnte Hütte, das sogenannte Hirtenhaus, als Wohnung an, die, wie schon gesagt, vor ein paar

l ge-
sein
Ncht-
an
i, ob
wei-
und
span-

kätter
selbst
wahr-
eine
l mit
Herr-
ar da-
neue
tsache
hte. —

Jahr
Reich-
igung.
nachen
andern
ch und
Sonn-
ihren
wäre.
ändlich
ür die-
in der
Men-
em sich
seinen

n und
gelernt.
enschaft,
Schid-

Jahre
et luos
Wiege

Man
immer
gt mied
e, eine
Sinne.

Dorf so
Meikätter
rgte ihr
leidene
ge Mut-
mals, so
icher ge-
anchmal
gen, als
aufgehen

Jahren zusammenfiel und die Meißtätter unter ihren Trümmern vergrub. Aber es schadete ihr nicht. Man zog sie, zur Enttäuschung des ganzen Dorfes, heil hervor, nur ein paar wunde Stellen hatte sie, deren kein Mensch achtete.

Der Ortschulze hätte sie gern sonst irgendwo untergebracht, aber wer nahm die Meißtätter auf? Es war ja zum Lachen, so etwas zu denken! So mußte eine Kammer für sie hergerichtet werden. Der Ortschulze wollte ihr eine neue Bettstatt anschaffen, denn die alte war zusammengebrochen, als die Hütte einstürzte. Aber der Gemeinderat sagte nein, die Meißtätter könne auch auf dem Boden liegen. Da ließ der Ortschulze gegen den Willen des Gemeinderats die Bettstatt vom Schreiner zusammenhämmern, wie es eben ging. Sie war krumm und schlief, aber die Meißtätter lag doch in einem Bett und nicht wie ein Hund auf dem Boden. Denn schließlich, das sagten auch viele Leute im Dorf, war sie doch ein Mensch und kein Hund.

Da hatte nun die Meißtätter gehaust bis an den Tag, wo ihr plötzlich so schwach wurde, daß sie mitten in ihrer Kammer umfiel. Da lag sie. Ach, sie hätte ja gern noch ihr Bett erreicht, sie krabbelte sich zusammen, sie hielt sich am Stuhl fest, aber es reichte nicht mehr, sie sank immer wieder zurück. Und so blieb sie denn liegen, es war ja nicht das Schlimmste, was ihr in ihrem Leben begegnet war. Nur einen Schluck Wasser hätte sie gern gehabt! Der Durst, o der Durst! Sie rief „Wasser!“, so laut sie konnte, aber niemand hörte sie. Jetzt zuckte sie zusammen, es wurde ihr klar, daß sie allein und einsam war in ihrer Todesstunde. Da richtete sie ihre Augen starr auf ein kleines Bildchen, das an der Wand hing, es war ihr Rätterle im Sonntagsstaat. Das schaute sie an, das ließ sie nicht aus den Augen, bis der Tod kam und ihr die Augen zudrückte. Sie wehrte sich zuerst, sie wollte ihr Rätterle noch einmal ansehen, aber es nützte alles nichts, der Tod war stärker als sie.

Nach vier Tagen fand der Pfarrer die Meißtätter. Und wiederum nach zwei Tagen trugen sie sie hinaus auf den Gottesacker, und der Pfarrer predigte etwas ganz anderes, als die Leute erwartet hatten.

Daß sie still und in sich gefehrt heimgingen, habe ich schon erzählt.

Aber einer ging heim mit bleichem Gesicht und gebeugt, als wenn er eine Last trüge. Es war der Kellerrosel ihr Jakob, der alte, reiche Dorfschulze, dessen Kind soeben begraben worden war. Alles im Leben war ihm geglückt bis auf eins, nämlich, sein Gewissen zum Schweigen zu bringen. Das war das einzige, was der angesehenene, wohlhabende Mann nicht fertig gebracht hatte, und wahrhaftig, das machte ihm alle Ehre.

Als er nach Hause kam vom Kirchhof, ging er in seine Kammer. Da saß er auf dem Stuhl neben seinem Bett und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Die Worte des Pfarrers hatten alles wieder lebendig gemacht, was sein ganzes Leben verdunkelt hatte.

Wie anders, wie so ganz anders sah jetzt die Tat von hinten aus, als sie in der Jugend von vorne ausgehelt hatte! O er hätte ja damals nur zu gern die Kellerrosel geheiratet, er hätte sie ja lieb gehabt! Wenn sie nur nicht so bettelarm gewesen wäre! Er als reicher Bauernsohn, wie konnte er ein so armes Mädchen heiraten? Und noch dazu eine Dienstmagd! Es war unmöglich, rein unmöglich gewesen, schon seinen alten Eltern hätte er das nicht antun dürfen!

So redete eine Stimme unter seinem Nams, aber eine andere schrie: „Aber verführen! Verführen konntest du sie! Verführen, belügen und betrügen, das war möglich!“

Es kam wie eine Schwäche über den alten Schulzen, er sank nieder auf das Bett. O die Qual, als Schulze immer sein eigenes Kind dem Elend preisgeben zu müssen, immer sein Kind verstoßen und verleugnen zu müssen!

Der alte Schulze hielt Abrechnung mit seiner Jugendzeit, und da tauchte die Rosel vor seinem inneren Auge auf, und er rechnete und rechnete aus, daß er als Schuft gehandelt hatte an der Rosel und an seinem Kind!

O nein, das hatte er alles damals nicht gewollt! Soweit hatte er damals gar nicht gedacht!

Und er rechnete weiter, und er rechnete aus, was seine Jugendtat alles gekostet hatte, nämlich das Leben der Rosel, die Seele der Meißtätter und sein eigenes gutes Gewissen!

Der Schulze entsetzte sich über sich selbst. Er griff nach seinem Herzen, denn es zog sich in seiner Brust zusammen, als wenn es aufhören wollte zu schlagen. Er stöhnte laut. Nein, er konnte es länger nicht tragen allein, er brach zusammen.

Sein ahnungsloses, treues Weib, das ihn gehört, eilte erschreckt herbei, und sie fing ihn auf in ihren Armen. Er war ohnmächtig geworden.

Noch an demselben Abend beichtete er seinem Weib seine Sünde, und sie vergab ihm unter Tränen und half ihm tragen, denn sie hatte ihn lieb.

Als sie beide miteinander ganz still die letzten Habseligkeiten der Meißtätter besahen, fanden sie in einer Kiste, sorgfältig zusammengelagt, Kindersäckelchen und Kinderkleidchen. Ganz zuunterst lag ein altes, verwaschenes, größeres Kleidchen, das war rot und blau gestreift und hatte weiße Porzellantknöpfe! Die Erinnerung an ein trauriges Kinderdglück.



pierm
einzuß
Re
Besche
Feldes
spenst
ging,
die B
in de
um i
mit 1
He
Kind
im E
Di
Kniff
näher
Mühe
De
er sch
junge
früher
finger

Di
vor l
feurig
Fuhr
ficher
in di
D
hatte
sein
Bein
Pferd
aus
W
aufsta
seele
ein
chen
dem



Der Aufhocker.

Eine abenteuerliche
Geschichte

von

Max Bittrich.

Der Bauer Uglenz fuhr seit Jahrzehnten von der Grenze des Spreewaldes aus nachts nach jernen Kohlengruben und Papiermühlen, um ein paar Mark Nebenverdienst einzustreichen.

Kein Unwetter war ihm fremd, und er wußte Bescheid mit allen guten und üblen Geistern des Feldes und des Waldes; wo von Scheuchen, Gespenstern, Hexen und Wasserfrauen die Rede ging, da war Uglenz sachverständig. Und wenn die Fuhrleute, wie heute in nächstlicher Stunde, in der Heideschenke die Köpfe zusammensteden, um ihre Abenteuer zu berichten, so war Uglenz mit vielfältigen Erfahrungen allemal obenauf.

Heute am Tage hatte er in der Stadt ein Kind an den Mann gebracht, trug den Erlös im Sack und war redselig und guter Dinge.

Die Heze mit den Katzenpfoten samt ihren Kniffen und Finten vor und nach heimlicher Annäherung war ihm so genau bekannt wie seine Mütze.

Das Drachenfeuer in der Forster Heide hatte er schonmal aus der Erde sprühen sehen. Ein junger Drache hauste dort nach dem Tode des früheren, von dem Uglenz sogar ein Lied zu singen wußte:

Dreizehn Menschen hat er
Auf einmal gefrühstückt,
Hat sich aber immer
Noch nicht satt gefrühstückt.

In einer stürmischen Novembernacht hatte sich vor Uglenzens Augen der junge Drache in einen feurigen Baumstamm verwandelt, sich vor dem Fuhrwerk quer über die Landstraße gelegt, um sichernd zu verdusten, als die Gäule furchtsam in die Höhe stiegen.

Dann des Hexenmeisters Krabats Geist! Der hatte sich auf Uglenzens Papierfäcke gepflanzt, sein Vergnügen daran gehabt, sein knöchernes Bein zwischen die Radspeichen zu stecken und die Pferde ziehen zu lassen, bis ihnen die Muskeln aus dem Leibe traten.

Wenn aber um Mitternacht jene Kobolde auftauchten, mit denen keine andere Menschenseele fertig wurde, so besaß Uglenz auch für sie ein Rezept: er lud sie einfach ein zum Schilfischen Milchirse. In einem dunkeln Winkel bei dem Gasthause schlabberten sie die mit Zimt und

Zucker gewürzte Speise aus, leckten sich den Mund und verschwanden versöhnt.

Wieder andere Gespenster waren da, die spielten sich auf wie in der Fastnacht, fleischten die Zähne, tanzten Ländler und Polka, hüpfen wie brennende Laternen über die Straße. Wer sie beschimpfte, dem kletterten sie auf das Strohdach der Scheune. Wer jedoch nicht mucks, nicht puds sagte, der konnte mitunter auf seinem Wagen vor Sonnenaufgang ein Nest mit Eiern, in den Eiern funkelndes Gold finden. So ansprechende, netzte, man darf schon sagen: unterhaltende und nützliche Gespenster neben der bösen Sorte waren Uglenz vertraut.

Welch namenlos unangenehmer Geist war dagegen der des Riesen Pumphut! Der Kerl zwängte sich neben den Fuhrmann, doch nach rückwärts gerichtet, und war so groß, daß die Beine vom Ende des Lastwagens zur Erde herunterbaumelten. Wehe, wer nur den geringsten Ton gegen diesen Aufhocker äußerte! Sofort ließ Pumphuts Geist die Beine als Bremsen niederlassen. Das Fuhrwerk stand wie angekniet. Nur wenn der Riese besonders freundlicher Laune war, hob er seine Gliedmaßen noch vor Tagesanbruch wieder auf. Ein ausschweifend garstiger Besucher!

Schlimm war auch der verwünschte Jäger, der bei den verwitterten Eichen als wunderschöner Vogel von Baum zu Baum flog, die Kasse hinter sich her lockte, sie in den verlassenen Torfstich führte, während der Vogel zum altfränkisch gekleideten Popanz wurde, die Büchse knallen ließ, sich dem Fuhrmann auf den Rücken schwang, dem Ueberraschten durch Fragen Fallstricke legte, ihm das Wort im Munde verdrehte. Ein spitzfindiger Aufhocker, dieser verwünschte Patron, merkwürdig böseartig trotz offenbar guter Kinderstube!

Weiter trieben da ihr Wesen die Nachtgespenster, die Klanken- und Scheinangriffe so lange wiederholten, bis dem Bedrohten eine stille Verwünschung über die Lippen fuhr. Jäh folgte der Hauptstreich: sie schnellten hoch, legten dem Fuhrmann von hinten beide Arme über die Schultern, drückten an der Kehle herum, bis sie sich beim ersten Hahnenschrei in die Büsche schlügen. Dem schimpfenden Bauer Henoch hatte so ein heimtückisches Gespenst sogar die Peitsche entrissen, um sie auf Henochs Rücken tanzen zu lassen.

Als Uglenz von diesem Ueberfall vernahm, schob er die Schuld auf Henoch. Ihm selbst, so behauptete er, würde sich kein Aufhocker so hartnäckig und herausfordernd zeigen! Immer lasse sich der Bedränger zu rechter Zeit abschütteln. Freilich müsse man gefügig genug sein, sich für Augenblicke in die Launen einer Scheuche fügen; man müsse sozusagen politisch verfahren, und dazu müsse man Kopf haben. Wer den rechten

Berstand besitze, der werde mit jeglichem Gespenst fertig, selbst mit einem tonangebenden Aufhoder.

Worauf die Zuhörer, der Henoch, der Song und der Mudra, sich dicht auf die Tischplatte bückten und scheu durch die Fenster in die pechschwarze Nacht hinauschielten — so respektlos fanden sie das Uglenzsche Wort.

Um sich vor weiteren unheimlichen Gesprächen zu retten, tranken sie ihre Schnäpfschen aus und wollten ihre Gänge weitertreiben, aber da ratterte ein schwerer Windstoß gegen das Haus, daß Türen und Fenster klapperten und die Lampe schwankte. So bestellten sie noch ein Fläschchen Brantwein, um zur Ruhe zu gelangen vor dem Ausbruch. Denn so plötzlich Sturm jagte Mus-

sofort ein neuer harter Windstoß vorantrieb. „Ihr klapperbeinige Gesellschaft, mit Euch wird unjereins wenig Federlesens machen!“

Dennoch legte er eine Hand auf das Geld für die Ruh.

„Wo wird sich ein nächtlicher Bauwau gerade an meinem bißchen Geld vergreifen oder an mir!“

Er lief und überlegte und wurde von Zeit zu Zeit wieder von der Faust jähen Sturmes gerüttelt und geschoben.

Ha — was war das?

Ein sonderbares Etwas fauste an ihm vorbei, über die Landstraße, vom weiten baumlosen Felde zur Rechten zu dem zur Linken. Und schon flog ein zweites Unerkennbares an seinem Gebein vorüber.

Nur furchtlos weiter!

Er stapfte quersfeldein, auf kürzerem Feldwege, begann vor dem Galgenberge kräftig das Lied vom Kampfbeginn zu singen:

Sie jatteln die Kasse sich alleamt,
Sie legen die klirrenden Sporen an —
und kam mit solchem Trutzgesang am
Stellbischein unerlöster armer Seelen
ebenso heil vorüber, wie am verfalle-
nen alten Friedhose. Schon war er
froh, trotz verkündigtem Mute, drei-
viertel seines Weges über die Felde
ohne Schaden hinter sich zu haben, da
— ein Laufen, Schnaufen und Fauchen
im Getreide, mit Windeseile anschwel-
lend.

Uglenz erschrickt, stutzt, steht — er will das Reich der unerkennbaren Gefahr verlassen. Wohin kann er sich wenden?

Schon ist ihm der Spud auf den Fersen, ganz buchstäblich, klammert sich an den Ratlosen, schwingt sich auf Bein, Rücken, Nacken, und zugleich stößt

ein zweiter Spudgeist gegen Uglenzens Beine, versucht ebenfalls an ihnen emporzusteigen, läßt eine heisere Stimme hören wie die Meute des wilden Jägers, weicht nicht. Je unsinniger Uglenz rennt, sich zum Neuzerker treibt, um so hartnädiger klammert sich der Aufhoder an ihn, um so veressener ist der Begleiter ihm zu Füßen, den Wettlauf zu gewinnen.

Hilf Himmel, hilf!

Alle Sünden fallen dem Fliehenden ein. Man hätte, denkt er, die losen Reden in der Schenke unterlassen sollen! Nie mehr im Leben will Uglenz den Mund so weit aufstun.

Doch was hilft in diesem Augenblick der beste Vorsatz! Die Strafe sitzt Uglenz am Hals, folgt ihm auf dem Fuße über Stock und Stein, Wiese, Acker, Sumpf.

Nur weiter! Wettlauf mit dem bösen Schat- ten, bis Haus und Hof erreicht sind!



Der Keel zwängte sich neben den Fuhemann, doch nach rückwärts gerichtet, und war so groß, daß die Beine vom Ende des Lastwagens zur Erde herunterbaumelten.

geburten der Hölle auf zu Ränken und Schwänken.

Bauer Uglenz merkte die Absicht. Gerade jetzt versprach er zu zeigen, wie furchtlos er sei, wie er sich zutraue, das verschiedenste Gesicht in der nahen Kieferneinöde und später auf weitem freiem Felde auf Grund seiner Schlaueit und Erfahrung in die Pfanne zu hauen. Er, die sogenannte Einfalt vom Lande, die seit Jahrhunderten mit allen Wassern gewaschenen Bettern und Basen des Satanas.

„So — jetzt tappe ich mutterseelenallein meine zwei Stündchen weiter bis zu Haus und Bett, und kein Nachtjäger, auch kein Aufhoder wird sich am Bauer Uglenz vergreifen, weil sie sich ihre Leute ansehen!“

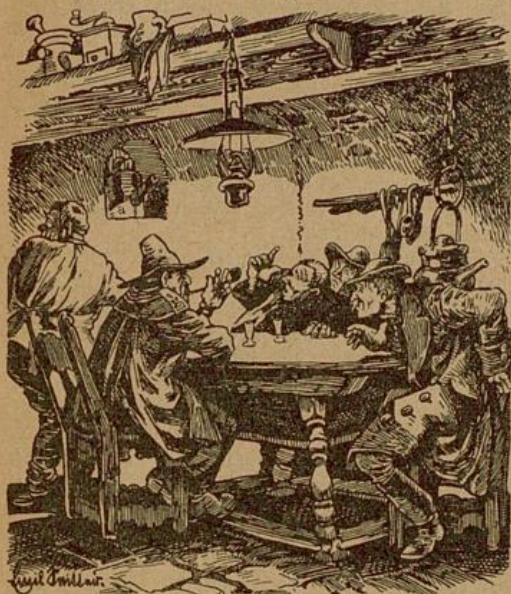
Damit erhob er sich, schmiß die Türe zu, befand sich unter freiem Himmel, setzte gleich fleißig ein Bein vor das andere.

„Tut nichts!“ kaute er in sich hinein, als ihn

D
der K
unerl
stehen
Dorf
weiße
brüll
G
Setur
Er
S
S
Boran
schen d
Setur
Nacke
weiße
da he
in de
unten
in S
M
Lager
rettet
legun
kötter
harml
Enge
auf d
so ha
breit
S
dachte
In
verfat
sollte
tiger

Der Atem droht dem Geheizten auszugehen, der befeßen ist von unbegreiflichen Mächten, von unerhörter Last. Er beginnt zu stöhnen, zu flehen. Die letzten Kräfte bietet er auf, das Dorf zu erreichen. Schon bemerkt er den Wegweiser, stürmt auf ihn zu, erhebt die Stimme, brüllt um Hilfe.

Er ist dem Zusammenstürzen nahe. Nur eine Sekunde am Wegweiser lehnen, verschnaufen! Er sucht die feste Stütze. In der gleichen



Voraus die Zuhörer sich dicht auf die Tischplatte bückten und sahen durch die Fenster in die pechschwarze Nacht hinausgeschleiten.

Sekunde fühlt er, wie sich der Aufhoder vom Nacken löst und nun — hopp! — auf den Wegweiser springt. Einen Blick darauf! Richtig: da haucht das Gespenst mit gekrümmtem Rücken, in deutlich erkennbarer Katzengestalt, und von unten grollt und kläfft das andere Nachtgespenst, in Hundegestalt, hinauf.

Als sich Uglenz nach weiterer Flucht auf sein Lager geworfen hat, sich heil und sein Geld gerettet weiß, beschleicht ihn die kühle Ueberlegung, ein ganz gewöhnlicher strolchender Dorfkötter und eine gewöhnliche, von diesem verfolgte harmlose Katze könnten ihn, den Uglenz, in die Enge getrieben haben. Sie hätte in ihrer Angst auf die Bäume klettern mögen, diese Katze, und so hatte Bauer Uglenz vielleicht den weit und breit fehlenden Baumstamm erseht.

So konnte es gewesen sein, — es konnte! dachte Uglenz.

Immerhin: auch in Hund und Katze konnten verkappte gruselige Feinde gesteckt haben. Man sollte also in Zukunft seine Worte doch vorsichtiger wählen!

Der Rauchfangkehrer auf dem Scubenhund.

Von Mathes Nitsch.

Die Niedlingsdorfer Muhme ist ein echtes Reifeweib. Jede Woche einmal kommt sie in die Warth auf den Markt mit ihrer Grünware, auch in Pintafeld und Oberschützen ist sie nicht selten, ja es fehlte nicht viel, so wäre sie einmal gar ins Steirische nach Graz gefahren. Dabei hat sie immer die Augen offen; so verwundert sie sich nicht bald über etwas. Dennoch schrie sie, als sie zum ersten Mal die Drahtseilbahn von Bergwerk nach Tagmannsdorf herüberlaufen sah: „Jesus! Was ist denn das für eine Truhensuhr da oben in der Luft? Meiner Seel und Gott, das Antimonitgestein selber, das sich da führen laßt, müßt einen Schwindel kriegen, wenn es denken könnte, was mit ihm geschieht; gar ein Mensch, glaub ich, würde gut daran tun, wenn er früher sein Testament machte, bevor er sich auf so einen Hundling aufsetzt.“

Nicht so denkt der Gesell der Warther Rauchfangkehrermeisterin. Der Tobias ist noch weiter in der Welt herumgekommen als die Niedlingsdorfer Muhme. Was sollen ihm kleine Flecken wie Pinta-feld und Oberschützen heißen! Er hat die Wiener Stadt gesehen und Berlin und Hamburg auch, und einmal hat er auch schon über das große Wasser hinübergeschifft. Und nicht nur in die schönen langen Gassen hat er allum seine Nase gesteckt. Das können andere auch. Aber auf den Dächern oben ist er spazieren gegangen, die höher sind als der Schützer Turm. Von dort hat er in die wimmelnde Welt hinabgeschaut. Ein Rauchfangkehrer hat andere Gedanken, wenn er wo oben steht und hinabsieht, als den Schwindel, so wird der Tobias wohl auch immer sonst etwas gedacht haben.

Ganz sicher ist es, daß er sonst etwas dachte als die Niedlingsdorfer Muhme, wie er die Seilbahn zuerst daherrollen sah. Er wäre schon damals gern mitgefahren mit ihr; leider wußte sie nur den einen Weg hin und zurück; über Kreuz nach Mariasdorf hinauf ging sie nicht. Und eben dorthin mußte er damals.

Indessen in einer Weile kehrte er in Glashütten ein paar Ramine, wo sie recht ruhig sind, danach stellte er seiner ehrlichen Berrichtung auf den Wangen mehrerer Glashütter Mädchen ein Glaubhaftigkeitszeugnis aus. Als alles das gesehen war, bestellte er sich bei der Mostwirtin ein Glas Apfelmöst und setzte sich breit dazu. Die Mostwirtin ist keine üble Gevatterin, überdies einsichtig. Sie spricht auch recht freundlich mit ihm, daß ihm der Tropfen noch einmal so gut mundet. Im währenden Trinken und Sprechen steigen ihm aber so seltsame Gedanken auf, wie sie keinem anderen aufsteigen können als einem

trieb.
wird
Geld
gerade
an
Zeit
urmes
porbei,
mlojen
Und
seinem
erzerm
nberge
nn zu
nt,
an —
ig am
Seelen
erfalle-
ar er
drei-
felder
en, da
fauchen
schwel-
er will
Gefahr
enden?
en Fer-
sich an
Bein,
stößt
Beine,
steigen,
te die
ht. Je
ähersten
er Auf-
egleiter
n.
a. Man
Schenke
n will
er beste
je, folgt
Wiese,
Schat-

Rauchfangkehrergesellen und — um genau zu sein — auch nur demjenigen Gesellen, der bei der Warther Meisterin im Dienste steht.

Denkt sich der Tobias: Ist ist es mir schon geschehen, daß ich mit einer sauberen Gretel geredet hab, aber noch nie hat mich eine so lebendig an eine andere erinnert wie diese da. Wie die sich dreht und wie sie sich schickt und wie sie mir um den Bart herumhuscht mit ihren rehbraunen Augen! Wenn ich jetzt nur gleich wüßte, welche mir schon so oft so freundlich begegnet ist, ohne daß ich sie recht schaffend beachtet hab! Tobias, streng an deinen krausen Kopf! Kannst dich nicht erinnern? War es nicht in Wien auf der Wieden beim Heurigen oder in Preßburg auf den Bagenhäuseln, zu Neustadt, Feldbach, Schlaining oder in der Warth oder gar . . . in der Warth? Halt! Kreuzdividami! Ja, in der Warth, im Untertrum, bei der Rauchfangkehrermeisterin! Tjuhu! Bei der Meisterin, der meinigen! Daß mir das nicht schon längst eingefallen ist, daß meine Meisterin keinen Meister hat und daß sie ein Aug oder auch alle zwei auf mich wirft, daß sie mich . . . wie nennt man das? . . . mich . . . gern hat! Und ich Stoffel, ich hüpf um sie herum wie ein Zinshahn und sag nicht: Also dann nimm mich halt, du liebe gute Meisterin, zu deinem Meister!

Wie er soweit gedacht hat, hißt auf einmal der Most so närrisch in ihm, daß ihm das ganze Blut in den Kopf fährt, als ob es oben bei der schwarzen Zipselmütze hinaus wollte. Es kann aber nicht hinaus, so bleibt es in seinem Gesicht hängen. Man merkt es wohl kaum unter der dicken Rußkruste.

Nur die Mostwirtin sieht es, weil ihre schönen braunen Augen eine scharfe Schneide haben. Sie verheimlicht es auch nicht, daß sie es merkte.

„Aber Tobias, warum bist du denn jetzt auf einmal so rot geworden?“ fragt sie.

Der Tobias entgegnet und lügt schier: „Das müßtest du ohnehin wissen, dein Most hat mich so in die Hitze gebracht.“

Er fühlt es aber selbst, daß der Most eine feine Gehilfin hatte bei dieser Berrichtung.

Doch auch sie kennt sich aus.

„Einen Bauer muß man mit einem anderen jangen,“ meint sie. „Daß dir noch ein Glas einschicken! Das macht den Most fromm, den du in dir hast.“

Und schon steht das Glas eingeschickt.

Der Tobias rührt es aber nicht an, er springt vielmehr auf von der Bank, reißt seinen Geldbeutel heraus und fragt nach der Zech.

„Geh weg!“ sagt sie. „Zahlen wirst! Ich bin schon bezahlt. Du hast mir meinen Rauchfang gefehrt, weil er schon verlegt gewesen ist, und ich hab dir ein bißchen eingehetzt, weil ich eine kühle Nacht spüre. Da sind wir quitt.“

„Wenn es so ist,“ entgegnet Tobias, „darf ich das Glas nicht stehen lassen,“ und schickt es dem anderen nach.

Darauf schießt er zur Türe hinaus und hinunter auf den Goberlinger Weg. Das heißt, der Mostwirtin reicht er früher die Hand zu einem Behüt Gott, und weil sie gerade ihren Mund so nahe bei dem seinen hat und auch gar so fein still hält damit, klebt er da noch schnell auch so ein Glaubhaftigkeitszeugnis an, ein schwarzes. Auf dem Wege dann hätte er es schier länger bedenken müssen, als er es tat, daß die Mostwirtin dabei nicht ausspuckte wie die närrischen Mädchen, die so entsetzlich psuuteufelten, wiewohl er ihnen nur auf die Wangen zugekommen war, nicht auf den Mund.

Aber die Meisterin geht ihm so viel im Kopf herum, daß er dies nicht lange schätzt und wägt. Eins ist nur sein Sinnen, wie er schneller in die Warth kommen könnte.

Den Buchschächener Gregerl möchte er sich schier zum Muster erwählen, wenn dessen Mutterwitz nicht auf die Ahnen und deren altmodisches Denken zurückschlüge. Der Gregerl spekulierte nämlich auf den Draht, mit dem man sich von einem Ort zum anderen eine Post schickt, und dachte, wenn der alle Neuigkeiten mitnähme, der Draht, werde er auch seine neuen Stiefel aus der Warth zu seinem Vater nach Buchschachen hinüberschicken können, und hängt die Stiefel hinauf, mit dem Zettel dran: „Meinem Vater in Buchschachen.“ Und richtig, wie er am anderen Tag in der Frühe nachsieht, ob er sie ohnehin brav mitgenommen habe, der Draht, die Stiefel, hängt schon die Antwort droben: „Stiefel richtig angekommen. Schicke schnell einen Brannwein und Zigarren nach!“ So dumm ist der Dummrian aber doch nicht, daß er nicht erkannt hätte, daß seine Stiefel an eine falsche Adresse gelangt sein mußten, weil sein Vater kein Schnapstrinker war und kein Raucher.

Unser Tobias kennt die Drahtpost besser und weiß, daß die einen, wenn man sich auf sie hinaufhenkte, in aller Seelenruhe hangen ließe, bis man nicht von selbst herabstie. Darum macht er sich den Mutterwitz des Buchschächener Gregerls nicht zu eigen. Aber auf die Seilbahn spekuliert er, indem er meint: Wenn ich mit dieser aus der Grube bis Tagmannsdorf fahren könnte, wäre ich bald daheim, und meine Meisterin würde nimmer sagen: „Ja, Tobias, wie hast denn so lange ausbleiben können?“, wenn ich ihr verriete, daß ich den ganzen Weg in der halben Zeit zurückgelegt habe.

Und er rennt mit einer Hast in die Grube, wie wenn er für seinen Eifer bezahlt würde. Dort geht die Bahn an der Schnur, und die Grubenhunde rollen her und hin, je nachdem, ob sie leer laufen oder ob sie Antimon geladen haben, daß es eine Freude ist. Eine Weile steht

der G
dabei
so ein
heiml
ßen u
sich e
über
Luft,
men
sich b
Niede
herüb
De
ihm
vor 2
bei se
leicht
könn
fällt
Ur
kleine
B
riegel
genau
Bürge
Vorm
einen
steht
De
er sich
seiner
sein C
für ei
haben
diesen
gen si
erst e
ganze
De
wenn
ren e
Karre
würde
lachen
Ur
ginne
Ur
Leitun
an de
steht
elektr
Peisse
nieder
Ur
Gerste
müßte
tragen
sein 2

der Gesell und schaut zu, und wie eben niemand dabei ist, nimmt er einen Anlauf und springt auf so einen geladenen Hund auf und fährt mit einem heimlichen Jauchzer in die Welt hinaus. Draußen wirft er das Gestein aus dem Hund, macht sich einen guten Sitz und kutschiert so hin. Hoch über dem Lande geht die Fahrt. Es ist eine Lust, so zu kutschieren. Die Fichtenwälder schwimmen unter ihm fort, Wiesen und Felder breiten sich bald aus, und aus dem Steirischen und dem Niederösterreichischen grüßen die hohen Berge herüber, in zehn und zwölf Ketten hintereinander.

Der Tobias sieht aber kaum etwas davon; ihm schwebt immer nur die eine liebe Aussicht vor Augen, daß er in einem knappen Sündchen bei seiner Meisterin sein wird. Daß ihn vielleicht ein Schwindel erfassen und daß er abstürzen könnte, oder daß sonst ein Unglück möglich wäre, fällt ihm gar nicht ein.

Und doch ist das Unglück nahe, und kein kleines.

Wie er mitten zwischen der Grube und Sulzriegel just über einer tiefen Senkung kutschiert, genau über dem Stoppelfelde des Sulzriegler Bürgermeisters, von welchem Felde man erst am Vormittag die Gerste heimgeführt hat, gibt es einen Ruck und einen Riß, und — sein Fuhrwerk steht still.

Der gute Gesell, noch halb im Traum, in dem er sich schon die Minute ausrechnete, in der er bei seiner Meisterin sein wird, sagt: „Zih!“ Aber sein Gaul rührt sich nicht.

In der Grube, in der sie gar nicht ahnen, was für ein hitziger Fahrgast auf ihrem Wagen sitzt, haben sie den Gaul abgesträngt. Und wenn sie diesen einmal am Feierabend absträngen, so strängen sie ihn an dem Tage nicht mehr an, sondern erst am nächsten. Bis zum Morgen steht das ganze Werk wie in einem Schraubstock.

Das weiß der Tobias auch; aber er tut, wie wenn er es nicht wüßte, und verfehlt seinem Karren einen Schlag und einen Tritt. Freilich, der Karren ist nicht der Gaul: er rührt sich nicht; und würde er sich rühren, so würde er auch lieber lachen über den armen Schelm.

Und der beginnt jetzt zu grübeln, was er beginnen solle.

Am nächsten liegt der Rat, daß er sich auf die Leitung halle, zum Traggestell hinüberturne und an dem zur Erde niedergleite. Ja, aber wer steht ihm gut dafür, daß die Leitung nicht noch elektrisch geladen ist und daß ihn die unächtbare Peitsche, die die Hunde so füreinander treibt, nicht niederstreckt? Da läßt er es bleiben.

Auch ans Abspringen denkt er. Doch die Gerstenstopfeln liegen so tief unter ihm! Man müßte ihn am Morgen in einem Leintuch heimgetragen zu seiner Meisterin. Und das ist auch nicht sein Wunsch. So läßt er es anstehen.

Weil aber der Tobias ein frommer Gesell ist, senkt er in der dritten Reihe auch an den lieben Gott und spricht ein Gebet, so schön, als ob er es bei der Schulprüfung aussagte.

Aber der liebe Gott muß eben der Sonne beistehen, daß sie durch eine vertrackte Wolkenwand durchkomme und in Ehren ihre Schlafkammer erreiche. Dabei bekommt er just so viele Gebete aufgetischt, der liebe Gott, daß er nicht weiß, welches er anhören solle. Darum läßt er vorerst die meisten unter den Tisch fallen. Es ist auch dasjenige des Tobias darunter.

Wie es dieser wahrnimmt, daß sein Gebet dem lieben Gott unter den Tisch geraten war, wird er zornig und schreit: „Da soll doch gleich das Donnerwetter dreinfahren!“

Und das Donnerwetter läßt sich nicht lang bitten, sondern ist ihm auf der Stelle gefällig. Es hat ohnehin einen Aerger erlebt, daß es die Sonne ungewaschen hat müssen durchschlüpfen lassen. Da dient es ihm zur aufrichtigen Freude, daß es noch einen Menschen erwischt, gar einen solchen. Mit einem Blitzen und Krachen rumpelt es daher und beginnt den Tobias zu waschen.



„Nachbarn, helft!“ schreit der Tobias.

Der brummt gar unselig: „Waschen kann ich mich selber!“ Aber sein Brummen nützt ihm nichts. Einmal hat ihn das Donnerwetter erhört, ein zweites Mal tut es das nicht mehr.

In dieser seiner neuen Not vergeht dem Tobias die ganze Mosthiße, und mit seinem kühlsten Berstand, der schon ein wenig schnappert, nimmt er zu den lieben Nächsten seine Zuflucht.

„Nachbarn, helfst!“ schreit er aus vollem Hals. Es könnte einem richtig das Herz bewegen, wenn man ihn schreien hörte. Doch wer soll ihm in der schraubenden Gewitternacht beistehen? Die anständigen Leute sind alle in ihrer sicheren Klause daheim; und die Spitzbuben, die die wüste Stunde auf anderer Leute Kartoffeläcker führt, liefen, hörten sie den Unsichtbaren, verwirrt davon, in der Meinung, daß die Kartoffeln, von ihrem Grabschelte verlegt, die gellenden Hilferufe ausgestoßen haben.

Und wie stellt sich das der Gesell in der Vogel-schau wohl vor: die Leute sollen ihm helfen! Gibt es denn im ganzen Lande eine Leiter, die da aus-reichte? Oder soll einer an den Streben hinan-steigen, wo er nicht herabgleiten mag an ihnen? Oder glaubt er gar, daß er den Narren fände, der bei einem derartigen Höllenwetter in die Grube liefe und es ausrichtete, daß man um Gottes willen das Werk wieder gehen lasse, damit sich der verliebte Rauchfangkehrer zu seiner Mei-sterin tummeln könne? Nicht einmal die Meiste-rin selbst würde ihm diesen Gefallen er-weisen.

Der Tobias muß ohnehin so etwas ahnen, denn mit einem Male tritt die Meisterin in sei-nem Denken von dieser Seite hervor.

Es ist ja wahr, der Mensch soll sich waschen und rein machen, daß er seinem Schöpfer ein sau-beres Bild zeige, und ein Rauchfangkehrer soll sich nur gar fleißig abschwemmen und das Wasser nicht sparen. Aber wie es diesen Rauchfangkehrer wäscht in dieser Nacht, das geht weit über den Brauch. Er hat keinen trodenen Faden mehr am Leibe, kein Härchen Haar, das nicht patzschnaß wäre, und aus allen Oeffnungen in seinem Ge-wande schießen die Gießbäche heraus, eisig, so eisig, als kämen sie schnurgerade aus der Christkindel-mette.

Da ist es schier gerecht, daß sich Tobias frage, ob seine Meisterin diese Liebe verdiene. Gleich antwortet er dennoch nicht: „Nein, sie verdient sie nicht.“ Aber wie ihm die Kälte und die Kälte bereits auf die Knochen dringen, gibt er zu: „So viel Liebe verdient sie nicht, und wenn sie noch so freundlich zu mir wäre.“

Bald darauf zieht er ihre ganze Freundlichkeit zu einem einzigen Zweifel auseinander und meint, sie hätte sich ihm so wohl nur gezeigt, damit er die Rauchfänge in seiner Berrücktheit nur alle noch schöner lehre.

Und da ergießt sich ihm schon die Galle.

Um Mitternacht hellt es sich ein wenig auf, und der Mond guckt aus den Wolken, um zu erkunden, ob der schwarze Mann schon weiß sei. Er muß aber mit dem Farbengrade noch nicht zufrieden sein, denn gleich verschwindet er und läßt wieder die mächtige Gießkanne regieren.

In dieser nassen Not hüßt Tobias schon für alle seine Sünden, was ihn auch bestimmt, eine

Sünde dazuzuschlagen. Wo viele sind, rennt noch eine mit; gar beim Sündenabbüßen ist es nicht schade, wenn um eine mehr ist als weniger. Je größer die Schuld, um so größer die Gnade. Er sagt knapp nur so viel: „Und wenn die Meisterin mein Leiden nicht wert ist, soll sie der Teuzel holen!“

Und sie war sein Leiden nicht wert. Denn in derselben Nacht noch holte sie der Teuzel. Dieser war ein richtiger Teuzel und hieß Paul mit dem Taufnamen, sein Vater aber war der alte Nisch-berger.

Das alles erfuhr der Tobias bald. Bald, sage ich. Die Ewigkeit und noch eine gute Strecke dar-über schien es ihm. Indessen wie es kommt, dem einen früher, dem anderen später: ein Stücklein hinter Mitternacht weckten doch auch nach dieser grauslichen Schlafzeit die Sulzriegler Hähne den Tag auf, und die Sonne nahm einen goldenen Besen und segte, eins, zwei, drei, den Himmel klar, so rein und klar, daß er nur so funkelte.

Darüber strängten sie in der Grube wieder an und ließen das Wäglein rennen.

So kam Tobias in Tatzmannsdorf angerollt.

Dort überfällt man ihn gleich mit Fragen: „Ja, Tobias, von wo kommst denn du so zeitig in der Früh her?“

Er antwortet: „Von wo soll ich denn herkom-men sonst mit diesem Zeug als von der Grube!“

So spricht er. Freilich, daß er die ganze Nacht auf der Seilbahn oben gehangen hatte, behält er bei sich. Und das wurde dann hier erst später kund.

„He, weißt du aber schon das Neueste?“ fragen sie weiter.

„Von heut oder von gestern?“ erkundigte er sich.

„Zwischen heut und gestern liegt's: deine Mei-sterin hat sich in der Nacht mit dem jungen Nisch-berger versprochen.“

„Jich!“ Es ist ein grimmer Zauchzer, den er tut, dazu brüllt er: „Alsdann hat er sie doch ge-holt, der Teuzel, die Heze!“

Die Leute verstehen das Wort nicht. Sie mei-nen, er habe schon in aller Herrgottsfrühe einen Spiz, und sagen: „Jetzt wissen wir's, daß du von der Mostwirtin kommst.“

Er entgegnet: „Und das soll wahr sein. Noch wahrer aber ist's, daß ich gleich wieder zu ihr zurückwandere.“

Gesagt, getan. Doch er macht die Wander-schaft nicht mit der Seilbahn. Beileibe! Für heute hat er genug von der. Zu Fuß geht er in einem guten Paßschritt, daß es ihm nach und nach schön warm wird, und sich seine steifen Beine wieder ordentlich biegen. In dieser Weise wird ihm der Marsch schier zu einem Segen; sonst wäre ihm das Gerippe zusammengeroftet von der näch-lichen Kälte, und seine Lustreise hätte ihn ins alte Eisen gebracht.

Gott sei Dank, auf den Marsch langt er frisch

und
hütter
Di
wunde
„I
in all
Da
mische
unten
etwas
De
Er ur
die V
„M
ten
rade
ich an
Je
macht
„Je
du de
gelernt
auch
lernen
Merkt
Sie
Weile
du ve
schwar
gewase
Sa
schon?
kann
bin ic
ist der
sieht
leiden
Befan
Sie
stümer
und di
sagt j
Da
es hie
Himm
wasche
Er
„Je
du mi
Die
Da
„M
Un
Lachen
„I
wenn
spruch
Jel
Zidlei
her tr

und gesund und völig bräutigamhaft in Glas-
hütten an.

Die Mostwirthin schlägt vor freudiger Ver-
wunderung die Hände zusammen.

„Ja, Tobias, von wo kommst denn her schon
in aller Früh?“

Dabei schaut sie ihn aber mit einem schel-
mischen Lächeln an, von oben bis unten und von
unten bis oben, denn in Glashütten ist schon
etwas ausgeraucht von seiner Seilbahnfahrt.

Der Tobias ist aber eine schlaue Kundschaft.
Er unterschlägt seine Meisterin und läßt
die Mostwirthin alles gelten.

„Weißt,“ meint er mit einem verlieb-
ten Augenzwinkern, „ich komm schnurger-
rade von dir zu dir. Denn bei dir bin
ich am liebsten.“

Jetzt weiß sie es. Und das Wissen
macht sie nicht böse.

„Ja,“ geht er weiter, „am Abend hast
du den schwarzen Mann näher kennen
gelernt; denk ich mir, sollst in der Früh
auch den weißen Mann näher kennen
lernen, damit du den Unterschied merkst.
Merkst ihn ohnehin?“

Sie sagt: „M—hm!“ Und nach einer
Weile fragt sie ihn: „Aber Tobias, gelt,
du verrastst mir's: bist du der nämliche
schwarze Gesell, den heut nacht wer weiß
gewaschen hat?“

Sagt er: „Da schau, das weißt auch
schon? Bist ein Donnerstweib! Aber ich
kann dir's schon verraten; der nämliche
bin ich. Und der mich gewaschen hat,
ist der Himmel selber gewesen. Daraus
siehst du, daß man mich auch dort oben
leiden kann. Und das ist keine schlechte
Bekantschaft.“

Sie kann ihrem Herzen, das immer unge-
stümer auf ihn zuarbeitet, kaum mehr gebieten,
und die Zunge geht ihr schnurgerade durch. Sie
sagt für sie: „Tobias, magst einen Most?“

Das ist doch eine liebe Rede. Gerade als ob
es hieße: „Tobias, du, ich hab dich gern wie der
Himmel seine Stern, wie . . . aber . . . aber
waschen mußt dich schon selber.“

Er antwortet auch nicht rauher.
„Ich bin schon für den Most, aber nur, wenn
du mittrinkst.“

Diese Bedingung stellt er seinem Durste.
Da geht ihr Herz plötzlich durch mit ihr.

„Aus e i n e m Glas?“ lacht sie glücklich auf.
Und er gibt ihr noch eine weitere Ursache zum
Lachen.

„Freilich aus e i n e m Glas,“ sagte er. „Und
wenn du auch so denkst wie ich: aus dem Ver-
spruchglas!“

Jetzt sollte sie wer springen sehen. Wie ein
Zicklein hüpfet sie davon und holt das Glas. Nach-
her trinken sie einen Most und trinken auch die

ewige Liebe in ihm, dazu den Rat, wie sie es mit
dem gemeinen Versprechen machen sollen und mit
dem nachfolgenden Ehrentage.

Als sie beim Hochzeitstage halten im Ge-
spräch, sagt die Mostwirthin mit einem spitzbübischen
Schmunzeln: „Aber das nehme ich mir aus: eine
kleine Reise machen wir auch nach unserer Hoch-
zeit!“

Wenn das Heiraten sein Zudebröt ist, so ist
die Reise die Rosinensaft in diesem Brote.

„Bin fix dabei!“ ruft er.



„Freilich aus einem Glas,“ sagte er. „Und wenn du auch so denkst
wie ich: aus dem Verspruchglas!“

„Und auf der Seilbahn muß gereist werden
von der Grube nach Tagmannsdorf!“ fordert sie.

Das ist ihm gleich nicht alles eins.

Doch sie gibt nicht nach.

„Das muß sein,“ sagt sie, „weil ich einmal die
Fahrt mit dir machen will, die du heut nacht allein
gemacht hast, damit du aus der Wirth und von
ihren alten Weibern je früher zu mir zurückkom-
men hast können. Brauchst keine Gefahr zu
haben vor dem Steckenbleiben. Etwas Geselchtes
und einen Most nehme ich mit, auch ein paar
warme Schultertücher und meiner Großmutter
selig ihren großen Regenschirm.“

Da willigt er ein.

Wie sie aber weiterredet und sagt: „Dann
flogen wir wie zwei Tauben durch die Luft bis
zu dem Ort . . .“, nein, da läßt er sie nicht weiter-
reden, sondern nimmt sie um den Hals und löset
ihr mit seinem heißen Mund die Lippen zu.

Wahrscheinlich tritt ihm das Bild der
Neugierigen vor die Augen, die eben den Ort um-
stehen, über dem er die Nacht im Grubenhund

noch
nicht
Ze
Er
terin
euzel

n in
dieser
dem
Misch-

jage
dar-
dem
klein
dieser
e den
denen
mmel
te.

rollt.
agen:
zeitig

erkom-
tubel!“
Nacht
fällt er
später

fragen

er sich.
e Mei-
t Mich-

den er
och ge-

ie mei-
einen
du von

. Noch
zu ihr

Bander-
! Für
t er in
nd nach
Beine
se wird
st wäre
r näch-
ihn ins
er frisch

verbrachte. Und er sieht wohl auch die große schwarze Lache in der Stoppelsenkung, die dort früher nicht vorhanden war. Vielleicht hört er sogar die Leute darüber reden und ein junges Weib sagen: „Na, sollte man das denken, daß ein Rauchfanglehrer so eine schwarze Rasse ist, daß das bißchen Regen einen ganzen Ruffsee von ihm herunterwaschen kann?“

„Ei ja,“ sagt ein älteres Weib, „erst inwendig sollst du einen Rauchfanglehrer sehen, wie schwarz er ist!“

„Geht mir!“ meint eine dritte, deren Mann sich just die Pfeife anzündet. „Alle Männer sind innen schwarz, auch wenn sie keine Rauchfanglehrer sind.“

Da lachen sie auf der Weiberseite um den schwarzen Teich.

„Bohl,“ wirft jetzt einer von den Männern auch seine Meinung drein, „viel ärger sind noch die Weiber. Ich hab einmal einer den Bund umgedreht und ihre Seele herausgewendet. Aber glaubt ihr, daß die weiß ist gewesen wie die Unschuld? Wilde Windlinge! Finster ist sie gewesen, daß man sich verirren hätt' können drinnen; und so ruhig, daß man diese Krantsuppe da zum Gesichtswaschen verwenden könnt.“

Jetzt schlagen sie auf der Männerseite ein Geräusch auf

Aber der Tobias reißt seine Gedanken von dieser Gesellschaft schein weg und drückt und herzt seine ofenwarme Braut ab, und so oft sie zu reden anfangen will, verlegt er ihrer Rede mit einem schnalzenden Ruff den Ausgang. Denn er könnte es nicht ertragen, daß seine Braut in dieser geheiligten Feiertagsstunde auch nur mit einem ganz kleinen spitzen Wörtlein auf das unsaubere Ueberbleibsel in der Stoppelsenke deute. Und das Ueberbleibsel ist nicht nur unsauber, es ist auch ein heimliches Restchen von der Narrheit, mit der er einer Heze nachgeisterte, die sich vom Teufel holen ließ. An so etwas aber will der Tobias um nichts in der Welt erinnert werden.

Ob die Mostwirtin die Versuche bald aufgegeben hat, weiß ich nicht. Nur so viel bin ich noch inne geworden, daß sie auch ferner oft von der Hochzeitsreise zu reden anfing; aber jedesmal, wenn sie über den großen Schirm ihrer gottseligen Ahne hinweg war, nahm er sie um den Hals und verrannte ihrer Rede den Weg mit lauter heißen Küssen. Sie wird das wohl für die lautere Liebe gehalten und die Reise schließlich aufgegeben haben. Denn hätte sie das nicht getan, müßte er sie auch jetzt noch immer und die ganze Zeit um den Hals halten und ihrer Rede den Weg verlegen. Und das wäre so eine gewaltige Leistung, daß ich sie gar nicht für möglich halte.

War's deine Schuld,
Trag's mit Geduld!

Der Onkel in Frankfurt.

Novelle von Franz Hirtler.

„Erzählen soll ich?“ fragte Doktor Felix Lang vernügte.

„Gerne tu ich's, wenn man mir gestattet, daß ich selbst der Held meiner Geschichte sein werde. Meine liebe Frau sagte schon oft, ich sei ein Glückskind. Es ist vielleicht etwas Wahres daran, unberufen! Aber nur im Hinblick auf die Geschichte, die ich jetzt erzählen will, und aus der man erfahren kann, was für launische Einfälle das Schicksal hat, das uns gelegentlich solch einen Glücksfall wie einen Blitz aus heiterem Himmel schicken möchte. Unerwartet und unverdient muß einem das Glück ins Haus kommen, sonst ist es kein rechtes Glück! Das, was man so mit Arbeit und Geduld sich zusammenschufte kann, macht freilich eine reine Freude. Aber eigentlich denkt jeder Erfolgreiche dabei, daß ihm das Schicksal dies alles sozusagen schuldig gewesen sei. Ich meine, der Mensch, den das Geschick mit einem Geschenk beglückt, sollte sich dessen bewußt sein und in dem Zufall das Wirken geheimnisvoller Mächte erkennen. Aber wohin komme ich! Ich wollte von der kleinen Reise erzählen, die ich nach glücklich bestandnem Examen unternahm. Grete, füllte Sie die Gläser, und stellen Sie noch einige Flaschen bereit. Es steht jedermann, den meine Geschichte langweilen sollte, frei, sich mit seinem Weinglas zu unterhalten.“

Die kleine Gesellschaft saß im Schein der rötlichen Tischlampen. Der Erzähler schauteersonnen einige Augenblicke vor sich hin, während die Gläser gefüllt wurden, trank dann mit einem schalkhaften Augenzwinkern gegen seine Frau einen kleinen Schluck.

„Nationalökonomie,“ so begann er, „ist ein interessantes Fach, wenn man es richtig anpaßt. Ich hatte meine Doktorarbeit über die Entwicklung des Weinhandels in Deutschland geschrieben, freilich nicht aus besonderer Liebe zu diesem Thema, sondern auf Veranlassung des Professors, aber aus all den statistischen Feststellungen und wirtschaftlichen Thesen kam mir doch so viel Wertvolles und Lebendiges entgegen, daß ich Lust bekam, der Sache auch außerhalb der Wissenschaft näher zu treten. Mit dem letzten Geld, das mir noch übrig war vom Erbe des Vaters, wollte ich nun eine Reise an den Main und den Rhein unternehmen. Ich hatte mir die Adressen einiger Verwandten und Freunde meines Vaters aufnotiert und erwartete schöne Tage. Mein bisheriges abstraktes Verhältnis zum Weine, wie es sich in meiner Doktorarbeit geäußert hatte, sollte sich nun voraussichtlich inniger gestalten, und ich freute mich darauf, einige der Gegenden kennen zu lernen, in denen Rebenstöcke aus dem Boden edlen Saft in das Licht der Sonne heben.

Und
fernt
sich
faller
den
daß
Wür-
Main
Bahr
schaft
ihres
ich e
Man
fahrt
tere
mir
storb
Fran
ein
auf
Berr
betre
dacht
ans
hätte
traf
Inge
zu s
kam
brod
verst
war,
ande
Brü-
scheu
wan
mal
zieh
Dor
Tag
Mor
wad
in d
bere
sond
Rei-
nich
die
als
mal
paß
sein
gut
der
daß
könn
Fest
ließ
nen
bei

Und in Altmannshausen wußte ich eine Baje entfernten Grades, die mir bei ihrem kurzen Besuch in meiner Mühener Heimat sehr gut gefallen hatte. Ihr, die ich — aus gewissen Gründen — Leonie nennen will, hatte ich geschrieben, daß ich kommen werde. Ich reiste also über Würzburg und Aschaffenburg gemächlich den Main hinunter, abwechselnd zu Fuß und mit der Bahn. Man hat die herrliche fränkische Landschaft nicht erlebt, wenn man nicht den Duft ihres Weins gekostet hat. In Aschaffenburg war ich einige Tage bei der Schwester meiner Mutter. Man hänselte mich, als sei ich auf der Brautfahrt zu Leonie, und empfahl mir, einige weitere Bekannte aufzusuchen, deren Wohnung man mir nannte. Vor dem Stiefbruder meines verstorbenen Vaters, einem Junggesellen, der in Frankfurt wohnte, warnte man mich. Er sei ein welscheuer Sonderling, der jeden Besucher auf der Türschwelle abfertige, weil er die ganze Verwandtschaft als eine Bande von Erbschleichern betrachte. Nun, das merkte ich mir gut. Ich dachte nicht ans Erben in Frankfurt, eher schon ans Werben in Altmannshausen! Vorkäufig hatte ich aber auch damit keine Eile. Unterwegs traf ich einen netten Reisebegleiter, der sich als Ingenieur ausgab und mit reichlichem Reisegeld zu seinem Vergnügen das Land durchstreifte. Er kam aus dem Böhmischn, sprach nur etwas gebrochen deutsch, aber wir konnten uns ganz gut verständigen. Da wir etwa im gleichen Alter waren und mit unseren Brillengesichtern einander ziemlich ähnlich sahen, konnten wir als Brüder gelten, wenn der Böhme nicht einen scheuen und unsicheren Blick gehabt hätte. Wir wanderten den Main entlang, fuhren auch einmal mit einem der Föße, die den Fluß hinunterziehen und übernachteten gemeinsam in kleinen Dorfgasthäusern. Es waren köstliche, sorgenlose Tage. Da geschah es, daß der Böhme eines Morgens spurlos verschwunden war. Als ich erwachte, war sein Bett bereits leer, und drunten in der Wirtsstube erfuhr ich, daß mein Begleiter bereits in aller Frühe abgereist sei. Das war so sonderbar, daß ich Verdacht schöpfte und meine Reisetasche revidierte. Es fehlte mir aber nichts. Ja der sonderbare Kamerad hatte sogar die ganze Rechnung für uns beide bezahlt. Erst als ich vor dem Ausbruch meine Sachen nochmals untersuchte, entdeckte ich, daß mein Reisepaß fehlte. Das schien nicht gerade schlimm zu sein. Man konnte doch im deutschen Land ganz gut ohne Papiere durchkommen. Was aber hatte der Böhme mit meinem Paß vor? Ich dachte, daß er wohl etwas auf dem Kerbholz haben könne und nun mit meinem Reisepaß sich vor der Festnahme schützen wollte. Meine Phantasie ließ mich allerlei romantische Geschichten erfinden, und schließlich war ich beinahe befriedigt bei dem Gedanken, daß mein schöner Reisepaß

dem armen Kerl, der vielleicht einen niederträchtigen Nebenbuhler erstochen haben mochte, behilflich war auf der Flucht. Doch wurde ich wieder irre in meinen Mutmaßungen, als ich auf dem Nachttisch des Böhmen einen Briefumschlag liegen sah. Er enthielt zu meiner Verwunderung einen neuen sauberen Reisepaß auf den Namen Wenzel Tomzat. Als Beruf war angegeben: Ingenieur. Was sollte ich nun von der ganzen Sache halten? Hatte der Böhme aus Versehen meinen Paß statt den seinen eingesteckt?

Der Wirt, dem ich den Sachverhalt erzählte, zuckte die Achseln, und ich selbst nahm mir vor, keine Anzeige zu erstatten, weil ich hoffte, den Ausreißer noch zu treffen. Wir hatten unsere weitere Fußtour schon am Tage vorher besprochen. So wanderte ich ahnungslos meines Wegs, fragte da und dort in Wirtshäusern nach meinem verschwundenen Begleiter, ohne jedoch Erfolg zu haben. Als ich nun mit der Bahn in Frankfurt ankam, wurde ich von einem der dort Wache haltenden Kriminalbeamten angehalten und nach Name, Herkunft und Reiseziel gefragt. Ich antwortete mit überlegenem Spott, allzu sicher meines guten Leumunds. Als er aber Ausweispapiere verlangte, erschrak ich. Viel weniger selbstbewußt als vorher erklärte ich ihm, daß mir mein Reisepaß verloren gegangen oder gestohlen worden sei. Da lachte der Kerl und nahm mich mit auf die Wache, wo man bei der Durchsuchung meiner Reisetasche natürlich den Paß des Wenzel Tomzat fand. „Wir haben ihn!“ rief der Beamte vergnügt, und meine Erklärung, dies sei gar nicht mein Paß, sondern der meines verschwundenen Reisebegleiters, wurde mit mitleidigem Lächeln beantwortet. „Gewiß,“ sagte der Beamte, „Sie sind nicht der Wenzel Tomzat. Ein Blinder kann es greifen, daß der Paß falsch ist. Wollen Sie nicht zugeben, daß Sie der vielgesuchte Max Perl sind, der in Prag fünfzigtausend Kronen erschwindelt hat, ganz abgesehen von anderen Hochstapeleien?“ Ich war zunächst starr vor Staunen. Ich erklärte, daß ich der Doktor Felix Lanz aus München sei. Das machte gar keinen Eindruck. Meine Beteuerung, ich sei ein harmloser Ferienreisender, der nichts von den fünfzigtausend Tschechenkronen wisse, und mein Hinweis auf das geringe Reisegeld, das ich bei mir führe, wurden mit höhnischem Lachen zurückgewiesen: „Liebes Kind, diese Ausflüchte kennen wir!“ Man brachte mich nun wirklich in eine Zelle des Untersuchungsgefängnisses. Ihr werdet euch meine Stimmung ausmalen können. Der gutmütige Gefangenwärter, dem ich meine Unschuld so überzeugend versicherte, daß er es beinahe glaubte, erzählte mir, daß auf die Ergreifung des Max Perl eine hohe Belohnung ausgesetzt sei. Nun verstand ich den Eifer und die Freude der Beamten. Da sie ihres Erfolgs so sicher waren, hatte ich wenig Hoffnung, daß sie

Felix

ir ge-
neiner
sagte
leicht
ur im
zahlen
as für
ns ge-
Blitz
erwar-
id ins
lück!
ld sich
reine
greiche
sagen
ch, den
h, sollte
ill das
n . . .
on der
ich be-
füllen
ge Fla-
meine
seinem

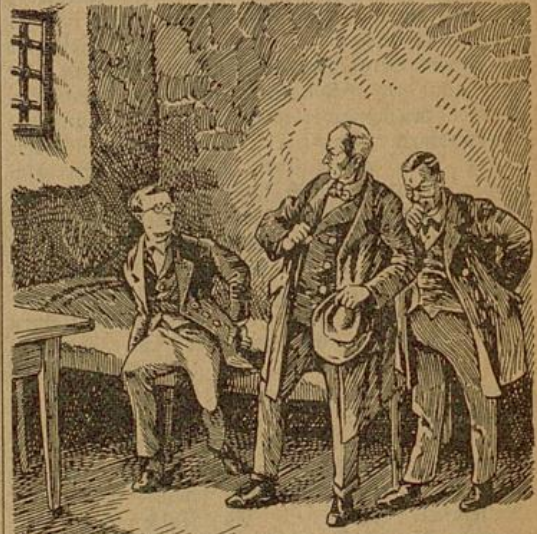
der röt-
te ver-
während
t einem
e Frau

„ist ein
anpaßt.
Entwick-
hrieben,
diesem
professors,
gen und
el Wert-
Luft bes-
enschaft
das mir
ollte ich
n Rhein
en eini-
Vaters
Mein
eine, wie
t hatte,
gestalten,
Begenden
aus dem
ne heben.

in München anfragen würden, ob dort ein Felix Lanz bekannt sei. Auf keinen Fall durfte ich erwarten, daß sie dies mit besonderer Eile tun würden. So sah ich trübselig bei meinem Wassertrug hinter vergitterten Fenstern, dachte an Mannshausen und die hübsche Base Leonie und wurde in der langen schlaflosen Nacht so verwirrt, daß ich schließlich selbst an meiner Person irre wurde und ernstlich erwog, ob ich nicht vielleicht doch der Hochstapler Max Perl sei. Gegen den Morgen zu wurde ich ruhiger, und mir kam ein rettender Gedanke, an den sich nun meine Hoffnung anklammerte. Es fiel mir der Onkel ein, der ja in Frankfurt wohnte und vor dem mich die Verwandten gewarnt hatten. Er kannte mich freilich nicht, und ich hatte ihn nie gesehen. Außerdem galt er ja als Sonderling. Aber was blieb mir anderes übrig, als seine Hilfe anzuflehen? Als man mir die Morgensuppe brachte, verlangte ich nochmals vorgeführt zu werden. Die Angelegenheit verlief jetzt schneller, als ich erwartet hatte. Um elf Uhr trat mit dem Polizeidirektor ein weißhaariger, schlanker Herr in meine Zelle. Er blinzelte mich zuerst lange vergnügt und boshaft an. Ich ging schließlich auf ihn zu, wollte sprechen, aber da kam er mir zuvor: „Junge, Junge, du hast es weit gebracht! Hast Wechsel gefälscht, hast ehrsame Jungfern und vergnügte Witwen unter Eheversprechungen um hübsche Summen betrogen! Hm, ja, nun siehst du deiner Verurteilung und jahrelanger Unschädlichmachung in den Räumen dieses sehr zweckmäßig eingerichteten Gebäudes entgegen! Ich aber, dein Onkel, bin gekommen, um dir den Fluch der Familie zu übermitteln. Nimm ihn also hin: Du bist hiermit ausgestoßen aus der Gemeinschaft jener guten Leute, die den Namen Lanz in Ehren tragen.“ Er hielt inne, denn ich war, da ich den tollern Humor dieser Ansprache nicht begriff, betroffen und bleich auf die Pritsche zurückgesunken. Er aber klappte und sicherte vergnügt. Dann fuhr er mit groteskem Ernst fort: „Leider ist es nicht möglich, dir die äußeren Zeichen der Zugehörigkeit zur Familie Lanz abzunehmen. Dein Gesicht verrät allzu deutlich, daß du der Sohn deines Vaters bist. Ein Glück für ihn, daß er deine Ausstoßung nicht mehr miterleben muß! Trinke Wasser, Felix, und tue Buße! Es ist gut, wenn man dich nicht allzubald wieder herausläßt aus dieser trefflichen Erziehungsanstalt. So wirst du niemals auf den Gedanken kommen, deinen Onkel beerben zu wollen. Du bist von vornherein ausgestoßen und enterbt. Meine Schätze werden schon längst aufgeteilt sein unter der Sippe, wenn du bleich und schlotterig wie der alte Mohr aus diesem Verließ emporksteigst!“

Der Polizeidirektor, der hinter ihm stand, preßte die Lippen zusammen. Seine Augen aber konnten die Heiterkeit nicht verbergen, die

ihn erfüllte und die nahe daran war, herauszuplagen. Ich durchschaute endlich den seltsamen Spaß, den sich der Onkel mit mir erlaubte, und lachte selbst laut auf. Da streckte er mir die Hand hin: „Na, grüß dich Gott, lieber Nefse! Es freut mich, dich unter so heiteren Umständen kennen zu lernen!“ Nach einigen Fragen, die ich im Beisein des Onkels beantworten mußte, sprach man mir das amtliche Bedauern aus, daß ich einem behördlichen Irrtum zum Opfer gefallen sei. Dann war ich frei. Der Onkel lud mich in der lebenswürdigsten Weise zum Mittagessen ein. Diese Ehre war noch niemanden aus der Verwandtschaft zuteil geworden! Ich mußte mich wirklich wundern, wie gut ich von dem als traghüßlich verschrieenen alten Herrn aufgenommen wurde. Er hatte eine ehrliche Freude, einen aus der Sippe auf so originelle Weise kennen gelernt zu haben. Die anderen waren gekommen mit Blumen, heuchlerischen Gesichtern, verlogener Teilnahme an seinem Alleinsein und mit aufdringlichen Zärtlichkeiten. „Ich brauche keine Teilnahme und keine Zärtlichkeit, Felix!“ schrie er vergnügt. „Ich bin nicht allein! Ich habe



Karl Müller

Er hielt inne, denn ich war betroffen und bleich auf die Pritsche zurückgesunken.

meine Freude an meinem blühenden Geschäft. Eine vortreffliche Haushälterin versorgt mich, und im Keller habe ich einen kostbaren Schatz!“ Nun, bald lernte ich die treffliche Haushälterin Grete und den Schatz im Keller kennen. Noch am gleichen Tage zeigte mir der Onkel seine reichen und wohlgeordneten Weinvorräte, worin keine edle Sorte fehlte, und auf die er sehr stolz war. Dann offenbarte der Schatz seine magische Kraft. Beim Wein, der ja die Herzen der Menschen auf-

schließ
Unter
erwie
sich d
Das
Freu
Haus
über
zulez
wir
Perl
nen
zurüc
einer
lesen
alte
aber
wurd
nahm
wisse
stimm
ben
seine
läche
ähnl
holte
spred
T
seit
liebe
ein
dann
glüte
Gute
Glas
kens
spiel
"e
ihr
3
haus
selbst
Er
Fra



er
feit.
Did
rein
Ged

schließt, kamen wir einander rasch näher. Der Unterschied der Jahre verschwand; der alte Herr erwies sich als ein sehr liebenswerter Mensch, der sich die Beweglichkeit der Jugend bewahrt hatte. Das waren gute Stunden, in denen wir wirklich Freunde wurden. Vier Wochen blieb ich im Hause des Onkels. Er schimpfte nur noch selten über die erblichende Sippe, er behandelte mich zuletzt wie seinen Sohn. Eines Tages erhielten wir durch die Polizei die Nachricht, daß Max Perl an der Grenze verhaftet worden sei. Meinem Paß brachte mir der Polizeidirektor selbst zurück. Das gab meinem Onkel den Anlaß zu einem kleinen Fest. Wir tranken von den erlesenen Tropfen aus des Onkels Keller. Der gute alte Herr war in ausgelassener Stimmung. Als aber nach Mitternacht die Gäste gegangen waren, wurde er plötzlich aufgeräumt und ernst. Er nahm meine Hand und sagte: „Du sollst es nun wissen, Feliz, daß ich dich zu meinem Erben bestimmt habe. Das Testament ist bereits geschrieben und hinterlegt.“ Dann, als ich tiefbewegt seine Hände drückte und keine Worte fand, lächelte er: „Ja, das sieht dem alten Sonderling ähnlich, daß er seinen Erben aus dem Gefängnis holte! So wird dann die enttäuschte Sippe sprechen.“

Das ist meine Geschichte. Der gute Onkel ist seit einem Jahre tot. Ich verlor einen echten, lieben Freund. Daß ich ihn kennen lernte, war ein großer Glücksfall meines Lebens; ich verdanke ihm ja alles, was ich an äußeren Lebensgütern habe. Laßt uns von dem Wein des seligen Guten trinken . . .“ Der Erzähler ergriff das Glas und trank einen stillen Schluck des Gedankens. Die Gäste folgten schweigend seinem Beispiel.

„Aber die Base in Ahmannshausen?“ fragte eine muntere Mädchenstimme. „Darf man von ihr nichts erfahren?“

Der Doktor lachte: „Die Base in Ahmannshausen? Wie ging es mit der? Sie soll es selbst erzählen! Das ist eine Geschichte für sich!“ Er nickte mit erhobenem Glas seiner jungen Frau zu.

Der ewige Hof.

Von F. Schröngamer-Heimdal
Passau-Haidenhof.

Der Hof steht in der Ewigkeit.“
Wie ein Blitz traf mich der Satz, daß ich zusammenzuckte. Und der Satz ließ mich nicht mehr los. Denn auch er selbst steht als eine Urwahrheit in der Ewigkeit. So tief, ernst und wahr weiß ich mir kein Dichterwort, keinen Weisenspruch. Wie der Rehrim eines Bauernhochgesangs, zu dauerndem Gedächtnis geprägt, senkt sich der Satz in die

Seele und behauptet dort als Satz über allen Sätzen sein ewiges Heimatrecht:

„Der Hof steht in der Ewigkeit.“

Wahrhaftig — es ist so! Fest wie ein Felsblock steht der Satz — und der Hof. Sein Ort ist in der Ewigkeit: in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, im ewigen Leben des Volkes.

Wie wahr das Wort ist, wissen wir erst, wenn wir Umschau halten im Menschenwert, das wohl auch in der Ewigkeit stehen möchte, da es sich erhaben dünkt über den Hof, den niemand achtet. Was steht denn von diesem Menschenwert in der Ewigkeit? Eine Kaufmannsfirma? Ein Fabrikunternehmen? Eine technische Einrichtung? Ein Staatswesen?

Nichts von allem Menschenwert steht in der Ewigkeit.

Nur der Hof steht in der Ewigkeit.

Der Hof — hundert Höfe, tausend Höfe, zehntausend Höfe, hunderttausend Höfe stehen in der Ewigkeit. Die Höfe des Volkes.

Wenn eine Firma fünf oder hundert Jahre des Bestehens hinter sich hat, brüstet sie sich breit in allen Zeitungen, als wär's ein helles Wunder, daß sie der Strudel der Zeit noch nicht verschlungen hat.

Aber der Hof, die hundert, die tausend, die zehntausend, die hunderttausend Höfe im Land schreiben nichts in die Zeitung, obwohl sie auf tausendjährigen Grundmauern stehen. Was sollen sie auch in der Zeitung? Zeitung ist Zeit und fährt dahin. Aber der Hof steht und bleibt.

Steht und bleibt in der Ewigkeit.

Was ist ein Mensch gegen den Ewigkeitshof?

Wenn einer siebzig, achtzig oder gar einmal hundert Jahre auf dem gebeugten Rücken hat, kommt er wieder groß in die Zeitung, und alle Welt wundert sich über ein solches Alter.

Wer aber wundert sich über den Ewigkeitshof? Niemand. Weil er nicht in die Zeitung kommt, obwohl er mit tausend Jahren noch ungebeugt dasteht und noch eine Ewigkeit stehen wird.

Der Hof schweigt — und wird totgeschwiegen. Schicksal alles Ewigen.

Es ist not, den Bann des Schweigens um den Ewigkeitshof einmal zu brechen und sein Wesen einmal in die Helle zu rücken.

Was ist es denn eigentlich um den Hof, von dem der Hochgesang rühmt, daß er in der Ewigkeit steht?

Antwort raunt aus Wiesengründen und Feldbreiten, die ihn umhegen: Korn, Brot, Milch, Flachs, Wein. Und der Wald hinter dem Ewigkeitshof schauert auf: Span zum Licht, Scheit zum Feuer, Stämme für Stuben . . .

Der homo prosaicus versteht das Raunen und Rauschen und überseht sich's auf seine Weise: Wohnung, Nahrung, Kleidung. Alles, was der

die
schäft.
, und
Nun,
Grete
ch am
reichen
keine
war.
Kraft.
n auf-



Mensch zum Leben braucht, gibt der Hof. Das ist richtig. Ohne den Hof verhungern wir alle. „Der Hof ist viel mehr,“ blüht es aus der Himmelsbläue.

Wer auf dem Ewigkeitshof geboren ist, weiß es: der Hof ist einfach alles, Wiege und Heimat des Volkes, Lehrmeister alles Menschlichen, Hortwahrer der Väterart. Lied und Liebe, Heldensinn und Märchengemüt, Lebenstreue und Todesverachtung — alles was das Leben lebenswert und das Sterben tröstlich macht, wurzelt im Ewigkeitshof.

Wenn in den großen Städten des Landes die Kaufleute, die Staatsmänner, die Gelehrten, die Künstler in der Reihe ihrer Ahnen zurückforschen, so stoßen sie letzten Endes immer auf einen Ewigkeitshof, der ihrem Ahnherrn Wiege war.

Der Kern aller Kunst, die Würze aller Weisheit, die Tiefe jeden Lebenstrostes hat Heimat im Ewigkeitshof.

Die Fürsten wußten noch, ihres Ursprungs und Stammbaums eingedenk, daß der Hof ihnen alles war. Hof und Volk. Gleiche unter Gleichen.

Erst als sie den „Hof“ in die Stadt stellten, wo kein Platz für Höfe ist, untergruben sie seine Ewigkeit. Verhängnis: Sie hielten noch Hof, aber diese Höfe hielten sie nicht mehr. Auf dem Asphalt geht jede Eiche ein.

Der Ewigkeitshof steht draußen im Freien. O wundervolles Wort! Freiheit, Freude, Freuen. Alles eins! Wir gehen ins Freie zum Ewigkeitshof. Dort wächst er aus dem Boden wie Baum und Feld, steht in der Landschaft wie ein Selbstverständliches.

Alles Ewige ist selbstverständlich.

Nur versteht man es nicht, weil es so selbstverständlich ist, so wie man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht.

Was gilt ein Einzelner, ein Mensch, ein Geschlecht gegen den Hof? Wenn der nicht in der Ewigkeit steht, fällt das Volk und ist nicht mehr. Alles ist um des Hofes willen. Er allein muß bleiben, wenn alles wankt: Sie halten Hochzeit, damit der Hof wieder Erben und Betreuer habe. Sie tragen das Kindlein zur Taufe und stellen sich schon vor, wie es auf dem Hof einmal werken wird. Sie legen sich so leicht in den Tod, wenn sie Gewähr haben, daß der Hof nicht gefährdet ist. Der Hof muß sein, damit die Sippe sei.

„Der Hof steht in der Ewigkeit.“

Volk steht in der Ewigkeit — durch den Hof.

Tausend Jahre steht er schon und mehr. Krieg hat ihn verheert, Not hat ihn verzehrt, Brand hat ihn vernichtet, Pest hat ihn entvölkert. Wie durch ein Wunder wuchs er immer wieder aus den alten Grundmauern zur Giebelhöhe mit dem alten Wetterkreuz.

Volktes Heimstatt ist und bleibt der Hof.

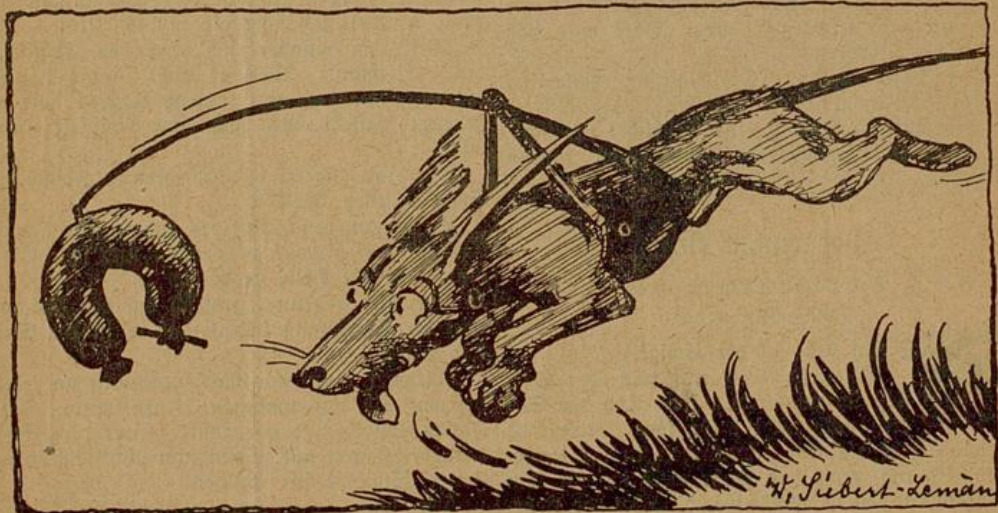
Wenn alles andere vergeht, hier ist ewiges Geborgensein.

Die Wanduhr in der alten Bauernstube weiß es. Sie tickt es und takt es über der Wiege des Stammhalters in die Stille der Stube:

„Der Hof steht in der Ewigkeit.“

Tröstlich, unvergänglich dröhnt es mir der Dreschtakt aus den Scheunen her: „Der Hof steht in der Ewigkeit.“

Amen!



Verblüffend einfache Lösung, weshalb Schlaubergers stupider alter Dadel in letzter Zeit fortgesetzt erster Sieger in allen Schnelligkeitstouren wird.

Raffen
Rückst
Zinsen
Verpfl
Zuschu
Samm
a) ;
b) ;
Gener
Aus le
Sonst
Vorsch
Schent
Zurück
K
Sonst
Laßen
Feu
Gr
mein
Für ei
Sch
Auf
sow
Anst
berse
Hau
Bell
Heiz
trisch
Lebe
Für
Kra
Son
Besond
Uneige
Wie
Ausgle
Grund
kapit
Sonst
In
In We
In Sp
Bei B
Da
1. Geb
2. Lieg
3. Akti
4. Kass
Sin